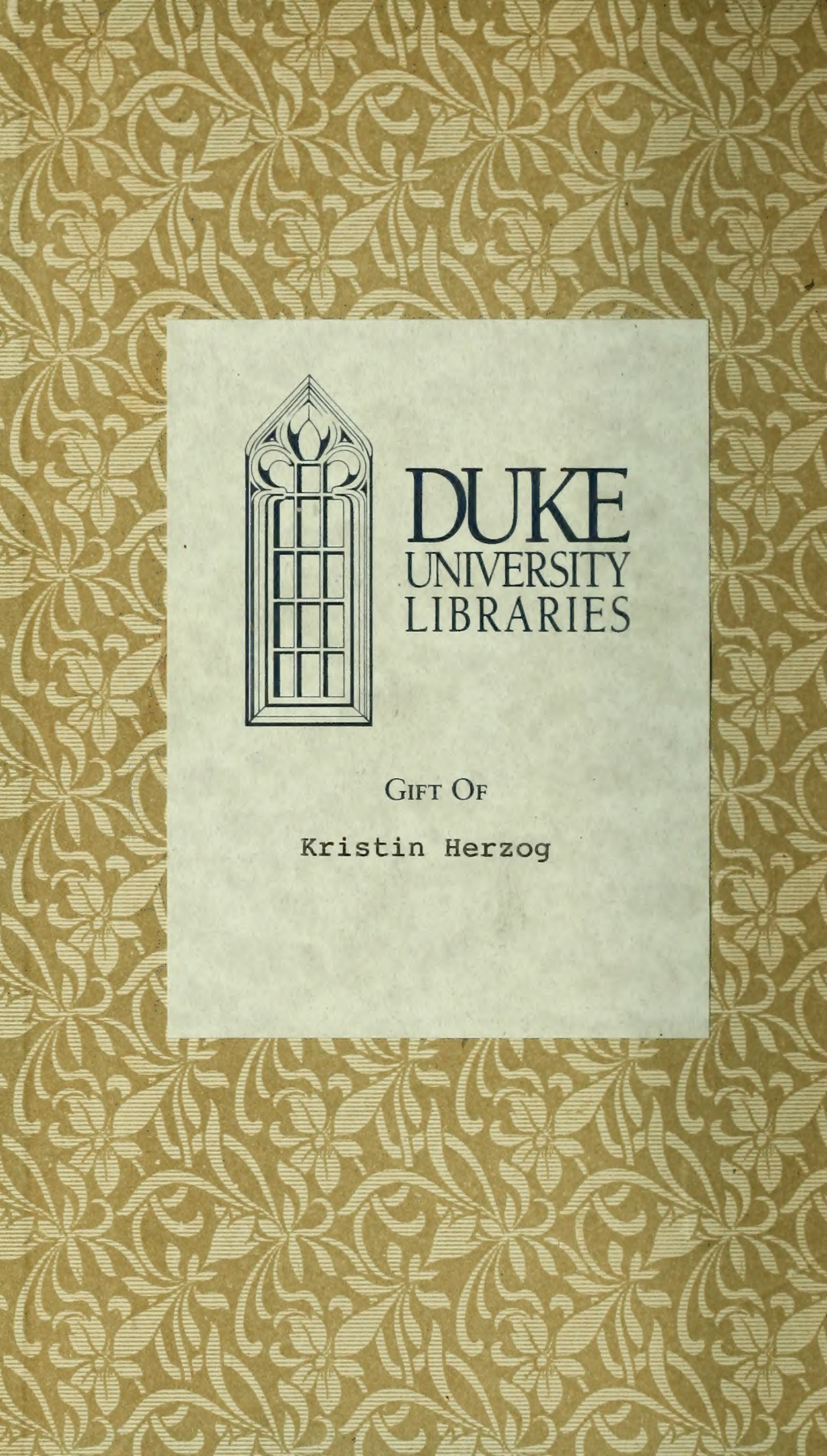
Hermann Schade,

Missionsgeschichtliche Beispiele

in den

paulinischen Briefen.

I.





Die Missionstexte

des

Neuen Testaments

in

missionsgeschichtlichen Beispielen.

Ein Hilfsbuch zu Lic. Dr. G. Mayers Meditationen und Predigtdispositionen

von

Hermann Schade,
Pastor in Prießen (Niederlausitz).

Dritte Abteilung:

Die Missionstexte in den paulinischen Briefen.

Erste Hälfte: Römer- bis Epheserbrief.



Gütersloh 1907.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.



Inhaltsverzeichnis.

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
1. Vom Missionsberuf (Röm. 1,1—7).		
1. Wer hat Sie gesandt?	MM 1902, 255	1
2. Christus und die Mission . . .	„ 1898, 1 f.	1
3. Der letzte Wunsch	„ 1904, B., 31	2
2. Hirt und Herde (Röm. 1, 8—13).		
4. Der Glaube der Heidenchristen .	Warneck, M.-St. I, 211 f.	3
5. Buchners Urteil über südafrikanische Gemeinden	AMZ. 1894, 198 f.	4
3. Selbstbekenntnis eines Missionars (Röm. 1, 14—15).		
6. Nicht die Unwissenheit der Heiden, sondern die Saumseligkeit der Christen	Hesse, M. a. d. Kanzel 131	5
7. Zivilisation folgt dem Christentum nach	MM 1894, 129	5
4. Das Glaubensbekenntnis St. Pauli (Röm. 1, 16—17.)		
8. Schäme dich nicht des gekreuzigten Christengottes	Hoffmann III, 163 f.	6
5. Blicke in das Heidentum (Röm. 1, 18—25).		
9. Farbige am Kap	Wegner, Einzelzüge 1 f.	6
10. Ein altes Erbstück	Klamroth, Auf Bergpfaden 27 f.	7
11. Bei den Hindu ist die Religiosität rein äußerlich	MM. 1892, 354	8
6. Das Elend in der Heidenwelt (Röm. 1, 26—32).		
12. Herero	Wegner, Einzelzüge 3.	9
13. Das Heidentum in Kamerun .	AMZ. 1903, B., 99 f.	9
7. Dreierlei Gottesurteile über das Heidentum (Röm. 2, 12—16).		
14. Warum sich ein heidnischer Mörder selbst dem Gericht auslieferte .	MM. 1894, 462	11

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
8. Christen — ein Ärgernis für die Heiden (Röm. 2, 24).		
15. Zwei Sittenbilder aus den Kolonien	MM. 1903, 304 f.	12
16. Das Sündenleben der weißen Namenchristen	AMZ. 1901, 547	13
9. Worin Christen und Heiden gleich sind (Röm. 2, 25—29).		
17. Das Verzeichnis der Tugenden und Sünden	MM. 1903, 476 f.	14
18. Ich habe ein schlechtes Herz .	Hoffmann IV, 51	15
10. Gott, der Heiden Gott (Röm. 3, 28—30).		
19. Die Heiden nehmen die Glaubensgerechtigkeit gern an	Hoffmann I, 112 f.	16
20. Die Bekehrung des Japaners Murata	Saat und Ernte 1902, 21 f.	17
11. Einst und jetzt (Röm. 6, 17—23).		
21. Paul Karunagara	MM. 1892, 358	19
22. Einst und jetzt in Neuguinea .	Ev. Missionen 1896, 47	20
23. Einst und jetzt bei den Indianern.	MM. 1897, 113 ff.	20
12. Ein echter Judenmissionar (Röm 9, 1—5).		
24. Gott will die Judenmission . .	Messiasbote I, 1, 3 f.	22
25. Die Macht des Gebetes . . .	„ I, 1, 22 f.	23
13. Die Berufung der Heiden zum Heil (Röm. 9, 24—26).		
26. Drei nächtliche Besucher . . .	MM. 1904, B., 13 ff.	24
27. Abraham Serotes Amtsanfang.	Jahresbericht 1907, 27 f.	26
14. Pauli Urteil über Israel (Röm. 10, 1—4).		
28. Der Zionismus	AMZ. 1907, 91	27
29. Wo sind die sieben Tausend in Israel?	MM. 1903, B., 44 ff.	27
15. Hat denn Gott sein Volk verstoßen? (Röm. 11, 1—12).		
30. Wer kann die wichtigste Frage beantworten?	Hoffmann IV, 100	30
31. Die Ersten sollen die Letzten sein.	Judenmission Berlin Bericht 1902, 3 f.	31
32. Israels tausendjähriger Traum.	Nathanael 1906, 59 f.	33
16. Die Berufung der Heiden ins Reich Gottes (Röm. 11, 13—22).		
33. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich	Hoffmann IV, 197 f.	35

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
17. Die „Fülle“ der Heiden und das „ganze“ Israel (Röm. 11, 25—32).		
34. Heiden- und Judenmission . .	Dienst am Wort VII, 21 f.	36
18. O welch eine Tiefe des Reichtums und der Weisheit Gottes (Röm. 11, 33—36).		
35. Das Geheimnis der göttlichen Berufung	Warneck, MStd. I, 217	38
36. Gottes Taten in Indien . . .	Ev. Mission 1904, 41	39
19. Die Verheißung der Berufung der Heiden (Röm. 15, 8—12).		
37. Wie der sterbende Neger Gott lobte	Hoffmann II, 192 f.	40
38. Missionsdank und Missionsfürbitte	MM. 1895, 103 f.	40
20. Wie Paulus seinen Missionsberuf beschreibt (Röm. 15, 14—24).		
39. Alfred Saker, der Missionspionier von Kamerun	AMZ. 1903, B., 110 f.	42
21. Besuche der Missionare in der heimatlichen Gemeinde (Röm. 15, 29—33).		
40. Zimmers Tätigkeit in der Heimat.	Rhein. M.-Berichte 1901, 201	43
41. Moffat in der Heimat . . .	MM. 1888, 65	43
22. Brief eines Missionars an seine heidenchristliche Gemeinde (1. Kor. 1, 1—3).		
42. Brief der Ugandamissionare während der Christenverfolgung.	„ 1894, 329 f.	44
23. Die Herrlichkeit einer heidenchristlichen Gemeinde (1. Kor. 1, 4—9).		
43. Reich an Erkenntnis	Hoffmann IV, 203	46
44. Reich an Glaubensleben . . .	„ III, 190	46
45. Aus dem Jahresbericht der Schleswig-Holsteinischen Mission in Indien	MM. 1906, 184	47
24. Die Eintracht in der christlichen Gemeinde (1. Kor. 1, 10—17 a).		
46. Die Aufgabe der Mission . .	„ 1899, 11	47
25. Die Predigt vom Kreuze (1. Kor. 1, 17 b—25).		
47. Wir wünschen, daß unsere Schlechtigkeit durch das Blut weggenommen werde . . .	„ 1898, 76	48
48. Durch „törichte“ Predigt . . .	AMZ. 1904, 454 f.	49

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
26. Das unscheinbare Volk der Gläubigen (1. Kor. 1, 26—29).		
49. Das Christentum im römischen Weltreich und im indischen Kaiserreich	MM. 1892, 460 f.	51
50. Wie wenig kennt doch die Welt ihre wahren Helden!	AMZ. 1903, 131	52
51. Das Urteil eines „modernen" Japaners	MM. 1906, 210	52
27. Das weltüberwindende Zeugnis (1. Kor. 2).		
52. Duffs Ankunft in Indien . .	Hoffmann V, 21	53
53. Nicht das Gesetz, sondern das Evangelium	AMZ. 1902, 438 f.	54
54. Der erste Eindruck der Kreuzigungsgeschichte	„ 1902, 470 f.	55
28. Wie habe ich den Heiden das Evangelium zu predigen? (1. Kor. 3, 1—15).		
55. Gott wird den Sohn geben, nicht der Missionar	Hoffmann III, 159	57
56. Crowthers Anweisung zur Heidenpredigt	AMZ. 1903, B., 26 f.	58
29. Die Würde einer heidenchristlichen Gemeinde (1. Kor. 3, 16—17).		
57. Das heutige Uganda	MM. 1906, 218	59
58. Christenwandel und Heidenwandel	„ 1899, 6	60
30. Ein Pastoralspiegel für Missionare (1. Kor. 4, 1—5).		
59. William Burns	Ev. Missionen 1904, 97 f.	61
60. Gottlob Geißler	Hesse, Die Heiden u. wir 198 f.	62
31. Vorbilder der Demut und Geduld (1. Kor. 4, 6—13).		
61. Crowthers erste Predigt vor seinen schwarzen Landsleuten . .	MM. 1892, 308 f.	63
62. Careys selbstverfaßte Grabinschrift	„ 1892, 249	64
63. Nicht ich, sondern Gott . . .	Saat und Ernte 1901, 48	64
32. Viele Zuchtmeister, wenige Väter — auch in der Mission? (1. Kor. 4, 14—16).		
64. Wie Missionsbischof Selwyn die Melanesier ansah	MM. 1869, 307 f.	64
65. Eine falsche Auslegung der Bibel.	„ 1895, 95 f.	66

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
33. **Das Reich Gottes kommt nicht in Worten, sondern in Kraft** (1. Kor. 4, 20).		
66. Der Missionskönig in Toro . .	Ev. Missionen 1905, 9	66
67. Wenn du einmal hier bist, haben wir auch Frieden	AMZ 1902, 500	67
34. **Von der Kirchenzucht** (1. Kor. 5, 1—5).		
68. Kirchenzucht führt zur Christianisierung	MM. 1900, 107 f.	67
69. Aus der Kirchenzuchtordnung der Basler Mission	„ 1900, 111	69
70. Göttliches Eingreifen	„ 1900, 67 Anm.	70
35. **Die Richter in der Gemeinde Gottes** (1. Kor. 6, 1—9 a).		
71. Feldstreitigkeiten zwischen Christen.	Biene 1905, 24	70
36. **Eine selige Umwandlung** (1. Kor. 6, 9 b—11).		
72. Das Urteil eines heidnischen Priesters über eine Christin . .	AMZ. 1883, 559 f.	71
73. Die Mission eine Großmacht .	Ev. Missionen 1905, 3 f.	71
37. **Zwei wertvolle Beglaubigungen der Berufung zum Missionsdienst** (1. Kor. 9, 1—3).		
74. Morrison	AMZ. 1905, B., 6 u. 14.	74
75. Zaremba	Hesse, Heiden u. wir 179 f.	74
76. Elisabeth und Tabitha . . .	Gensichen, Bilder 152 f.	76
38. **Der Arbeiter ist seines Lohnes wert** (1. Kor. 9, 11—15).		
77. Wer da bittet, dem gib	AMZ. 1902, S. 469	77
39. **Blicke in ein Missionarsherz** (1. Kor. 9, 16—23).		
78. Zinzendorf unter den Indianern.	MM. 1900, 203 f.	78
79. Sakers letzter Wunsch	AMZ. 1903, B., 111 f.	80
80. Moffats Bekenntnis	„ 1902, B., 52	81
40. **Götzendienst oder Gottesdienst** (1. Kor. 10, 19—21).		
81. Aus dem Leben eines bekehrten Hindu	MM. 1892, 336 f.	81
41. **Drei Perioden in dem Leben eines Missionars** (1. Kor. 15, 9—10).		
82. Hermann Gundert	Hesse, Die Heiden u. wir 187 f.	83
83. Missionar Brandt	Paulig, Bilder aus der Mission 303, Anm.	86
42. **Die Erziehung zum Geben** (1. Kor. 16, 1—3).		

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
84. Tue ich's gern, so wird mir gelohnet	Hoffmann VI, 466 f.	87
85. Wer half bei der Hungersnot in Indien?	MM. 1906, 55 f.	88
86. Börresen und der unfreundliche Kaufmann	„ 1875, 43	90
43. Zweierlei Erfahrungen der Mission in der Gegenwart (1. Kor. 16, 9).		
87. Rückblick auf 25 Jahre der Allg. Missions-Zeitschrift	AMZ. 1899, 6 f.	90
88. Bekenntnis eines Missionsveteranen	„ 1905, 248 f.	92
89. Missionare des Satans unter den Indianern	Warneck, MStd. II, 2, 230 f.	92
44. Ehrenwerte Brüder unter den Heidenchristen (1. Kor. 16, 15—18).		
90. Der Sekretär der Pandita Ramabai	AMZ. 1901, 489 f.	94
91. Heidenchristen in Japan . . .	Warneck, MStd. II, 2, 191 f.	95
92. Die Dajakkenmutter	AMZ. 1906, 87.	96
45. Ein apostolischer Segenswunsch als Vorbild für unsere Grüße (1. Kor. 16, 23—24).		
93. Missionsbischof Selwyn und seine Mitarbeiter	MM. 1869, 309 f.	96
46. Das evangelische Predigtamt ein Trostamt (2. Kor. 1, 3—7).		
94. Ich will Gott preisen für alles, was die Missionare getan haben.	Hoffmann IV, 216.	98
95. Getröstet	Wegner, Einzelzüge 192.	98
96. Missionar Diehl vor Oberst Leutwein	Ev. Missionen 1904, 152.	99
47. Die rechte Amtsführung der Missionare (2. Kor. 1, 12—14).		
97. Evangelisch oder katholisch? .	„ 1904, 66 f.	99
98. Heiß mich beten	MM. 1894, 461	100
48. Der rechte Beweggrund zur Kirchenzucht (2. Kor. 1, 24).		
99. Katholische und evangelische Kirchenzucht	„ 1900, 115	101
100. Die Liebe Christi dringet zur Ausübung der Kirchenzucht . .	„ 1900, 68	101
49. Die Wiederannahme der Rückfälligen (2. Kor. 2, 5—10).		
101. Kirchenzucht in Wuga. . . .	Jahresb. d. Mis.-K. 1907, 45 f.	102

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
102. Zimmers Predigt vor den Mördern der Missionsgeschwister .	Rheinische Missions-Berichte 1901, 200	
50. Die Mission als eine Siegerin (2. Kor. 2, 14—17).		103
103. Triumphierendes Sterben . .	AMZ. 1893, 566 f.	104
104. Die Bedeutung Hudson Taylors.	„ 1905, 499	106
51. Fruchtbringende Missionare (2. Kor. 3, 2—6).		
105. Die Methode des Missionsbischofs Selwyn	„ 1901, 477 f.	107
106. Hudson Taylors Demut . . .	„ 1905, 504 f.	108
52. Das Geheimnis des Unglaubens (2. Kor. 4, 1—5).		
107. Imad-ud-dins Bekehrung . .	Ev. Missionen 1895, 66 f.	109
108. Die Sünde mit Recht bestraft .	AMZ. 1882, B., 45.	111
53. Die Mission als Lichtbringerin (2. Kor. 4, 6).		
109. Licht an der Westküste von Afrika.	Saat und Ernte 1902, 34 f.	111
110. Indien gehört Christo, und Christus gehört Indien . . .	Ev. Missionen 1904, 19.	113
54. Eine Schilderung des Missionslebens (2. Kor. 4, 7—15).		
111. Henry Townsend und die christlichen Egbas	AMZ. 1903, B., 14 f.	114
112. Eine edle Rache	„ 1902, 249 f.	116
55. Die Mission im Lichte des Kreuzes Christi (2. Kor. 5, 14—15).		
113. Knak und Wangemann vor chinesischen Gesandten . . .	Petrich, Wangemann, 51 f.	117
114. Das Evangelium von Christo schafft andere Leute	Wegner, Einzelzüge, 172	120
56. Weltversöhnung und Weltmission (2. Kor. 5, 19—21).		
115. Das Bild des Gekreuzigten bei den Frauno Huna	Rheinische Missions-Berichte 1901, 177	120
116. Der Weltheiland	Mbl. d. Brüderg. 1893, B. 50 f.	121
57. Die Missionare als Diener Gottes (2. Kor. 6, 4—10).		
117. Nicht zum Stuhle des Richters, sondern zum Throne Gottes .	Ev. Missionen 1904, S. 66	122
118. Ein heidnisches Urteil über die Schantung-Missionare	AMZ. 1902, 460	123
58. Die Armen, die viele reich machen (2. Kor. 6, 10).		

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
119. Die Bekämpfung des Defizits der Berliner Mission	Axenfeld, Eben-Ezer 16 f.	123
120. Könnte dir das auch wohl begegnen?	Kleine Biene 1905, 138 f.	125
59. Rein ab, und Christo an, so ist die Sach' getan (2. Kor. 6, 14—18).		
121. Nun ist alles Gnade, Leben und Licht	Fr. S. Oppermann 22 f.	126
122. Erst Götzenpriester, dann Christ.	Biene 1902, 5	127
60. Die Liebestätigkeit der Heidenchristen (2. Kor. 8 u. 9).		
123. Die Opferwilligkeit des ersten Ministers von Uganda . . .	MM. 1902, 256	127
124. Liebestätigkeit der Heidenchristen in Paramaribo	Mbl. d. Brüderg. 1893, 346 f.	124
61. Geistliche Ritterschaft (2. Kor. 10, 3—6).		
125. John Roß in der Mandschurei .	Ev. Missionen 1904, 98 f.	129
126. Die römische Mission in der Mandschurei	„ 1904, 101	130
62. Der Missionar als Brautwerber (2. Kor. 11, 2—3).		
127. Heute fangen wir an, dir zu vertrauen	Hesse, Heiden u. wir 207	131
63. Ein Großer im Reiche Gottes (2. Kor. 11, 23—30).		
128. Ein Zeugnis für die Mission .	Ev. Missionen 1895, 69	132
129. Krapfs Tod	„ 1904, 114	133
64. Höhen und Tiefen im Christenleben (2. Kor. 12, 1—9).		
130. Missionar Bernsmann in Omburo	„ 1904, 146 f.	134
131. Ein Tag aus Patons Leben .	„ 1905, 19 f.	135
65. Wahre Seelsorger (2. Kor. 12, 14—15).		
132. James Chalmers	AMZ. 1902, 171	136
133. Andreas Riis, der Begründer der Basler Mission auf der Goldküste	MM. 1904, 7 f.	137
66. Feste Gemeinschaftsbande (2. Kor. 13, 11—13).		
134. Was soll ich für die Mission geben?	Ev. Missionen 1895, 92 f.	138
135. Missionsbischof Crowther und seine Mutter	MM. 1892, 311 f.	140
67. Ein Missionar von Gottes Gnaden (Gal. 1, 6—24).		

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele.	Quellenangabe	Seite
136. Die ersten Missionare der Brüdergemeine	Ev. Missionen 1900, 110 f.	141
137. Gens aeterna diese Mähren! .	MM. 1900, 195	142
68. Die wahren Abrahamskinder (Gal. 3, 6—9).		
138. Bekehrung eines Zauberers und Häuptlings	Saat und Ernte 1901, 22 f	143
139. Wie ein Heide zum Glauben kam.	MM. 1869, 354 f.	144
69. Die neue Menschheit (Gal. 3, 26—28).		
140. Ein begnadigter Schächer . .	MM. 1903, Bibelbl., 59 f.	146
141. Weihnachten in Purulia . . .	Saat und Ernte 1901, 90 f.	148
70. Wie die Mission die Heidenwelt umändert (Gal. 5, 19—22).		
142. Wie eifrig Sakers Gemeinde wurde	AMZ. 1903, B., 104 f.	150
143. Der Häuptling Radja Pontas auf Sumatra	Ev. Missionen 1900, 189	152
71. Die Herrlichkeit des Missionswerkes (Eph. 1, 9—10).		
144. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Himmel so nahe sei . . .	MM. 1875, 90 f.	152
145. Das Missionswerk hängt mit dem Wesen der evangelischen Kirche zusammen	MM. 1900, 283 f.	154
72. Allerlei Missionsgedanken (Eph. 2, 11—22).		
146. Was Heidenknaben wissen . .	MM. 1902, 334	155
147. Jesus ist der Retter von der Sünde	Ev. Missionen 1904, 40 f.	155
73. Vom Amt des Heidenmissionars (Eph. 3, 1—10).		
148. Der Glaube an Gottes Walten bedingt nicht unsere Untätigkeit.	MM. 1905, 157 f.	156
149. Der Geburtsort der amerikanischen Heidenmission	MM. 1906, 297 f.	158
74. Ein Missionar nach Gottes Herzen (Eph. 3, 8).		
150. Abschiedsworte eines Missionars.	Mbl. d. Brüderg. 1893, 351 f.	159
75. Die Leiden des Missionars in ihrer Bedeutung für die Heidenchristen (Eph 3, 13).		
151. Aus dem Hilferuf Coillards .	MM. 1902, 49	161
152. Allein in Afrika	MM. 1902, 91 f.	161
76. Das Gebet eines Missionars (Eph. 3, 14—21).		

Register der bibl. Betrachtungen und der missionsgeschichtlichen Beispiele	Quellenangabe	Seite
153. Gebet für einen Missionar . .	MM. 1869, 358	164
154. Der Ursprung der Rheinischen Mission	AMZ. 1878, B., 81 f.	164
77. Eine Schilderung des Heidentums (Eph. 4, 17—31).		
155. Ein Urteil über die Chinesen .	MM. 1905, 163	166
156. Die Heiden auf Sumatra . .	Ev. Missionen 1900, 242	166
78. Der große Umschwung, den die Mission in der Heidenwelt herbeiführt (Eph. 4, 17—32.)		
157. Der große Umschwung in Japan und China	MM. 1906, 314 f.	167
158. Der religiöse und sittliche Stand der Evhechristen	AMZ. 1902, 449 f.	171
159. Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunklen Erdteil . .	AMZ. 1902, 471 f.	172
160. Ich habe Gottes Gnade an meinem Herzen erfahren . . .	Rhein. M.-Ber. 1900, 133 f.	173

1. Vom Missionsberuf.

(Röm. 1, 1—7.)

1. Wer hat Sie gesandt?

Einem Freimissionar, der dem evangelischen Missionsbischof French gegenüber seine freie Stellung rühmte, wie er weder unter einer Gesellschaft noch Kirchengemeinschaft stehe und nur nach seinen eignen Grundsätzen arbeite, entgegnete der Bischof treffend: Ach, das ist ja sehr interessant! Aber ein Missionar ist doch, wie das Wort schon besagt, ein Gesandter. Wer hat Sie denn eigentlich gesandt? — Der Freimissionar war über diese Frage so verblüfft, daß er die Antwort schuldig blieb.

Missions-Magazin 1902, S. 255.

---

2. Christus und die Mission.

Wir können uns eine von Christen ausgehende Mission denken, die nicht das ist, was wir im Auge haben, bei der Christus eine ganz andere Stellung zur Mission einnimmt, als er sie nach unsern Begriffen hat. Mission heißt Sendung. Es ist aber eine Mission denkbar, die nicht eigentlich Sendung ist, sondern die aus eigenem Antrieb und in eigenem Interesse, im Interesse des Handels oder der politischen Macht unternommen wird, eine Mission, bei der Christus weder das A noch das O, weder Ausgang noch Ziel ist. Gewiß liegt die Mission im Interesse der bereits christianisierten Welt. Bisher verschlossene Teile der Welt werden dadurch aufgetan, zugänglich. Der Verkehr mit neuen Völkern bereichert die alte Welt, nicht nur, weil dem Handel neue Exportquellen und Absatzgebiete aufgehen, sondern auch durch geistige Anregung, die ein anders geartetes Empfinden, Denken und Leben, womit man in Berührung kommt, auszuüben imstande ist. Aber dieses Interesse tritt zunächst völlig in den Hintergrund.

Es handelt sich nicht um unser Interesse, auch nicht um das Interesse unsrer Kirche. Es ist schon oft und mit allem Rechte gesagt worden, daß nichts einer Kirche so sehr zur Selbstbelebung diene, als wenn sie Mission treibe, daß eine Kirche geradezu absterbe ohne Mission, wie der Einzelne in seinem innern Leben abstirbt, sofern er dasselbe nicht äußern und betätigen kann. Dies vollkommen zugegeben, sagen wir doch: das Interesse der Kirche ist es nicht, was uns vor allem zur Mission treibt, nicht ein eignes Interesse irgend welcher Art, sondern das Interesse eines andern, und dieser andere ist Christus. Wenn wir in der Verfolgung seines Interesses einen Gewinn für uns selbst davontragen, so nehmen wir denselben dankbar an, aber dieser Lohn und Gewinn ist nicht der eigentliche Beweggrund zur Mission.

Wir folgen auch nicht bloß einem Instinkt, einem innern Trieb, der sich auswirkenden Kraft eines Prinzips oder wie man es nennen will, nicht einem unpersönlichen Motor. Mission ist uns wirklich Mission, das heißt: Sendung, und Sendung ist immer etwas Persönliches, eine Aktion von Person zu Person. Also nicht Christus als eine Idee oder als ein Prinzip, sondern Christus als Person, der historisch gewesene, nun aber über aller Geschichte stehende, zur Rechten Gottes erhöhte, ewig lebende persönliche Christus ist es, von dem wir glauben, die Mission, die Sendung empfangen zu haben.

Missions-Magazin 1898, S. 1 f.

---

3. Der letzte Wunsch.

Am 27. Oktober 1895 starb in Liverpool der reichgesegnete Laienprediger Reginald Radcliffe, seines Zeichens eigentlich ein Jurist, der 40 Jahre lang für die Innere und Äußere Mission gewirkt. Sterbend hebt er an: „Ich möchte gern“ — Man fragt, ob er seinen ältesten Sohn zu sprechen wünsche? „Nein!“ „Den zweiten?“ „Nein!“ „Was denn?“ Da rafft er die letzte Kraft zusammen und sagt: „Ich möchte gern, — daß alle Gläubigen — das Evangelium ausbreiten auf der ganzen Erde!“ Missions-Magazin 1904, Bibelblätter, S. 31.

2. Hirt und Herde.

(Röm. 1, 8—13.)

4. Der Glaube der Heidenchristen.

D. Warneck: Der Missionar Hugo Hahn — ich habe diese Mitteilungen aus seinem eignen Munde — wurde einst auf einer Reise nach der Kapstadt, die er im Interesse der Mission zu machen beauftragt war, auf einer Station im Namalande tödlich krank. Die dortigen Brüder, die sein Bett umstanden, erwarteten jede Stunde sein Ende. Das hörten die Namaqua-kinder, unter denen damals — es war, irre ich nicht, zu Ende der vierziger Jahre — eine Art Erweckung stattgehabt hatte; sie versammelten sich in einer Höhle und beteten, daß der Heiland ihren lieben Lehrer wieder gesund machen möchte. Nachdem sie gebetet, machten sie sich nach der Missionars-wohnung auf und öffneten leise die Tür des Zimmers, in welchem der Kranke lag, um zu sehen, ob er aufgestanden sei. Tags darauf ritt Hahn gesund nach der Kapstadt. Das war Einfalt des Glaubens, die der Herr nicht zuschanden werden lassen konnte und aus der man lernt, was der Heiland meint, wenn er uns auffordert: „werdet wie die Kinder.“ Derselbe Missionar erzählte folgende andere ähnliche Geschichte. Es war zu Anfang der siebziger Jahre, als eine Anzahl heidnischer Herero einen Raubzug gegen die ihnen benachbarten Nama unternahmen, auf dem sie viel Vieh erbeuteten. Leider hatten sich ihnen auch einige christliche Herero angeschlossen, die gleich-falls einen Teil der Beute erhielten. Darüber waren die ern-steren Christen aufs tiefste entrüstet und erklärten jenen: „Der Herr wird euch strafen, indem er euch das Vieh sterben läßt.“ Hahn erschrak, als er diese prophetische Drohung hörte; er fürchtete, sie könnte nicht in Erfüllung gehen und dann die Sache des Christentums großen Schaden leiden. Aber sie er-füllte sich. Den Leuten war eben gar kein Zweifel daran gekommen, daß Gott die Freveltat ungestraft hingehen lassen könnte. Freilich, wenn sich jemand als Prophet aufspielen wollte, so würde ihn Gott mit solchen Drohungen zuschanden machen; aber wo sie in Einfalt und aus lauterm Eifer um die Ehre des Herrn ausgesprochen werden, da kann sie Gott auch wahr machen. Warneck, Missionsstunden I, S. 211 f.

5. Buchners Urteil über südafrikanische Gemeinden.

Es fällt sehr wohltuend auf daß man im ganzen wenig von persönlicher Feindschaft und Haß merkt, sondern daß Erweise christlicher und brüderlicher Liebe und Freundschaft nicht selten sind und als nichts Besonderes angesehen werden. Auch darin zeigen unsre heidenchristlichen Gemeinen ein gegenüber den heimatlichen sehr erfreuliches Bild, daß in ihnen ein anderer Zeugentrieb liegt als in diesen. In manchen Gemeinen mehr, in manchen weniger, aber fast in allen finden sich solche, die offen und mit Eifer teils in ihrer heidnischen, teils in ihrer christlichen Umgebung aus eignem Trieb Zeugnis von dem erfahrenen Heil ablegen. Fragen wir schließlich, wie es mit der christlichen Geduld, dem Stillesein im Leiden und dem kindlichen Vertrauen zu Gott in der Trübsal steht, so bietet sich uns ein sehr erfreuliches Bild dar. Ich glaube, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß auf diesem Punkt unsre Heidenchristen uns europäischen weit überlegen sind. Das „Geduldigsein in der Trübsal," das „Rühmen der Trübsal," das Heranreifen der köstlichen Früchte solcher Ergebung (s. Röm. 5), der Geduld, der Bewährung, der Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt, habe ich nicht einmal, sondern vielmals zu beobachten Gelegenheit gehabt in einer Weise, wie selten hier in der Christenheit. Unserer Zeit ist die Tat alles, und an solchen passiven Erweisen christlichen Lebens geht sie nur zu leicht achtlos vorüber, aber mit Unrecht; liegt doch in dieser stillen Machtoffenbarung der Gotteskraft eine besondere Herrlichkeit. Treten wir endlich an die Sterbebetten unserer Christen, sehen wir — und oft da, wo wir es gar nicht erwartet haben — dieses „Heimgehen" mit kindlicher Freude und fröhlicher Zuversicht bei denen, die als Heiden in ganz besonderem Sinne „Knechte waren durch Furcht des Todes," so scheinen oft die Heidenchristen uns weit voraus zu sein in der „Freude und Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1894, S. 198 f.

Evangelische Missionen 1904, S. 206: Zeisbergers Tod.

3. Selbstbekenntnis eines Missionars.

(Röm. 1, 14 u. 15.)

6. Nicht die Unwissenheit der Heiden, sondern die Saumseligkeit der Christen.

Ein Sioux=Indianer fragte den Missionar: „Wie lange haben die weißen Leute das schon gewußt?" und erklärte dann: „Warum habt ihr's uns nicht früher gesagt! Ich glaube, der große Geist wird nicht uns für unsre Unwissenheit, sondern euch für eure Saumseligkeit bestrafen!"

Hesse, Die Mission auf der Kanzel, S. 131.

---

7. Zivilisation folgt dem Christentum nach.

Von jeher haben Missionare angesichts des ungebrochnen Heidentums, mit dem sie es zu tun hatten, gefühlt, daß eine gewisse Vorbereitung nötig sei, ehe das eigentliche Evangelium Wurzel in einem Volke fassen könne. Hans Egede, Samuel Marsden und andere Bahnbrecher der evangelischen Mission haben gemeint, erst müsse man die Wilden zivilisieren, dann erst könne man sie zu Christen machen. Durch die Erfahrung sind sie aber eines andern belehrt worden und Marsden z. B. hat nach zwanzigjährigen vergeblichen Zivilisationsbemühungen an den Australiern und Neuseeländern ausdrücklich erklärt: „Man wird immer finden, daß die Zivilisation dem Christentum nachfolgt, nicht umgekehrt." In ähnlicher Weise haben sogar die Brüdermissionare anfangs gemeint, ehe man von der Versöhnung durch Christus predige, müsse man die Heiden gründlich unterrichten über das Wesen und die Eigenschaften Gottes, über das Gesetz und so vieles andere, was nötig sei zum Verständnis der Gnadenlehre. Dann aber machten sie die Entdeckung, daß die Schilderung des Leidens und Sterbens Jesu, die Predigt vom Kreuz, auch auf unvorbereitete Hörer am mächtigsten wirke und es daher ganz recht sei, ohne alles Weitere nur frischweg „Seelen für das Lamm zu werben." Und diese Ansicht ist in der ganzen evangelischen Mission die herrschende geworden, jedenfalls in der Theorie.

Missions=Magazin 1894, S. 129.

Geschichten und Bilder aus der Mission 2, S. 28 Zinzendorfs Losung.

4. Das Glaubensbekenntnis St. Pauli.

(Röm. 1, 16—17.)

8. Schäme dich nicht des gekreuzigten Christengottes.

Als im Jahre 1854 Missionar Kremmer mit einem Getauften sprach, kamen mehrere Eingeborne dazu, deren einer mit bitterem Spotte sagte: „Der spricht von Jesu Christo, dem Christengotte. Aber das ist ein schöner Gott; er ist ja am Kreuzesholze gestorben, wie ich in der Stadt von einem Missionar gehört habe." In ähnlicher Weise erging er sich eine Zeitlang, und als er fertig war, sagte Kremmer ihm und den übrigen Anwesenden, daß er auf die vielen Reden mit einer einzigen Frage antworten und von dieser Beantwortung das Weitere abhängen lassen wolle. „Gesetzt, du wärest einer unerschwinglichen Schuld wegen ins Gefängnis gelegt worden, und der Brahmine hier, von einiger Liebe zu dir getrieben, gäbe auch seine letzte Rupie für deine Freilassung hin und erwirkte sie auch, hätte er in der Tat dadurch, daß er um deinetwillen ganz arm geworden, sein Brahminentum verloren? Ich denke nicht, sondern ich sollte meinen, du würdest deinen Befreier um so höher achten und herzlicher lieben!" Die Heiden verstanden den Missionar, und der Spötter sagte: „Ja, wenn die Sache so ist, das habe ich nicht gewußt!"

Hoffmann, Missionsgeschichte 3, S. 163 f.

Warneck, Missionsstunden I, 54 ff.: Die Rechtfertigung durch den Glauben und die Mission. Allg. Missions-Zeitschrift 1878, Beibl. S. 53: Ein Missionsfestbericht.



5. Blicke in das Heidentum.

(Röm. 1, 18—25.)

9. Farbige am Kap.

Die Verkommenheit unter den Farbigen war groß und die Arbeit unter ihnen sehr sauer. — Ein Vorfall wie dieser war nicht ungewöhnlich. Missionar Lückhoff fragte in seiner Sonntagskatechisation: „Woher habt ihr und alles, was ist, seinen Ursprung?" Von hundert Sklaven antwortete niemand. Die

Frage wurde einmal getan, um sie zum Nachdenken zu bringen. Endlich steht ein vierzigjähriger Sklave auf und antwortet: „Van de Duivel!“ Wegner, Einzelzüge, S. 1 f.

10. Ein altes Erbstück.

Es ist nicht von Gold oder Silber, weder ein Ring noch eine Schaumünze an kostbarer Kette um den Hals getragen, es ist weit kostbarer als all das. Es ist kein altes Pergament, mit schwer zu entziffernden Zeichen beschrieben, das seinem Besitzer etwa weite Weidegründe und manche Hufe fruchtbaren Ackerlandes zuspräche, sein Wert ist weit größer. Es ist eine Handschrift, aber nicht eine von Menschenhand geschriebene, die im Lauf der Jahrhunderte verbleicht, die von Würmern zerfressen wird — nein, der Schöpfer selbst hat sie ins Menschenherz geschrieben, und mag Geschlecht auf Geschlecht dahingegangen sein, seitdem in grauer Vorzeit der Staubgeborne das Vaterhaus des Schöpfers verließ, die Erinnerung bleibt. Und mag sich an das alte Erbstück Rost ansetzen, mag eine Staubschicht sich auf die andre legen, mag es jahrelang unbeachtet in einem Winkel stehen, es ist doch da, und hat einer das Vertrauen des Erben, dann läßt er ihn es wohl beschauen und betasten. Und wenn dann der Freund mit leiser Hand anfängt, Rost und Spinngewebe fortzunehmen, und bald hier und bald da heller Glanz hervorleuchtet, ja dann sind es ihrer zwei, die sich an solchem Glanz freuen.

Auch bei dem Pangwa, dort hinten in den Nyassa-Bergen, habe ich solch ein schönes Erbstück aus der Altvorderen Tagen gefunden und angefangen, es von Staub und Schmutz zu reinigen, bis ich aus jener Arbeit herausgerufen wurde. Was ist's? — „Daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar“ — das ist's!

Die Erinnerung an das alte Vaterhaus läßt sich nicht austilgen aus den Menschenherzen. Und mag noch soviel Geister- und Gespensterfurcht den Schwarzen geknechtet halten, die Erinnerung an den einen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, bleibt.

Ganz gewiß hat sich im Laufe der Zeiten mancherlei Staub und Spinngewebe darüber gelagert, ganz gewiß ist es auch noch nicht damit getan, wenn das Erbstück aus dem Winkel, wo es verborgen lag, hervorgeholt wird und den ihm gebührenden Ehrenplatz erhält. Du mußt dem Erben noch das andere Stück dazubringen, das die Worte trägt: „Also hat Gott die Welt geliebet, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Erst dann hat er wirklichen Nutzen davon. Aber dennoch bleibt es ein Erbstück, wertvoller als Gold und Silber und Dokumente und hierzu selbst des Kaisers Siegel daran. — Klamroth, Auf Bergpfaden, S. 27 f.

---

11. Bei den Hindu ist die Religiosität rein äußerlich.

Ein angesehener Kenner des Hinduismus sagt nicht mit Unrecht: „Der Hindu ißt und trinkt religiös, er badet und kleidet sich religiös, ja, er sündigt religiös." Wo er aber auch geht und steht, was er tut und treibt, im Wachen und im Schlafen, umgibt ihn seine Religion, und sie hat für alle Lagen und Zufälle seines Lebens eine Anweisung, eine Warnung, eine Drohung bereit; und wenn ihn das auch im Grunde nicht befriedigt, so fühlt er sich doch bis auf einen gewissen Grad im Schoße dieser Religion geborgen. Wenn der malabarische Holzsäger am Abend seine mühsame Arbeit beschließt, so stellt er sich vor seine Säge hin, verneigt sich vor ihr und bringt ihr ein kurzes Dankgebet dafür dar, daß sie ihm am verflossenen Tag seinen Reis erarbeitet hat. Schreibt der Gelehrte ein Buch, so beginnt es immer mit dem Lobpreis Ganapatis, des Gottes der Weisheit: „Hari Schri Ganapatiyé namah!" d. h. „Preis dir, heiliger Ganapati!" Zündet man in der Abenddämmerung die Lampe an, so geschieht dies immer unter Anrufung des Gottes Rama. In dem kleinen Königreich Puttukossa in Südindien stehlen die Glieder der Diebskaste zu Ehren ihrer Schutzgöttin, die sie bei jedem Raubzug um ihren Beistand anrufen. Die nun glücklicherweise unterdrückten Anhänger der Mörderkaste der Thags in Zentralindien brachten ihrer Schutzgöttin Kali regel-

mäßig Opfer, wenn ihnen die Ermordung harmloser Reisender gelungen war. Missions-Magazin 1892, S. 354.

Warneck, Missionsstunden II, 2, 132: Die Trostlosigkeit der Heiden beim Sterben. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1899, B. 30 f.: Nilsen-Lund unter den Räuberstämmen Südmadagaskars. Rheinische Missions-Berichte 1900, 127: Wenig in die Augen fallenden Erfolg. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1883, S. 542: Ein tamulisches Sprichwort.

6. Das Elend in der Heidenwelt.

(Röm. 1, 26—32.)

12. Herero.

Gegen altersschwache Personen sind die Herero voller Grausamkeit. Missionar Hahn traf einmal eine alte Frau, die fast blind und nicht mehr imstande war, für sich selbst zu sorgen. Er hatte Mitleid mit ihr und gab ihr fast täglich, was sie zu ihrem Lebensunterhalte brauchte. Ihr Bruder, der diesen Vorteil nicht genoß, wurde neidisch über die ihr zuteil gewordene Bevorzugung und faßte im geheimen den Entschluß, sie aus dem Wege zu schaffen. Diesen Plan führte er so aus, daß er sie unter dem Vorwand, sie solle ihm Wurzeln graben helfen, mit an einen Ort nahm, wo es gänzlich an Wasser fehlte, und sie hier ihrem Schicksal überließ. Ein Knabe, der sie begleitet hatte, versicherte, daß der unnatürliche Bruder, als er einige Tage später wieder dahin kam und seine Schwester noch am Leben fand, sie mit der Keule auf den Kopf schlug, bis der letzte Lebensfunke erloschen war. Wegner, Einzelzüge, S. 3.

13. Das Heidentum in Kamerun.

Das Heidentum, mit welchem Alfred Saker in Kamerun den Kampf aufnahm, war von der greulichsten Art. Die Tatsache, daß in derselben Gegend, wo er seine Station „Bethel" errichtete, der afrikanische Sklavenhandel einen seiner bedeutendsten Märkte gehabt hatte, wobei die Häuptlinge an der Küste die gewinnbringende Rolle von Zwischenhändlern

spielten und der Branntwein als wichtiger Tauschartikel diente, wirkte unheilvoll nach, ohne daß der nachfolgende Handel mit Palmöl sittlich gebessert hätte; entsetzlich war die Geringschätzung des Menschenlebens, furchtbar die Streitsucht, schlimm die Trägheit. Dem König Bell träumte einmal, sein verstorbener Vater stellte ihn zur Rede, weil ihm zu Ehren noch keine Menschenopfer dargebracht worden seien; unverzüglich schickte er infolgedessen ein mit Kriegern bemanntes Boot einen der Flüsse hinauf und ließ von einem Inlandstamm mehrere Männer stehlen und hinschlachten. Sollte ein Jüngling in die Zahl der Männer aufgenommen werden, so verlangte es das Herkommen, daß er eine oder mehrere Mordtaten beging. Die grausam zerhackten Leichname solcher Opfer wurden dann in einem Paradeboot tagelang den Fluß auf und ab gefahren. Eines Tages lag ein von Hunden angefressener Leichnam am Ufer, er stammte von einem Manne, welcher durch Kentern seines Bootes umgekommen war. Der König verlachte den Missionar, als dieser ihn veranlassen wollte, die Beerdigung vorzunehmen: „Der Mann gehört ja nicht zu den Dualla." Wir erwähnen noch ein von Frau Saker erzähltes Beispiel der Barbarei.

„Eine unserer ersten Bekehrten war eines Sonntagmorgens nach der Kapelle unterwegs. Als sie am Egbo-Hause, wo die Männer ihren Aberglauben ausüben, vorüberkam, hörte sie das Geschrei von Frauen. Sie stieß die Tür auf und sah zwei Frauen an ihren Handgelenken an der Decke aufgehängt. Dabei hatte man sie am ganzen Leibe mit einem gewissen Kraut, welches einen außerordentlich schmerzlichen Reiz ausübt, eingerieben. Das Geschrei der armen Geschöpfe war herzzerreißend. Anna bat die Männer, sie loszubinden. Statt dessen aber wurde sie selbst sofort gepackt und in derselben Weise gebunden und eingerieben. Wir hörten erst etwa sechs Stunden später davon. Einige unserer jungen Leute machten sich sofort mit Johnson zur Befreiung auf. Sie hatten den Eintritt mit Gewalt zu erzwingen. Doch gelang es ihnen schließlich, sie zu entfernen. Sie war eine unserer hoffnungsvollsten Frauen gewesen. Aber von dem Tage an war sie stumpfsinnig."

Zauberei und Geheimbund übten ein Schreckensregiment, keiner war seines Lebens sicher. Aber die Extreme berühren sich: neben beständiger Todesfurcht wucherte der ausgelassenste

Leichtsinn, Nacht für Nacht erscholl der wüste Lärm der Tanzenden! Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, Beiblatt, S. 99 f.

Warneck, Missionsstunden II, 2, 128: Die Schamlosigkeit des weiblichen Geschlechtes. Missionsblatt der Brüdergemeine 1894, 77: Der betrogene Betrüger. Missions-Magazin 1897, 151: Menschenfresser. Saat und Ernte 1902, 87 f.: Ein Kannibalenfest.

7. Dreierlei Gottesurteile über das Heidentum.

(Röm. 2, 12—16.)

14. Warum sich ein heidnischer Mörder selbst dem Gericht auslieferte.

Vor einiger Zeit lieferte ein heidnischer Kol sich selbst dem Gerichte aus, weil er im Wald seinen Sohn getötet hatte. Der Richter fragte ihn: Hast du deinen Sohn umgebracht? Ja, ich habe ihn getötet. — Und warum? Was hatte er Böses getan? Er hatte nie etwas Böses getan; wir waren beide am Verhungern; ich konnte ihm nichts zu essen geben; er sah mich an und weinte; er war schwach und legte sich auf den Boden. Er lag da im Dschungel und konnte nicht wieder aufstehen. Die Nacht kam, und ich hörte den Tiger brüllen. Da dachte ich: er wird dich, mein armes Kind, holen, wenn ich dich verlasse. So tötete ich ihn und begrub ihn in einer Schlucht, damit die wilden Tiere ihn nicht fressen sollten. Ich ging langsam weg, denn ich war schwach und krank. Als ich tiefer in den Wald kam, glaubte ich, er rufe mir; da wurde ich ohnmächtig. Aber er ruft mir jetzt jeden Tag. Morgens, mittags und abends höre ich ihn rufen: „Vater! o Vater!" Ich kann nicht mehr essen, nicht mehr arbeiten, nicht mehr lachen. Ich kann nicht länger leben. Hänget mich, tötet mich schnell, damit dieses Elend ein Ende hat. Missions-Magazin 1894, S. 462.

Wegner, Einzelzüge Nr. 47: Gewissen bei den Batta.

8. Christen — ein Ärgernis für die Heiden.

(Röm. 2, 24.)

15. Zwei Sittenbilder aus den Kolonien.

Zunächst ein solches aus Madagaskar, das der norwegische Missionar Stene entwirft. Nachdem er von den Gefahren, die den Sakalava-Mädchen durch die französischen Kolonialtruppen und durch die arabischen und indischen Kaufleute drohen, gesprochen hat, fährt er fort: „Aber das verführerischste Heidentum ist doch das, welches von Weißen, von Kolonisten, Kaufleuten und Soldaten verbreitet wird. Denn es ist einträglich; der Europäer bezahlt sogar mit Gold. Die eingebornen Frauen machen sich Halsbänder von Goldstücken, und sie können sich Geschmeide kaufen. Und während die heidnische Frau, die ihrem Gatten die Treue bewahrt, und das junge Mädchen, das bei ihren Eltern bleibt, sich durch Arbeit kümmerlich ernähren müssen, trägt die (eingeborne) „Frau" eines Europäers neue Kostüme, ein dreifaches Perlenhalsband um den Hals und zwei silberne Armspangen um das Handgelenk, ungerechnet das Gold, das sie ihrem Hause zuführt. Ihre Familie aber, weit davon entfernt, die Stellung einer solchen „Frau" zu verachten, rechnet sie sich vielmehr zur Ehre an. Kehrt der Europäer in sein Heimatland zurück, so findet die Person nun um so leichter einen Mann."

Und von der Goldküste schreibt der Basler Missionar Bauer in Begoro: „In gar manchen Orten Akems haben sich Europäer niedergelassen, die den Goldgehalt des Landes prüfen; eigentlich Gold graben wollen und können sie jetzt noch nicht, da es an Maschinen fehlt. Auch scheint es mir, daß sie nur darauf aus sind, ihre Aktien loszuschlagen, und zwar möglichst hoch. Deshalb bohrt und gräbt man da und dort und sendet großartige Berichte ins Land hinaus, um Käufer anzulocken. Die meisten dieser Europäer, wohl fast alle, führen kein christliches Leben; im Gegenteil, so schlecht wie sie führen sich selbst Heiden nicht auf. Selbst der schlechteste Heide ist kein Atheist; er weiß, was schlecht ist, er weiß aber auch, daß ein Gott ist, und er fürchtet seine Götter. Jene aber scheuen sich vor nichts mehr. Sonntag wird nicht gehalten. An einigen Orten verboten sie sogar den Christen das Läuten der Glocke, weil es sie

störe; sie aber zerschlugen den ganzen Tag Steine und ließen die Schmiede hämmern. Dabei sind manche von ihnen Säufer und Wüstlinge, so daß es selbst den Heiden graut. Sehen sie ein nettes Mädchen, so muß es zugrunde gerichtet sein; gefällt es ihnen nicht mehr, so wird es weggejagt. Sind sie auf der Reise, so muß ihnen ihr Diener Weiber besorgen. Geht einer zurück nach Europa, so leiht er seine Mädchen einem seiner Freunde, bis er zurückkommt, und das ist selbst den Heiden ein Greuel. Wieder andere suchen durch freundliches, gefälliges Wesen sich den Leuten angenehm zu machen, indem sie ihnen in allem nachgeben, um sie gegen die Mission einzunehmen. Die Mission ist solchen Leuten bis in die Seele hinein verhaßt; denn wir seien schuld daran, sagen sie, daß sie hier nicht machen können, was sie wollen: den Leuten ihr Land unentgeltlich abnehmen, sie wie Sklaven mit der Peitsche ohne Bezahlung zur Arbeit treiben usw. Unsere Lehrer und Katechisten suchen sie durch noble Behandlung an sich zu fesseln; sie bieten ihnen Zigarren und Champagner an, und durch viele süße Versprechungen locken sie sie aus dem Missionsdienst. Denn sie selber lernen die Landessprache nicht, und deshalb sind ihnen unsere englisch sprechenden Leute als Vermittler unentbehrlich. — So arbeitet die glaubenslose, gewinnsüchtige Kultur am Ruin der Heidenvölker. Missions-Magazin 1903, S. 304 f.

---

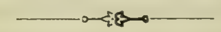
16. Das Sündenleben der weißen Namenchristen.

In seinem Buche: The cruise of the „Cachalot“, eines Walfischfahrers, verteidigt der Kapitän Bullen gelegentlich die Südsee-Mission, von deren großen Erfolgen er auf seiner dreijährigen Reise Augenzeuge gewesen, gegen die Angriffe ihrer Gegner durch den Hinweis auf das Sündenleben der weißen Namenchristen, die die Arbeit der Missionare nicht nur überaus erschweren, sondern oft auch wieder vernichten. Nur zwei Zitate: Angesichts der schönen Hawaii-Inseln schreibt der Kapitän: „Für eine große Anzahl der Seeleute hat freilich die Lieblichkeit dieser Eilande nicht die geringste Anziehung; ihre Begierde nach ihnen gründet sich ganz allein auf die vielen Gelegenheiten, die sie ihnen zur unbegrenzten Befriedigung ihrer lasterhaften

Ausschweifungen bieten. Solchen Menschen gilt ein Missionars-Land als eine heulende Wüste und die Missionare selbst als Gegenstände der schändlichsten Beschimpfung. Aber wenn alles gesagt ist, was gegen die Missionare gesagt werden kann, so bleibt als eine solide Bastei von Tatsachen das Ergebnis, daß infolge ihrer Arbeit der ganze schandvolle Charakter der Südsee-Bevölkerungen geändert worden ist und — wo Schlechtigkeit heute noch in Ausschweifungen zum Ausbruch kommt, da ist es auf Rechnung der ungezügelten Schufte zu setzen, welche die noblen Erfolge der Missionare hindern und dann sie herabsetzen." — „Die Ausbreitung des Christentums unter den Eingeborenen würde keine so schwierige Unternehmung sein, wären jene Apostel des Teufels nicht da, die alles daran setzen, die Inseln zu solchen Orten zu machen, wie sie wünschen, daß sie sein sollten, damit Tag und Nacht ihrer schandbaren Lust gefrönt, Mord ungestraft begangen, Sklaverei praktiziert und frei von Gesetz, Ordnung und Widerstand allem Bösen ungehinderter Lauf gelassen werden könne." Es ist der Kapitän eines Walfischfahrers, der das sagt! — Hier liegt die Haupthemmung für den Erfolg der gegenwärtigen Mission und der Hauptgrund der Feindschaft gegen die Missionare. „Die weiße Gefahr" mit dem „moralischen Übel", das sie im Gefolge hat, ist unsere größte Not.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 547.

Afrika in Wort und Bild 116: Die Sünden der Weißen schreien zum Himmel. Missions-Magazin 1902, 284 f.: Ein weißer Heide und ein schwarzer Christ. Missionsblatt der Brüdergemeine 1894, S. 45: Die arme Sarah auf der Halbinsel York. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1885, 502 f.: Ein Verbot der Einführung des Christentums in Japan. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1906, 45 f.: Wir haben uns nicht als Christen betragen.



9. Worin Christen und Heiden gleich sind.

(Röm. 2, 25—29.)

17. Das Verzeichnis der Tugenden und Sünden.

Das Kung-ko-ki ist eine buddhistische Einrichtung — sagt Missionar Voskamp — und heißt wörtlich „Verzeichnis der Tugenden und der Sünden", zeigt also in der moralischen

Buchführung das Credit und Debet. Täglich führen Tausende von Chinesen genau Buch über ihre guten und bösen Handlungen, und es war mir sehr interessant, als mir ein alter chinesischer Freund einen Einblick in das Geheimbuch seines Lebens gestattete, das er, wie er mir sagte, dreißig Jahre lang täglich geführt hatte. Auf der Creditseite findet man vielleicht folgende Posten: Verscharren eines toten Vogels —, eine gute Nummer, Verleihen eines Regenschirmes — eine gute Nummer, eine Beleidigung vergeben — hundert gute Nummern usw. Auf der Debetseite findet man etwa folgende Posten: Verlachen einer mißwachsenen Person — eine schlechte Nummer, sich betrinken — fünf schlechte Nummern, Ausgraben eines Wurmes im Winter — eine schlechte Nummer, Treten auf bedrucktes Papier — fünfzig schlechte Nummern usw. — Ich hatte unter meinen chinesischen Büchern ein buddhistisches Werk, das jede gute und schlechte Handlung auf ihren Wert oder Unwert, mit der vor dem Höllenrichter in der Unterwelt stehenden Wage gemessen, darstellt. Es fanden sich in diesem Buche gerade auf sexuellem Gebiete die unglaublichsten Verirrungen, eine schauerliche Illustration zu dem bekannten Schluß des ersten Römerkapitels. Wir lächeln vielleicht über dieses Tun der Chinesen, und doch liegt ein gewisser Ernst in der Sache und eine Selbstzucht, die nicht ohne Folgen auf die Handlungen bleiben kann. Wir als Christen dürften vielleicht einen andern gründlicheren Maßstab an unser Tun und Leben legen, als daß wir auf Verleihen eines Regenschirmes auf eine gute Nummer im Jenseits rechnen würden; wir schreiben auf unsre Debetseite das paulinische Wort: „Wir sind Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollten," und schreiben auf die Creditseite: „und werden ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade." In China wird jedes Jahr am Sylvesterabend die Bilanz gezogen und ein Defizit durch ein Opfer beglichen, das der Kwan-Yin, der Göttin der Barmherzigkeit dargebracht wird.

Missions-Magazin 1903, S. 476 f.

---

18. Ich habe ein schlechtes Herz.

Als ein alter Neger in Westindien, welcher sich jahrelang von den Gläubigen getrennt hatte, gefragt wurde, warum er

nicht mehr die Kirche besuche, zeigte er auf seine zerrissenen Kleider und gab vor, in denselben könne er nicht in der Kirche erscheinen. Aber später kam er und erklärte sich ganz anders. „Ich habe ein schlechtes Herz," rief er aus, „ich kann nicht Gottes Werke tun, und mein Leben hilft mir nichts!"

Hoffmann, Missionsgeschichten 4, S. 51.

Missionsblatt der Brüdergemeine 1903, 26: Meine Seele schläft noch für Gottes Wort.

10. Gott, der Heidengott.

(Röm. 3, 28—30.)

19. Die Heiden nehmen die Glaubensgerechtigkeit gern an.

Ein Indianer und ein Weißer wohnten miteinander einem Gottesdienste bei, und beide wurden durch dieselbe Predigt zum Gefühle ihres verlorenen Zustandes gebracht. Der Indianer durfte sich bald der verzeihenden Gnade Gottes erfreuen; der Weiße dagegen befand sich lange in einem gedrückten Gemütszustande, der ihn fast zur Verzweiflung brachte, bis ihm auch endlich die Sonne der vergebenden Liebe tröstend aufging. Einige Zeit nachher begegnete er seinem braunen Bruder, dem Indianer, und redete ihn also an: „Wie kam es, daß ich so lange in einem gedrückten Seelenzustande hingehen mußte, während du doch so bald Trost erhalten hast?" — „O Bruder," antwortete der Indianer, „das will ich dir sagen. Da kommt ein reicher Fürst her und will dir ein neues Kleid schenken; du besiehst dein eigenes Kleid und sagst: Ich weiß nicht, mein Kleid ist noch recht gut; ich glaube, es wird noch etwas länger halten. Dann bietet er das neue Kleid mir an. Ich besehe mein altes Wams und sage: das taugt nichts mehr; ich werfe es sogleich weg und nehme das neue Kleid an. Gerade so war es, Bruder! Du probiertest, ob deine alte Gerechtigkeit nicht noch eine Zeitlang den Dienst tue; du gabst sie ungern auf. Aber ich armer Indianer hatte keine, darum war ich auf einmal so froh, die Gerechtigkeit unseres Herrn Jesu Christi zu empfangen." Hoffmann, Missionsgeschichten 1, S. 112 f.

20. Die Bekehrung des Japaners Murata.

Im Herbst 1854 ankerten mehrere englische Kriegsschiffe im Hafen von Nagasaki. Die japanische Regierung war ängstlich besorgt, jeden Verkehr von Japanern mit der Besatzung dieser Schiffe zu verhindern. Sie vertraute daher die Überwachung dieser Schiffe dem Samurai Murata Wakasa aus der Stadt Saga an. Fleißig machte dieser bei Tag und Nacht im Boot die Runde um die verdächtigen Schiffe. Bei einer dieser Fahrten entdeckte er einen merkwürdigen Gegenstand, der auf dem Wasser schwamm. Er fischte ihn heraus; es war ein Buch, das wohl von einem der Schiffe herabgefallen sein mußte. Was war es für ein Buch? Muratas Neugierde war erwacht. In aller Verschwiegenheit suchte er Auskunft darüber zu erhalten und erfuhr schließlich durch einen holländischen Dolmetscher, es sei ein Buch, das vom Schöpfer der Welt und von einem Jesus, der dessen Willen verkündet habe, erzähle. Diese Auskunft steigerte Muratas Neugier noch; und als er in Erfahrung gebracht, daß das Buch auch ins Chinesische übersetzt sei — eine Sprache, die jeder gebildete Japaner lesen kann — da ruhte er nicht, bis er eine solche chinesische Übersetzung in seinen Besitz gebracht hatte. Seinen jüngeren Bruder Ayabe und einen zuverlässigen Diener Motono zog er ins Vertrauen. Auf eigne Hand machten sich die drei Männer an das Studium des Büchleins; es war ein Neues Testament! Das war für sie ein gefährliches Unterfangen, wehe, wenn sie entdeckt wären!

Im Jahre 1859 ließ sich dann in Nagasaki der Missionar Verbeck nieder. Die Kunde davon drang auch zu den drei Bibelforschern in Saga. Da sandte Murata seinen Bruder Ayabe, den Lehrer des neuen Glaubens aufzusuchen und durch ihn eine vollkommenere Erkenntnis der christlichen Lehre zu erlangen. Er kam zu Verbeck und wurde dessen gelehriger Schüler. Leider wurden Lehrer und Zögling voneinander getrennt. Es brachen nämlich Unruhen gegen die Fremden aus, und Verbeck erfuhr durch Ayabe, daß sein und der Seinen Leben in Gefahr schwebe. Daher verließ er für einige Zeit die Stadt. Als er zurückkehrte, war Ayabe nicht mehr da, und längere Zeit hörte er nichts wieder von ihm. Da wurde er eines Tages durch die Ankunft Motonos, jenes treuen Dieners Muratas, überrascht.

Er kam als Bote seines Herrn und bat in dessen Auftrage um die Erklärung verschiedener schwieriger Bibelstellen. Es blieb nicht bei dieser einen Sendung, sondern Motono wurde nun für drei Jahre der Bote, der beständig zwischen Saga und Nagasaki hin und her reiste, seines Herrn Fragen an Verbeck ausrichtete und dessen Antwort zurückbrachte.

Endlich im Mai 1866 hatte der Missionar die große Freude, Murata von Angesicht kennen zu lernen. Mit seinem Bruder Ayabe, seinen zwei Söhnen und einem Gefolge stellte sich dieser nämlich eines Tages bei Verbeck ein. Er redete ihn an: „Schon lange kenne ich Sie in meinem Herzen und hegte ich den Wunsch, mich mit Ihnen persönlich aussprechen zu können. Nun ist mir durch Gottes Vorsehung dieser Wunsch erfüllt." Weiter erzählte er ihm: „Ich kann Ihnen meine Gefühle nicht beschreiben, als ich zum ersten Male die Beschreibung des Werkes und des Charakters Jesu Christi las. Nie hatte ich einen solchen Menschen gesehen oder von einem solchen gehört oder gedacht, daß es einen solchen geben könnte. Ich war von Bewunderung erfüllt, von Bewegung überwältigt, ganz und gar hingerissen von dem Bilde seines Lebens und Charakters." Die Unterredung, in der sich Murata trefflich bewandert in der Heiligen Schrift zeigte, dauerte mehrere Stunden und endete damit, daß er für sich, Ayabe und Motono um die Taufe bat. Verbeck stellte ihnen ernstlich die heiligen Verpflichtungen vor, die sie damit übernehmen müßten, erinnerte sie auch an die mit der Taufe für sie verbundene Lebensgefahr. Sie blieben fest, in voller Erkenntnis ihrer Sünde und in festem Glauben an Jesus, den Christ Gottes, taten sie den Schritt. So wurden sie denn am nächsten Sonntag, den 20. Mai, in Verbecks Studierstube getauft. Die Fensterläden waren geschlossen, damit kein Unberufener etwas gewahr würde. An die Taufe schloß sich gleich die Feier des heiligen Abendmahles an. Fröhlich kehrten die drei darauf in ihre Heimat zurück. Die japanische Regierung bekam dennoch auf irgend welche Weise Kunde von dem Geschehenen und erteilte Muratas Lehnsfürsten Befehl, ihn nach dem Gesetze zu bestrafen. Doch dieser Lehnsfürst schätzte die treuen Dienste Muratas zu sehr, als daß er nach der Strenge des Gesetzes mit ihm gehandelt hätte; er begnügte sich damit, einige von seinen christlichen Büchern zu verbrennen. Muratas

letzte Lebensjahre waren still und friedlich. Er zog sich auf eine Besitzung auf dem Lande zurück, und hier soll er seine noch übrigen Tage der schönen Aufgabe gewidmet haben, die Bibel aus dem Chinesischen ins Japanische zu übersetzen. Endlich ist er 1874 mit einem Lächeln auf seinen Zügen entschlafen, betend für den endlichen Sieg des Christentums in Japan.

Saat und Ernte 1902, S. 21 f.

Missions-Magazin 1899, Bibelblätter 37 f.: Wie christliche Indianer die Weißen beschämen.



11. Einst und jetzt.

(Röm. 6, 17—23.)

21. Paul Karunagara.

Laßt mich — berichtete der Missionar W. Schmolck am Basler Missionsfest 1892 — noch ein Wort reden über unsern lieben und demütigen Paul Karunagara in Perampara. Er, der vornehme reiche Nayer, war als Polizeimeister einst der Schrecken der Brahmanen! Welch ein innerer Zwiespalt und welche innere Zerrissenheit, welche Unzahl von Nöten aller Art hatte er zu erfahren und zu überstehen von dem Augenblick an, wo er vor 15 Jahren am Morgen seines schon bestimmten Tauftages, von Zweifeln erfaßt, ohne Taufe von meiner Station spurlos verschwand, bis zu dem Zeitpunkt, wo er etwa sieben Jahre später mit einem gebrochenen und zerschlagenen Herzen sich wieder bei uns einstellte, um nun voll und ganz Christi Schmach und Kreuz freudig auf sich zu nehmen. Und wenn man sieht, wie der, welcher einst in trotzigem Nayermut die stolzen Brahmanen zu Paaren trieb, sich jetzt abmüht, einen armen, verkommenen Christenknaben mit unsäglicher Geduld wieder auf den rechten Weg zu bringen, so stellt sich seine Bekehrung in unsern Augen gewiß nicht als Missionserfolg dar, den man einfach mit einer toten Zahl registrieren darf, sondern als ein solcher, der abgewogen werden muß mit dem vollen Gewicht eines siebenjährigen leidensvollen Sichdurchringens von heidnischer Finsternis zum vollen Lichte und zur vollen Freiheit in Christo. Missions-Magazin 1892, S. 358.

22. Einst und jetzt in Neuguinea.

Die zivilisierende und hebende Kraft des Christentums tritt besonders bei wilden Völkern bisweilen augenfällig hervor. „Bevor ich Neuguinea verließ,“ erzählt der englische Missionar Macfarlane, „begleitete mich der Gouverneur bei einem Besuche auf verschiedenen Missionsstationen. Wir besuchten zuerst einige der wilden Stämme am oberen Flyflusse, wo die Mission erst einige Jahre alt ist, und brachten schließlich einen Sonntag in dem Dorfe zu, wo die Neuguineamission begann. Als ich zuerst bei diesen Leuten landete, lebten sie in beständigem Krieg mit den Nachbarstämmen. Das Dorf wurde bei Tag und Nacht bewacht. Die Häuser waren mit Menschenschädeln, den Kriegstrophäen, geschmückt. Bevor ein junger Mann ein Weib bekam, mußte er durch die Schädel erschlagener Feinde vor seinem Hause beweisen, daß er sich als Krieger bewährt habe. Sie hatten die Mannschaften verschiedener Fahrzeuge ermordet, die in der Torresstraße gescheitert waren, und waren der Schrecken der Kapitäne, welche ihr Weg durch diese gefährlichen Gewässer führte. Ihre Arbeit war der Krieg, ihre Erholung der Kriegstanz. Jetzt fand der Gouverneur sie reinlich gekleidet in der Kirche und Schule und eifrig beschäftigt, die Hilfsquellen ihres Landes zu erschließen. Er sprach sein Erstaunen über diesen Wechsel in so kurzer Zeit aus; hatten doch noch vor acht Jahren die Bewohner dieses Dorfes erklärt, sie wollten von unserer Religion des Friedens nichts wissen. Dreimal vertrieben sie die braunen Lehrer von ihrem Platze, zweimal versuchten sie sie zu vergiften. Immer wieder nahm ich die Mission in Angriff, und jetzt opfern sie selbst Geld und Leute, um das Evangelium zu ihren heidnischen Brüdern zu bringen.“

Evangelische Missionen 1896, S. 47.

---

23. Einst und jetzt bei den Indianern.

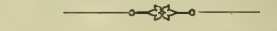
Missionar Young erzählt: Einst kam ich in ein Dorf, wo ein großer Häuptling, namens Wukuwusu wohnte. Diesem gab ich etwas Tabak — denn der spielt bei den Indianern dieselbe Rolle wie das Salz bei den Arabern und innerafrikanischen Negerstämmen — und lud den alten Mann ein, mit mir ein paar

Schritte spazieren zu gehen und mir einige Auskunft zu erteilen. Als wir vor das Indianerdorf hinauskamen, bemerkte ich dort ein Häufchen Asche und fragte ihn, wovon das herrühre. „O", sagte er, „hier ist meine Mutter zu Asche verbrannt." „An was für einer Krankheit ist sie denn gestorben?" fragte ich weiter. „Nun, sie starb an einem Strick," antwortete er kühl. „Wieso?" Er sagte: „Weil sie krumm ging und zu gebrechlich war, um Kaninchen und Fische zu fangen, so wollte ich die nutzlose Person nicht mehr länger behalten, legte ihr einen Strick um den Hals und schleifte sie vors Lager hinaus und verbrannte sie, damit mich nicht noch zuletzt ihr Geist beunruhige." Ja, der herzlose Sohn rühmte sich noch dessen, daß er seine eigne Mutter auf diese Weise aus dem Leben geschafft habe.

Aber nun seht den Gegensatz! Meine Frau und ich kamen unter dieses Volk, arbeiteten manches Jahr unter ihm und predigten das beseligende Evangelium des Sohnes Gottes. Im letzten Jahr nun habe ich alle diese Stämme wieder besucht. Tausende von Meilen reiste ich von Stamm zu Stamm und hielt überall Evangelisationsgottesdienste. Und nun schaut einmal in eine dieser indianischen Kirchen hinein! Sie ist nur aus rohen Baumstämmen gezimmert, aber groß und geräumig, mit Sitzen auf beiden Seiten und einem breiten Gang in der Mitte. Es ist Sonntag Morgen, und die Gemeinde hat sich im Gotteshause versammelt. Da sitzt auch ein Mann und seine beiden Brüder, die einst als Heiden ihre Mutter in den Wald geschleppt und getötet haben, weil sie alt und gebrechlich war. Und dort sehet jene Frau, die in ihren heidnischen Tagen die zwei kleinen Kinder des Missionars, der nach uns in die Arbeit eintrat, umgebracht hat. Doch wer kommt da zur offnen Kapellentür herein? Es sind zwei mächtige Indianergestalten, die ihre alte, gelähmte Mutter ins Gotteshaus hereintragen. Sie haben in ihrer Sorgfalt für das Mütterchen Hände und Arme zu einem Tragsessel verschlungen und darüber eine wollne Decke gebreitet. Ein dritter Sohn schreitet vor ihnen den Gang entlang, faltet eine Decke zusammen und legt sie als ein weiches Kissen auf die harte, hölzerne Bank, auf der die altersschwache Mutter jetzt vorsichtig niedergelassen wird. Dann setzt sich einer derselben neben sie nieder und schlingt — da die Bänke keine Lehne haben — seinen Arm liebevoll um sie und stützt sie so, während

ihr Haupt sich an seine Brust lehnt. Ja, das ist ein Anblick, den man gesehen haben muß! Wahrlich, ein Gegensatz zwischen einst und jetzt, den das Evangelium unter den Indianern hervorgerufen hat, eine Umwandlung, die wir nur dem Christentum zu verdanken haben. Missions-Magazin 1897, S. 113 f.

Evangelische Missionen 1904, 93: Einst und jetzt in Uganda. Warneck, Missionsstunden II, 2, 110: Einst und jetzt bei den Batakken. Missions-Magazin 1899, 24 ff.: Die Neuhebriden einst und jetzt. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, 392: Ein christlicher Reichstagspräsident in Japan.



12. Ein echter Judenmissionar.

(Röm. 9, 1—5.)

24. Gott will die Judenmission.

Ein Heide hat einmal in der Vorzeit gesagt: Nicht mitzuhassen, sondern mitzulieben bin ich da. Gehaßt werden die Juden gut genug, geliebt nur wenig. „Daran sind sie selber schuld," meint der Leser und ist gleich bereit, Geschichten über Geschichten von den Juden zu erzählen, wie sie getan haben, was nicht gut und recht und schön ist, und was einen Christen ärgern muß. Mag sein; wir wollen darum nicht streiten. Aber wir wollen auf den Herrn Christum sehen; dessen Namen tragen wir ja wohl, zum Zeichen, daß wir seine Jünger sein wollen. Wenn irgend einer sich über die Juden beklagen konnte, so war er es. Wie haben sie seine Heilandsliebe betrübt und sein Heilandswirken mit Undank gelohnt! Er hat ihren Kranken Genesung, ihren Trauernden Tröstung, ihren Toten Leben geschenkt und die hungernden Seelen erquickt mit dem Wort des Lebens. Dafür haben sie ihm den Dornenkranz und die Schmach des Kreuzes zurückgegeben und statt seiner den Mordbuben Barabbas losgebeten. Als unsre deutschen Altvordern zum erstenmal davon hörten, sind sie jäh aufgefahren, ihre Augen flammten und ihre Hand fuhr ans Schwert; am liebsten wären sie gleich losgegangen gegen die „Neidinge", so kränkte sie das Unrecht, das jene dem lieben Herrn antaten. Jesus aber schalt nicht, da er gescholten ward, und drohete nicht, da er litte. Er dachte nicht an seinen Schmerz, wohl aber an das Gericht, das wie

ein Wetter über sein Volk heraufzog, und da weinte er. Am Kreuz aber betete er noch für seine Feinde. Von dieser Liebe Jesu sollten die Juden auch bei uns etwas merken. Die Wahrheit wollen wir ihnen darum doch sagen, wo es not tut, und unsrer Haut uns wehren. Aber die Liebe muß immer dahinter stehn. Und es mag einer sagen, was er will: der Haß verdirbt; nur die Liebe bessert. Ein rechter Beweis der Liebe ist es, wenn wir versuchen, sie zu dem Heiland zu bringen. Es sind elf Millionen Juden, darunter mehr denn fünf Millionen in Ländern, wo sie vom Christenglauben so gut wie nichts zu sehen bekommen. Und jeder von ihnen hat eine Seele, die einmal mit Christo ewig im Himmel oder ohne Christus ewig in der Hölle sein wird. Kann das uns gleichgültig lassen? Wir müssen Mission unter ihnen treiben. Gott will auch die Judenmission.

Der Messiasbote I, 1. S. 3 f.

---

25. Die Macht des Gebetes.

Zu Kischineff in Rußland war eine alte Christin, der lag die Bekehrung Israels sehr am Herzen. Wiederholt war sie zu ihrem Pastor Faltin gekommen und hatte ihn gebeten: Tun Sie doch etwas, daß die 40 000 Juden hier in Kischineff auch etwas von dem Heiland zu hören bekommen. Sie selbst ließ nicht nach in ihrem Gebet, auch der Juden zu gedenken. Zunächst aber schien keine Aussicht zu sein, daß ihr Herzenswunsch erfüllt würde. Pastor Faltin hatte viel zu viel mit seiner weithin zerstreuten Gemeinde zu tun, als daß er sich auch noch um die Juden hätte kümmern können; einen Missionar aber gab es weit und breit nicht. Trotzdem wurde dem Pastor die Mahnung seines Gemeindegliedes ein Stachel in seinem Gewissen, so daß er gelegentlich in Predigten und in besonderen Gebetstunden die Gemeinde insgesamt an ihre Missionspflicht gegen die Juden erinnerte. Achtzehn Jahre lang hatte inzwischen jene treue Beterin im stillen die Sache der Juden von Kischineff vor Gottes Thron gebracht. Da durfte sie es erleben, daß einer der Rabbiner eben dieser Judengemeinde vor dem Altar der evangelischen Kirche in Kischineff stand, zusammen mit seiner Frau, daß die beiden ihren Glauben an den Gekreuzigten und

Auferstandenen bekannten und auf den Namen des dreieinigen Gottes getauft wurden. Nach dem Schluß des Gottesdienstes, wie alles die Kirche verließ, trat die liebe Alte an den vormaligen Rabbiner heran, legte ihm leise die Hand auf die Schulter und sagte mit fröhlichem Blick: „Sie habe ich mir von dem Herrn achtzehn Jahre lang erbeten.“ Sie fand in der Bekehrung dieses Mannes eine Erhörung ihres anhaltenden Gebets. Diesem Rabbiner hat unsre Berliner Judenmission danach zum Studium hier in Deutschland verholfen. Es war der nachmalige evangelische Pastor Gurland in Mitau, und er hat selbst diese Geschichte später in einer Predigt erzählt. Sollte sie uns nicht antreiben, auch für Israel zu hoffen und zu beten?

Der Messiasbote I, 1, S. 22 f.

Missions-Magazin 1894, Bibelblätter 44 f.: H. Warszawiak, der Judenmissionar. Dächsel, Bibelwerk [7], II, S. 32 f.: Ein dreifacher Wunsch.



13. Die Berufung der Heiden zum Heil.

(Röm. 9, 24—26.)

26. Drei nächtliche Besucher.

In einer großen Stadt im Innern Chinas arbeitete ein Missionar seit vier Jahren, ohne nennenswerten Erfolg gehabt zu haben. — Es war Nacht. Da hörte er ein ganz leises Klopfen an seiner Tür, vorsichtig öffnete er, dann entdeckte er eine dunkle Gestalt auf der Erde, und eine schwache Stimme bat ihn um Gehör. „Kommen Sie herein,“ sagte der Missionar, als er einen jungen Mann erkannte, der vor kurzer Zeit eine Bibel gekauft hatte. Der Missionar bot ihm einen Stuhl an, sah aber mit Erstaunen, daß der junge Mann sich nur mühsam kriechend fortbewegen konnte und außerstande war, aufzustehen. — „Sie haben Schmerzen,“ rief er aus, als er in das bleiche Gesicht sah, das sich bei jeder Bewegung vor Schmerz verzog: „Was ist geschehen? Bitte, erzählen Sie.“ Während des Sprechens hatte der Missionar eine Matratze hervorgeholt und half dem armen Burschen, sich darauf zu legen. „Ich komme, um Sie zu bitten, mit mir zu beten, denn Gott hat mir seine

Liebe gezeigt; er hat seinen eingeborenen Sohn geopfert und hat mir seinen Frieden ins Herz gegeben. Vor einem Jahre hörte ich Sie hiervon reden, aber meine Freunde sagten, es sei doch nicht wahr. Aber ich kaufte mir des großen Vaters Buch, und sein Geist sprach durch sein Wort direkt zu meinem Herzen und fand ein Echo." — „Und was sagten Ihre Verwandten?" fragte der Missionar, die Hand des Jünglings in der seinen haltend und an dessen hochgestellten Vater und Mutter denkend. — „Ach, sie verstehen mich nicht, sie wollen mir diese neuen Ideen austreiben." — „Und deshalb sind Sie geschlagen und mißhandelt worden?" — „Tadeln Sie sie nicht, sie wissen ja nicht, was sie tun," antwortete der Jüngling, den wieder heftige Schmerzen quälten. Der Missionar gab ihm eine Erfrischung und suchte ihm sein Lager so bequem wie möglich zu machen. „Vor Morgengrauen muß ich aber zurück sein, oder Sie haben den größten Ärger. Aber nun wollen wir von dem Sohne Gottes sprechen, der so viel für mich getan hat."

Der Missionar setzte sich neben den Jüngling und war überwältigt davon, was der Herr an dieser in der Finsternis lebenden Seele gewirkt hatte, und wie göttliches Licht hier zum Durchbruch gekommen war.

„Könnte ich Ihnen nicht helfen, einen sichern Zufluchtsort zu finden?" Lächelnd antwortete er: „Nein, das ist nicht Gottes Wille. Mein Vater und Bruder wollen wissen, ob mein Heiland mir beistehen kann, und er verspricht mir, bei mir zu bleiben, der ja auch einem David und Stephanus beigestanden ist. Brauche ich mich dann noch zu fürchten?" rief er triumphierend aus.

„Aber wenn sie Sie töten?"

„Der bei mir war in diesen zwei fürchterlichen Tagen, wird mich dann auch nicht verlassen! Meine Verwandten, die mich als furchtsam kennen, wundern sich, daß ich fest bleibe; aber sie kennen den nicht, der meine Stärke ist." Vor Tagesanbruch stützte der Missionar den Jüngling auf dem Heimwege und befahl ihn dem Herrn.

Tage vergingen, da klopfte es wieder nachts an die Tür des Missionars und der Diener des Jünglings trat ein und bestellte: „Mein junger Herr befahl mir, Ihnen zu sagen, daß er zu seinem himmlischen Vater gegangen sei, und nun wäre

alles gut." Einige Minuten lautloser Stille folgten dieser Botschaft.

„Hat er sehr gelitten? Ist er wieder mißhandelt worden?" — Mit einem Seufzer nickte der Chinese Bestätigung; aber mit einer flehenden Gebärde legte er den Finger auf die Lippen, daß der Missionar ihn nicht verraten solle. Und lautlos, wie er gekommen war, verschwand er wieder.

Elf oder zwölf Monate vergingen, da wird der Missionar wieder durch Klopfen an die Tür gerufen. Auf den ersten Blick erkennt er den älteren Bruder des jungen Chinesen. Er kannte ihn von Ansehen und hatte für ihn und seinen Vater oft gebetet.

„Ich komme, um Ihnen mitzuteilen, daß ich seit dem Tode meines Bruders das Buch Ihrer Religion studiert habe, um zu sehen, woher er diese außerordentliche Kraft nahm, in allen Leiden so fest zu bleiben. Dann las ich das Buch um seiner selbst willen, und nun lese ich es um des willen, von dem es erzählt — Jesus Christus. Denn ich liebe ihn und komme, um Ihnen zu sagen, daß ich entschlossen bin, ihm zu dienen. Nun weiß ich, wer meinem Bruder die Todesfurcht nahm und welcher sagt: „Wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht sehen ewiglich." O, lehren Sie mich ihn besser kennen," bat er aus vollem, aufrichtigem Herzen den Missionar.

Missions-Magazin 1904, Bibelbl. 13 ff.

---

27. Abraham Serotes Amtsanfang.

Abraham Serote hat in seinem Amte als ordinierter Hilfsprediger in Botschabelo einen schweren Anfang gehabt. Er trat mitten in den Parteikampf ein, der die Gemeinde lange schwer geschädigt hat. Natürlich stand er treu zu den Missionaren. Sein letzter Bericht ist recht bezeichnend. Er atmet auf, als Seth Kchalema mit seinem Anhange abgezogen ist, und freut sich, daß die Gemeinde sich nun nach aller Zerstörung in Ruhe bauen kann. Aber dennoch blickt durch seine Worte eine rührende Teilnahme für seine Brüder nach dem Fleisch hindurch, die er jetzt verblendet in Verarmung und ins Elend laufen sieht. Er läßt die Hoffnung nicht fahren, daß sie, durch Gottes

Strafgericht gedemütigt, sich doch noch einmal bekehren und zurückkommen werden. Wer sollte dabei nicht an Paulus denken!

Jahresbericht der ver. nordostdeutschen Missionskonferenzen 1907, S. 27 f.

Evangelische Missionen 1900, 169 ff., 204 ff.: Wie mein Freund Somra ein Christ wurde.

---

14. Pauli Urteil über Israel.

(Röm. 10, 1—4.)

28. Der Zionismus.

Der Zuzug der Juden nach dem Heiligen Lande, speziell nach Jerusalem, geht mit unverminderter Kraft fort; immer mehr von dem Grund und Boden geht in die Hände jüdischer Landgesellschaften über, Jerusalem wird wieder mehr und mehr eine jüdische Stadt. Der „Bote aus Zion“, das Organ des Syrischen Waisenhauses, schreibt: Es ziehen täglich hundert und mehr jüdische Familien durch das Jaffator nach Jerusalem ein, meist blutarme Leute, die von der Wohltätigkeit ihrer reichen Volksgenossen und vom Kleinhandel leben. —

Diese jüdische Masseneinwanderung erhält einen neuen Impuls durch den Beschluß des letzten Zionisten-Kongresses (1906), nur das Gelobte Land zu kolonisieren. Zurzeit sind für landwirtschaftliche Besiedelung hauptsächlich die Saron-Ebene und Peräa ins Auge gefaßt. Man schätzt die Zahl der Juden in Palästina auf 100 000, in Jerusalem auf 45 000 Seelen.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1907, S. 91 und Anm.

---

29. Wo sind die sieben Tausend in Israel?

Vor kurzem, erzählt der jetzt heimgegangene P. Gurland im Zionsfreund, hörte ich von einem seltsamen jüdischen Rabbi, der wie ein Einsiedler lebe. Nach langem Suchen fand ich ihn in einem jämmerlichen kleinen Hause außerhalb der Stadt. Man hatte mir gesagt, er sei ganz allein, alt, krank, arm, menschenscheu. So stand ich an seiner Tür etwas nervös. Mit welchem Wort der Ermahnung und des Trostes sollte ich ein Almosen übergeben? An der Tür war keine Schelle. Durch das

Schlüsselloch erblickte ich die Gestalt eines Mannes in einem Talith (d. h. Gebetsmantel), der beständig mit dem Kopf wackelte, wie betende Juden tun. Um ihn nicht zu stören, wartete ich draußen. Eine vorübergehende Frau fragte mich, auf wen ich wartete. „Ich möchte Rabbi Nathan sehen," antwortete ich, „und ich warte, bis er sein Gebet beendet hat." — „Dann müßt Ihr wohl lange warten," antwortete sie lachend. „Der verrückte Alte betet den ganzen Tag lang, er hat nichts anderes zu tun. Klopft nur an."

Endlich entschloß ich mich anzuklopfen. Nach einigen Minuten öffnete sich die Tür. Ein alter Mann sah mich auf zwei Krücken gelehnt fragend an. Etwas verlegen nannte ich meinen Namen und entschuldigte mich wegen der Störung. Er begrüßte mich nicht allzufreundlich und hieß mich hereinkommen. Ein kleines Zimmer, nackte Wände, trübes Licht, ein Bett, ein Tisch, eine Bank und ein Bücherbord mit alten Talmudfolios waren das ganze Mobiliar. Zuerst waren wir beide etwas verlegen; als ich ihm aber ins Gesicht sah und zwei freundlich-sanfte, kindliche Augen aus dem bleichen, alten Gesicht auf mich blickten, da verschwand alle Scheu, und wir begannen eine unschuldige Unterhaltung. Ich hörte die seltsame Geschichte seines Lebens. Er war ein einziger Sohn wohlhabender Eltern. Seine Kindheit war glücklich gewesen. Begabt, fleißig, ehrgeizig hatte er 26jährig das Amt eines Rabbi erhalten. Ein geliebtes Weib, fröhliche, gesunde Kinder vervollständigten das Familienglück, so daß sie wie eine Illustration des 128. Psalmes lebten. Aber all dies irdische Glück wurde von einem plötzlich eintretenden Sturmwind weggeblasen. Schlag folgte auf Schlag, innerhalb zehn Tagen verlor er seine Frau und fünf blühende Kinder, zugleich durch die Nachlässigkeit eines Freundes sein Vermögen; seine Freunde verschwanden. „Hiob", so sagte der Rabbi lächelnd, „hatte doch drei mitleidige Freunde. Mir war keiner geblieben." An Leib und Seele gebrochen verließ er sein Heim und lebt jetzt, ein unbekannter Einsiedler, an einem Orte in der Fremde.

Vor einem Jahr starb sein letztüberlebendes Kind, eine verwitwete Tochter im Hospital zu Riga, wo sie den Heiland gefunden hatte. Der Rabbi las mir einige Sätze aus ihrem letzten Brief vor. Das sterbende Weib hatte geschrieben: „Ich weiß, daß ich

an der Schwelle der Ewigkeit stehe, meine Tage hienieden sind gezählt. Ich gehe heim in Frieden, denn ich weiß, daß mein Erlöser lebt. Gott ist mein lieber himmlischer Vater, und der Messias Jesus ist mein Erlöser und Retter, er, der in die Welt gekommen, die Sünder selig zu machen. Ich bin sehr glücklich, ein Kind Gottes zu sein und sehe freudig danach aus, bald beim Vater zu sein, wohin mein Heiland vorangegangen, um mir die Stätte zu bereiten. Du sollst mein kleines Besitztum haben, es wird dir im Alter von Nutzen sein. Aber mehr als alle Schätze der Welt wirst du in dem kleinen Buch (dem Neuen Testament) finden, welches ich mit diesem schicke. Gewiß wirst du, geliebter Vater, deinem sterbenden Kinde den letzten Wunsch erfüllen und das kostbare Buch aufmerksam lesen. Es wird dir eine Quelle des Lichts, der Stärke, des Trostes sein, wie es mir das gewesen ist. Ich kann nicht mehr schreiben. . . Lebe wohl, geliebter Vater. Mögen wir uns wiedersehen in unseres Vaters wunderschönem Heim."

Der alte Mann war nicht Herr seiner Stimme, um mehr zu sagen. Er zeigte nur hin auf den Tisch, auf welchem ein vielgebrauchtes Neues Testament lag. Die Worte Joh. 16, 32 waren doppelt unterstrichen: „Siehe, es kommt die Stunde, daß ihr zerstreuet werdet." Nach einigen Minuten fuhr er fort: „So erschien mir der helle Stern Jakobs (4. Mos. 24, 17) in der dunkelsten Nacht meines Lebens. Mein neues Leben begann beim Tode meines letzten Kindes. Jetzt fange ich an, Gottes wunderbare Wege zu verstehen. Die herrlichste Offenbarung des Messias Jesus scheint mir in den beiden Worten „Unser Vater" enthalten zu sein. Das ist der Schlüssel zum Himmel, der freie Zugang zu Gott. In diesem einen Wort ist mehr enthalten, als in allen großen Talmudfolianten. Freilich hörte ich Gottes Wort auch in früheren Zeiten, aber es war die Stimme des Gesetzes auf dem Sinai in Blitz und Donner, welche meine Seele vor dem dreimal heiligen Gott zittern machte (5. Mos. 5, 25). Im Evangelium aber höre ich die Stimme meines lieben himmlischen Vaters, der uns seinen lieben Sohn gab, durch welchen wir zu Kindern und Erben Gottes gemacht werden. Denn mit den Worten (Matth. 6, 32) „Euer himmlischer Vater" setzt Jesus uns wieder ein in das alte, verlorene Adelsrecht, so daß wir zuversichtlich, als die Kinder zum Vater,

zu Gott kommen und „Abba, lieber Vater,“ sagen mögen. Je besser sein Geist mir die Geheimnisse des Neuen Testaments offenbart, um so besser lerne ich es, meinen Gott und Vater zu verstehen. Und dies ist jetzt meine einzige Aufgabe.“

„Wer sorgt denn für Eure leiblichen Bedürfnisse?“ fragte ich.

„Eine gute, alte Frau kommt jeden Tag und tut das Nötige, das genügt,“ sagte er lächelnd.

Ich fragte, ob er sich nicht zu einsam fühle. Wieder lächelte er und antwortete getrost: „Ich bin nie allein, ich habe oft Besuch von meinem himmlischen Vater, und ich bespreche und berate mich über alles mit ihm. Und Einer ist immer bei mir.“ Dabei zeigte er auf die Wand nahe bei dem Bette, und da bemerkte ich zwei Papierzettel. Auf dem einen standen auf hebräisch die Worte: „Haben wir nicht alle einen Vater“ (Mal. 2, 10)? auf dem andern aber: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende“ (Matth. 28, 20).

„Das hat er mir versprochen, und er hat sein Versprechen gehalten. Er läßt mich nie allein.“ Das versicherte der alte Rabbi.

Wo sind die 7000 in Israel? Antwort: Sie sind noch da, Gott sei Dank; nur muß man sie suchen. Aber wer sucht, wird finden. Missions-Magazin 1903, Bibelblätter S. 44 ff.

Messiasbote I, 2, S. 4 f.: Israel ist nicht verloren für Jesus.

15. Hat denn Gott sein Volk verstoßen?

(Röm. 11, 1—12.)

30. Wer kann die wichtigste Frage beantworten?

Als der Rabbi Jochanan Ben Zachar krank war, besuchten ihn seine Schüler. Er hob an zu weinen. Sie sagten: „Rabbi, du Licht in Israel, du Säule der rechten Hand, du starker Hammer, warum weinest du?“ Er antwortete: „Wenn sie mich führten vor einen König von Fleisch und Blut, der heute hier ist und morgen im Grabe, der, wenn er mir zürnet, doch nicht ewiglich zürnen könnte, der, wenn er mich gefangen legte, doch keine ewigen Bande für mich hätte, der, wenn er mich zum

Tode verurteilte, mich doch nicht zum ewigen Tode verdammen würde, den ich mit Worten besänftigen oder mit Reichtümern bestechen könnte; auch dann würde ich ja dennoch weinen. Nun aber gehe ich vor den König aller Könige, den einzig zu preisenden Gott, der in Ewigkeit lebt, der, wenn er zornig ist über mich, ohne Aufhören zürnen wird, der, wenn er mich gefangen legt, einen endlosen Kerker hat, der, wenn er mich zum Tode verurteilt, ewigen Tod über mich bringt, den ich nicht mit Worten besänftigen, noch mit Reichtümern bestechen kann. Wenn ferner zwei Wege vor mir sind, der eine in die Hölle, der andre ins Paradies, und ich weiß nicht, wohin sie mich führen werden, sollte ich dann nicht weinen?"

Wie ergreifend ist der Gedanke, daß der ungläubige Israelit die höchst wichtige Frage, wie der Mensch vor Gott gerechtfertigt werden kann, nicht zu beantworten weiß! —

Ganz anders äußerte sich ein bekehrter Israelit, Heinrich Abraham, auf seinem Sterbebette. „Ich weiß," sagte er: „daß ich sterben muß, aber ich fürchte mich nicht davor; denn ich bin eines von den Schafen Jesu, die er nicht umkommen lassen will. Bald werde ich ihn sehen und auf ewig bei ihm sein."

Hoffmann, Missionsgeschichte 4, S. 100.

---

31. Die Ersten sollen die Letzten sein.

Gott hat den Plan zur Erlösung seines Volkes nicht aufgegeben, sondern nur geändert, daß nun die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sind. Von Israel sollte das Heil ausgehen auf die Heiden; aber das Licht schien in der Finsternis, und die Finsternis hat's nicht begriffen; so soll's nun von uns zurückfluten in die Nacht Israels, bis es sie alle erleuchte. Das ist Gottes Rat. An des Volkes Stelle sind wir getreten, und die Äußere Mission legt Zeugnis davon ab, daß die Christenheit sich ihrer großen Pflichten bewußt ist. Aber sollten wir allen das Heil bringen und nur Israel nicht, das uns den Heiland gegeben hat? Wir wohnen ja nur in den Hütten Sems und sind nur eingepfropft in den Ölbaum, dessen verborgene Wurzeln in dem Mutterboden des heiligen Volkes ruhen. So wollen wir uns nicht überheben, sondern danken und Gott bitten, daß

er auch die durch Unglauben ausgebrochenen Zweige recht bald wieder mit neuem Leben fülle.

Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts hören? Wie sollen sie hören ohne Predigt? Darum predigen wir ihnen das Evangelium von Christo Jesu. Wir müssen es tun, und wehe uns, wenn wir es nicht täten. Wir sind für jede Seele verantwortlich, die durch unser Versäumnis verloren geht, und auch Israels Kinder haben unsterbliche Seelen.

Aber das Predigen allein tut's nicht. Wir sollen ihnen den Heiland vorleben mit all dem Reichtum der Gnaden Gottes, die solch Leben in sich schließt, daß ihnen endlich die Schuppen von den Augen fallen und sie es erkennen, wieviel sie mißachtet, was alles sie in Jesu gekreuzigt haben, und uns nun nacheifern, daß dieser Jesus auch ihr Heiland und König werde. Ist's Israels Schuld, daß die Nacht noch immer in so tiefer Finsternis über ihm liegt? Gewiß; aber auch der Christen Schuld, die so oft die Religion der Liebe in die des Hasses verwandelt haben, gerade gegenüber diesem Volk. Es besteht bis zur Stunde viel Abneigung gegen dasselbe hin und her, aber sollen wir einmal die verborgnen Wurzeln aufdecken? Sie heißen: Lieblosigkeit, Neid, Haß, Selbstgerechtigkeit usw. Es sind Menschengedanken; Gottes Gedanken sind es nicht. Wohl verkennen wir nicht die Nachtseiten in Israels Leben, aber wer von uns ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Laßt uns doch nie vergessen, daß wir alle allein von Gottes erbarmender Gnade leben!

Man klagt über den geringen Erfolg, den die Judenmission bisher aufzuweisen habe; und es ist wahr: es sind nur Tropfen aus dem Meer der Millionen, die bis jetzt gerettet sind. Aber gerade das sollte uns zu ernster Buße treiben. In der Heidenwelt ist jeder Seelsorger, jeder einzelne Christ in den schon geordneten Gemeinden zugleich Missionar. Warum sind wir's nicht? Weil die rechte drängende Liebe fehlt, der volle und ganze Glaube an Gottes Wort und Verheißung, der Ernst des Bewußtseins heiliger Verpflichtung auch Israel gegenüber, ob es gleich in unserer Mitte ist. Wohl wissen wir, Zeit und Stunde steht Gott zu, nicht uns, er muß die Tür öffnen, sonst hilft all unser Drängen nicht. Aber dem ernsten Gebet seiner Kinder hat er sich noch nie verschlossen und krönt immer mit

Gnade und Segen, die nicht ablassen, zu ihm zu rufen. Nur, daß wir treu sind, nur, daß wir wirken, solange es Tag ist, und tun Engeldienste an denen, die noch in Finsternis und Schatten des Todes sitzen; so wird auch Israels Gefängnis sich bald wenden zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes im Glauben an Christum Jesum, den einigen Heiland der ganzen Welt. „Gott kann sie wohl wieder einpfropfen."

Bericht der Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden zu Berlin 1902, S. 3 f.

---

32. Israels tausendjähriger Traum.

Auf einer Eisenbahnfahrt waren die Schrecken der Kischinewer Greueltage der Gegenstand der Unterhaltung der Juden, und es war von Träumen die Rede, welche auf diese Tage im voraus hingedeutet hätten. Ein jüdischer Arzt äußerte darauf: „Ich halte als Mann der Wissenschaft nicht viel von Träumen; aber es gibt einen merkwürdigen Traum, den ich mir nicht erklären kann. Seit fast 2000 Jahren träumt Israel einen herrlichen Traum und dies noch bis heute. Wir träumten, daß wir Gottes Volk wären; wir waren gewiß, daß wir den Bund und die Verheißung einer herrlichen Zukunft und der Weltherrschaft besäßen, gleichviel, ob wir unsre Versprechungen hielten oder nicht; als ob Gott aus bloßer Laune und ohne moralischen Grund uns allein seine Liebe erweisen müßte, selbst wenn wir sie mißbrauchten. Wir vergaßen, daß alle Verheißungen nur unter der Bedingung des Glaubens und Gehorsams für uns galten. Alle Gottesmänner jeder Zeit erklärten denn auch unseren Zustand als die Strafe unseres Ungehorsams. Wir träumten, es müsse eine bessere Zukunft für uns kommen, ohne daß wir bessere Menschen würden. Im vorigen Jahrhundert träumten dann viele den Traum von unserer inneren Verbindung mit den Völkern auf dem Wege der modernen Kultur, die uns die gleichen Rechte mit den andern Bürgern schaffen sollte; aber auf allen Seiten gähnt uns ein unversöhnlicher Antisemitismus entgegen. Jetzt träumen wir den Traum der Selbsthilfe und Selbsterlösung. Der Zionismus träumt von einem jüdischen Staate in Palästina: Geld und Intelligenz soll

uns denselben schaffen. Aber in diesem Programm fehlt das Wort ‚Gott,' und ohne ihn können wir nun einmal nichts erlangen. Denn wenn der Herr nicht das Haus baut, bauen umsonst, die daran bauen, und: Umsonst seid ihr erkauft worden, ohne Geld sollt ihr erlöst werden. Alle Hoffnungen haben uns immer getäuscht."

Als der Doktor geendigt hatte, schrie ein Jude auf: „Was der Doktor gesagt hat, ist Wahrheit; keiner kann den Traum unseres Lebens deuten." „Dank sei Gott," sagte da Gurland, „einer kann uns diesen Traum richtig deuten, wenn wir uns an ihn wenden. Wie Pharao seine Träume richtig gedeutet erhielt, als er sich an Joseph wandte, so wird es den Gefangenen Zions nicht eher gelingen, als bis sie sich an ihren König Messias wenden. Brüder aus Israel, erschreckt nicht, wenn ich euch seinen Namen nenne: es ist Jesus von Nazareth, der König der Gerechtigkeit, der uns durch sein Blut versöhnt hat und der Fürst des Friedens ist." Darauf entstand ein gewaltiger Aufruhr, aber der Doktor trat auf und sagte: „Jeder Baschi-Bosuk kann ausfallend sein, aber hier ist nicht der Platz dazu. Dieser Herr hat seine persönliche Meinung ausgesprochen, und ein Gebildeter sollte sie achten, wenn sie auch nicht die seinige ist. Ich bin kein Bekehrter, aber, obwohl Jude, habe ich doch jahrelang das Leben Jesu studiert und wurde mehr und mehr überzeugt, daß, wenn ein persönlicher Messias das Reich Gottes auf Erden herstellen soll, Jesus allein es vermag. Allen aber kann ich nur raten, die alten Dokumente der Offenbarung Gottes im Alten und Neuen Testamente zu lesen und mit Ernst zu erwägen." Das beruhigte die Juden, und sie nahmen nun willig die angebotenen Missionsschriften an.

Nathanael 1906, 59 f.

---

16. Die Berufung der Heiden ins Reich Gottes.

(Röm. 11, 13—22.)

33. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich.

Die freie Negerin Juliane in Paramaribo, welche im Jahre 1838 als eine begnadigte Sünderin selig entschlief, war eines der ältesten Mitglieder der dortigen Gemeinde und bereits im Jahre 1780 getauft worden. Infolge ihrer Bekehrung hatte sie von ihrer damaligen Eigentümerin, einer freien Mulattin, viel zu erleiden. Diese war der Abgötterei sehr zugetan und wollte durchaus nicht zugeben, daß ihre Sklavin die Kirche besuche und die christliche Religion annehme. Um sie davon abzuhalten, wurde die Negerin nicht nur oft unbarmherzig durch Schläge mißhandelt, sondern mußte auch, außer vielen häuslichen Dienstleistungen, ihrer Herrschaft ein bedeutendes Wochengeld durch Arbeiten bei andern, die sie sich selbst aufzusuchen hatte, verdienen. Überdies wurde sie gezwungen, ihrer Gebieterin die Götzenopfer zu bereiten, und wenn diese anderwärts zu einem abgöttischen Tanze ging, ihr den Regenschirm nachzutragen. Als sie einst den Befehl erhalten hatte, zu einer Opfermahlzeit ein Huhn zu schlachten und zu rupfen, suchte sie bei dieser heidnischen Zwangsarbeit, der sie sich nicht entziehen durfte, durch Gesang geistlicher Lieder ihr Herz zu ihrem Schöpfer und Erlöser zu erheben. Ihre Gebieterin aber, welche glaubte, daß hierdurch das Opfer geschändet und unwirksam gemacht würde, wurde aufs höchste darüber erzürnt und schalt und plagte ihre Sklavin noch mehr als zuvor. Diese jedoch ertrug alles mit großer Geduld, wandte sich mit allen Gewissensfragen und in jeder Verlegenheit stets an ihre Lehrer, deren Rat sie treulich befolgte, und ließ sich durch alle Verfolgungen von seiten ihrer Gebieterin nicht irre machen, sondern bewies eine Standhaftigkeit, die dem Evangelium zur Ehre gereichte. Als ihre Eigentümerin an den Pocken starb — obwohl sie alle möglichen Zaubermittel angewendet hatte, sich vor dieser Krankheit zu schützen — wurde sie von dem Sachwalter der Verstorbenen an einen christlichen Herrn vermietet, bei welchem sie nicht nur freien Kirchgang hatte, sondern auch neben ihrem Dienste soviel erübrigte, daß

sie sich frei kaufen konnte. Aber sie konnte die guten Tage nicht ertragen; sie vergaß, auf ihr eigenes Herz acht zu haben, und geriet darüber auf Abwege und in Versündigungen. Denn als um diese Zeit ihr bisheriger Mann, ein bis dahin ebenfalls zur Kirche der Brüder sich haltender Neger, sie böslich verließ, nahm sie einen andern, unrechtmäßigen Mann. Hierauf wurde sie mit letzterem aus der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen. So lebte sie einige Jahre ohne Verbindung mit dieser. Jedoch diente ihr Fall dazu, daß sie sich und ihre sündige Verderbtheit gründlich kennen lernte und seit ihrer Wiederannahme zur Gemeinde im Jahre 1791 vor ähnlichen Versündigungen bewahrt blieb. Hoffmann, Missionsgeschichten 4, S. 197 f.



17. Die „Fülle" der Heiden und das „ganze" Israel.

(Röm. 11, 25—32.)

34. Heiden- und Judenmission.

Wir haben in dem Prophetenwort „Es wird dennoch dazu kommen, daß Jakob wurzeln wird und Israel blühen und grünen wird, daß sie den Erdboden mit Früchten erfüllen" (Jes. 27, 6) eine jener vielen Verheißungen, die der Judenmission gegeben sind. Weil aber keine Arbeit des Reiches Gottes mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen hat wie die Judenmission und sich der Erfüllung unserer Hoffnung für Israel scheinbar so unüberwindliche Hindernisse in den Weg stellen, darum ist diese Verheißung eingeleitet mit dem Wörtlein „dennoch". Auch die Heidenmission hat ihr Dennoch des Glaubens gegen die Einwände derer, die da meinen, es sei besser, man bleibe zu Hause und arbeite hier für das Reich Gottes, anstatt sein Brot übers Wasser zu senden zu den Heiden; sie spricht mit jenem kananäischen Weibe: „Aber doch essen die Hündlein von den Brosamlein, die von ihrer Herren Tische fallen." So führen auch wir in der Judenmission unser heiliges Dennoch im Wappenschilde: „Dennoch wird Jakob wurzeln und Israel grünen und blühen." Mit diesem trotzigen, mutigen Dennoch

des Glaubens deckt sie sich wie mit einem Schilde gegen alle Zweifel und Bedenken. Ja, wahrlich, sie braucht ihr Dennoch. Denn aus dem Lager Israels wird die Judenmission überhäuft mit Verachtung, Spott und Verleumdung; in den Reihen der Christen begegnet ihr Teilnahmlosigkeit oder offne Abneigung; sie selbst, die Judenmission, krankt an Fehlern und Gebrechen, und in den Herzen ihrer Arbeiter erhebt sich bei Enttäuschungen und trüben Erfahrungen oft genug die kleinmütige Frage: Sollte es nicht doch alles umsonst sein? Aber gegen das alles stemmt sich trotzig und kühn das Dennoch der Judenmission. Gottes Wille und Gottes Verheißung treibt uns vorwärts.

Aber was kann die Judenmission tun, daß Jakob wieder wurzele und Israel wieder grüne und blühe? Daß in dieser Richtung viel gewonnen wäre mit der Bekehrung einzelner, wird man kaum behaupten können. Sicherlich ist die Zahl derer nicht gering, die durch die Mission den Weg zu Jesus gefunden haben, und unter ihnen sind viele treue und hervorragende Zeugen Jesu gewesen. Man kann ja auch erwarten, daß in diesen Zeiten der Gärung, der religiösen Auflösung und Verödung im Judentum viele Seelen, die noch ein Verlangen nach dem lebendigen Gott und nach seiner Gnade und Wahrheit haben, durch die Mission den Frieden finden werden.

Aber wenn die Aufgabe der Mission keine andere wäre als einzelne Seelen zum Glauben zu erwecken und im Glauben zu fördern, dann hätten diejenigen nicht so unrecht, denen die Judenmission unberechtigt und überflüssig erscheint. Denn die Kirche hat gerade in unserer Zeit so große Aufgaben daheim und in der Heidenwelt zu bewältigen, daß die Rettung einzelner Seelen Israels dagegen zurücktreten müßte. Aber die Judenmission hat in Wirklichkeit ein viel höheres Ziel, eine viel umfassendere Aufgabe, nämlich die, die Wege zu bahnen zur endlichen Bekehrung ganz Israels, die Brücke zu schlagen zwischen christusfeindlichem Judentum und judenfeindlichem Christentum, damit die Einflüsse des Evangeliums Israel zugänglich werden. Und wenn man bedenkt, daß Israel, obgleich nur ein kleines Volk von elf Millionen Seelen, doch von der allergrößten Bedeutung für das Reich Gottes war und ist und immer sein wird, dann wird man auch die Bedeutung der Judenmission neben den anderen Werken der Kirche erkennen und würdigen.

Auf dieses letzte Ziel der Judenmission, die Bekehrung Israels, arbeiten wir hin, wenn wir Interesse und Liebe für die Juden in unserer Mitte unter den Christen zu erwecken und beide in nähere Berührung zu bringen suchen; wenn wir durch Wort und Schrift aus jüdischen Herzen die Vorurteile gegen Jesus und Christentum zu entfernen und sie in das Verständnis des Evangeliums einzuführen suchen, wenn wir durch Unterricht und Erziehung der Jugend den Samen des Evangeliums in die heranwachsende jüdische Generation Jesu Christi zu sammeln suchen. Bei dem allen und was sonst in der Judenmission geschieht, ist es wohl unser Wunsch, einzelnen Seelen zu dienen und ihnen auf den Weg des Lebens zu helfen, aber unsre letzte Absicht ist doch immer die, den Sauerteig des Evangeliums hineinzutragen, bis daß ganz Israel durchsäuert ist. Es läßt sich ja nicht vermeiden und darf nicht anders sein, als daß die Mission, überhaupt jede Verkündigung Christi, bei den Juden auf Widerstand und Feindschaft stößt, daß man sie für eine Verführung oder auch für eine Beleidigung des Judentums ansieht. Aber je mehr es gelingt, die tiefe Kluft zwischen Judentum und Christentum durch die Liebe Christi zu überbrücken und gegenseitiges Verständnis und Vertrauen zu befördern; je besser wir es lernen, daß es nicht so sehr darauf ankommt, einzelne Seelen zu uns herüberzuführen, sondern in das jüdische Volk einzudringen mit dem Evangelium, indem wir den Juden Juden werden, desto näher kommen wir dem Ziele.

Der Dienst am Wort. Herausgegeben von Lic. Dr. Rump, Leipzig, Verlag von Krüger u. Co. 1905, VII, S. 21 ff.

Missions-Magazin 1894, Bibelblätter 52 f.: Das prophetische Wort.



18. O welch eine Tiefe des Reichtums und der Weisheit Gottes.

(Röm. 11, 33–36.)

35. Das Geheimnis der göttlichen Berufung.

Es ist ein Geheimnis wie um die Berufung des einzelnen Menschen, so auch um die Berufung der Völker, ein Geheimnis, das erst die Ewigkeit enthüllen wird. Menschen scheinen hier

oft barmherziger zu sein als Gott, aber — wie so oft — der Schein trügt. St. Paulus läßt uns in die Tiefen des Reichtums dieser Weisheit der Wege Gottes einen Blick tun in der großartigen Philosophie der göttlichen Reichsgeschichte, die er Röm. 9—11 in großen Zügen entwirft. Erst am Ende der Wege Gottes werden wir in den Stand gesetzt sein zu erkennen: der Herr hat alles wohl gemacht. Vorläufig glauben wir es, auch wenn wir's noch nicht erkennen. Jedenfalls geziemt es uns, daß wir den Wegen, die Gott in der Berufung der Völker geht, folgen, und nicht, daß wir sie kreuzen oder daß wir vorlaufen. Das Wort: „meine Stunde ist noch nicht gekommen" hat auch für die Mission eine große Bedeutung. Wie es ein unberechtigter Vorwurf gegen die Apostel sein würde, daß sie nicht nach Deutschland gegangen, so scheint es mir voreilig, der evangelischen Kirche eine Anklage daraus zu machen, daß sie nicht im 16. 17. oder 18. Jahrhundert Missionare nach China oder in die Südsee geschickt hat. Die Stunde Gottes war für diese Völker noch nicht gekommen. Und auch heute ist die Stunde Gottes noch nicht für alle Völker gekommen. Es ist nicht unsere Aufgabe, überall zu gleicher Zeit Mission zu treiben. Man kann im gutgemeinten Eifer auch eine Mission unter einem Volke verfrühen, für welches die göttliche Berufungszeit noch nicht da ist. Manche kranke Mission hat darin ihren Grund, daß sie der Stunde Gottes vorgelaufen ist. Es heißt auch hier: „ein Mensch kann sich nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben von oben." Warneck, Missionsstunden I, S. 217.

---

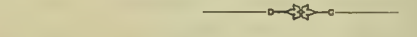
36. Gottes Taten in Indien.

Pastor J. Richter erzählt von seiner Reise in Indien: Oben auf dem Gipfel des Hügels, an dessen Abhang die Schulstation Pasumalai liegt, stand einst ein Tempel, dessen Fundamente ich dort noch sah. Es war der Sitz einer furchtbaren und mächtigen Göttin. Als unten die christliche Missionsstation errichtet wurde, so erzählen die Heiden, und die Glocke fast stündlich zur Schule oder Kirche rief, wurde die Gottheit erst unruhig, dann trübsinnig und stumm, schließlich verließ sie den Platz gänzlich und weigerte sich dorthin zurückzukehren. Sie

beruhigte sich nicht eher, bis ihr Tempel niedergerissen und auf einem fernen Hügel wieder aufgebaut wurde, wo die christlichen Neuerungen ihre Ruhe nicht störten oder ihren Wohnsitz nicht entweihten. Diese Geschichte ist ein Gleichnis dessen, was sich in ganz Indien überall da wiederholt, wo christliche Schulen und Anstalten erbaut werden. Gott führe in Eile den Tag herbei, wo die Schrecken des Aberglaubens und der Unwissenheit fliehen vor dem Morgenrot des Tages.

Evangelische Missionen 1904, S. 41.

Biene auf dem Missionsfelde 1905, 61: Das Sterben eines Katechisten. Hoffmann, Missions-Geschichten V, 191 f.: Gützlaffs Brief an Rhenius.



19. Die Verheißung der Berufung der Heiden.

(Röm. 15, 8—12.)

37. Wie der sterbende Neger Gott lobte.

Ein Missionar, der aus Westindien zurückgekehrt war, erzählte beim Jahresfeste der Londoner Missionsgesellschaft im Jahre 1844: „Ich ward zu einem sterbenden Neger gerufen. Als er hörte, daß ich da sei, richtete er sich auf und sagte mir mit gebrochener Stimme, daß er selig sei und zu Jesu gehe. Da aber übermannte ihn sein Gefühl, und ich glaubte, er sei schon verschieden. Aber er schlug noch einmal die Augen auf und mit der letzten gewaltigen Anstrengung aller Kräfte sagte er: „„Wart', Massa! wart', ich vergeß noch eins! Wenn du nach England kommst, sag dem guten Volk, ich selig sterbe, ich dankbar sei für das Evangelium, das Ihr gesandt, und ich für sie bete!"" — Als er dies gesagt, schloß er seine Augen, und sein seliger Geist flog hinüber in das Paradies Gottes."

Hoffmann, Missionsgeschichten 2, S. 192 f.

---

38. Missonsdank und Missionsfürbitte.

Den Missionsdank in der schönsten und vorbildlichsten Weise stellt uns Apstg. 11, 18 vor. Da berichtet Petrus im Schoße der jerusalemischen Muttergemeinde von dem, was er

im Hause des Hauptmanns Kornelius erlebt hatte. Er erzählt ausführlich, so daß alle Zuhörer eine rechte Anschauung von dem Erlebnis gewinnen können. Und hatte erst der Umstand, daß Petrus einen Heiden getauft hatte, Aufregung hervorgerufen, so beruhigen sich nun die Leute und preisen Gott, daß er auch den Heiden Buße gegeben habe zum Leben. Wenn Gott den Heiden Buße gibt zum Leben und dazu die benützt, die von der heimatlichen Gemeinde ausgegangen sind, so sei das erste der Dank, die Verherrlichung Gottes. Solcher Dank baut sich auf die eingehende Berichterstattung durch die Boten. Dieser Dank ist an unserer Stelle durchaus nur Verherrlichung Gottes, nicht der heimatlichen Christengemeinde, nicht der Heiden, nicht des Petrus, des Missionars, sondern des Herrn, der ja auch ganz allein Buße zum Leben wirken kann durch das Angebot seiner Gnade. Man darf sagen, daß in unseren Missionen, wo der Dank laut wird, gleichfalls Gott und nicht Menschen verherrlicht werden. Des zum Zeugnis nur eine Stimme von der jüngsten Generalkonferenz der Basler Missionsgesellschaft: „Wir reden wohl auch von Sieg und von reicher Beute. Noch kein Jahr sind in unserer Mission so viele Überwundene dem Herrn zugeführt worden; vom Herrn ist das geschehen und ein Wunder vor unsern Augen. Wenn jedoch der Herr seine Streiter, die Reihen der Missionsarbeiter, und nicht nur die im vordersten Glied, sondern auch die, die dahinten stehen, die zahlreiche Missionsgemeinde, musterte, er könnte viel Schwachheit, Lauheit, Halbheit, viel Klein- und Unglauben bei uns aufdecken und uns tief beschämen nur schon mit der einen Frage: das tat ich für dich; was tust du für mich? Nein, wenn wir uns rühmen wollen, so rühmen wir uns einzig des Herrn. Er hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich. Nicht uns zu rühmen, aber zu danken haben wir allerdings Veranlassung."

Wenn wir das rechte Danken lernen, dann lernen wir auch das rechte Bitten, auch in der Mission; und auch darin kann uns der Apostel zum Lehrmeister werden. Paulus erfleht für seine Heidenchristen, daß sie eines Sinnes seien, des Sinnes Jesu (Röm. 15, 5. 6), daß sie erfüllt werden mit aller Freude und Frieden im Glauben und reich an Hoffnung in Kraft des heiligen Geistes (Röm. 15, 13). Missions-Magazin 1895, S. 103 f.

20. Wie Paulus seinen Missionsberuf beschreibt.

(Röm. 15, 14—24.)

39. Alfred Saker, der Missionspionier von Kamerun.

Es mag Sakers Art zu arbeiten beleuchten, wenn wir mitteilen, was er im Juni 1870 im Blick auf seine Verkläger zu seiner Rechtfertigung schrieb.

„Nach ihnen soll die eigentliche Arbeit eines Missionars darin bestehen, mit der Bibel in der Hand auszugehen, sich hier unter einen Baum, dort unter einen Strauch zu setzen und den Leuten zu predigen. Mir ist die Aufgabe immer in einem andern Licht erschienen. Sie besteht darin, den einzelnen in seinem Hause aufzusuchen, mit ihm seinen Kummer und seine Sorgen zu teilen, ihn dahin zu führen, selbst an ein besseres Leben zu denken und an die Mittel, wie es herbeizuführen ist, dann, wann seine Aufmerksamkeit gewonnen ist, von jenem höhern Leben zu reden, das wir alle verloren haben und welches Gottes Liebeshand uns wiedergibt, wenn wir ihm gehorchen wollen. Wer will den Wert einer solchen einfachen, von einer erleuchteten Seele einer umnachteten erteilten Lektion ermessen? Und weshalb sollte eine solche Lektion nicht auch dadurch gegeben werden, daß man eine bessere Methode der Bodenkultur und des Häuserbaus lehrt? Ich weiß, daß diese Art des Arbeitens kein Aufsehen erregt. Sie ist geräuschlos; aber ich weiß, sie erzielt große Erfolge. An allen Orten, wo Gott mich hat arbeiten lassen, waren die ersten Anstrengungen teilweise erfolglos; nun aber bekommen wir eine ruhige Zuhörerschaft. Und solange Heiden um uns wohnen, muß die Arbeit, soll sie gelingen, von Haus zu Haus und von Herz zu Herz weitergehen. Ich habe es immer als Aufgabe der christlichen Arbeit angesehen, an das Herz des einzelnen zu gelangen. Wie das geschieht, ist mir ganz gleichgültig. Unser Meister wirkte so; die Apostel arbeiteten alle so, benutzten aber die öffentlichen Versammlungen — auf dem Berg der Bergpredigt, im Söller, auf dem Areopag, am Fluß, wo man zu beten pflegte."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, Beibl. 110 f.

21. Besuche der Missionare in der heimatlichen Gemeinde.

(Röm. 15, 29—33.)

40. Zimmers Tätigkeit in der Heimat.

Der Missionar Zimmer auf Borneo brachte im Jahre 1868 seine vier heranwachsenden Kinder nach Deutschland und blieb damals zwei Jahre in der Heimat und wurde nicht müde, auf Missionsfesten von seinen Erlebnissen unter den Dajakken zu berichten. Er war ein sehr gern gehörter Berichterstatter, da er eine große Gabe anschaulicher Erzählung besaß. Auch in Holland wußte er das Interesse für die Rheinische Mission und für die Mission überhaupt neu anzufachen. Daß sich in Amsterdam am 28. Juli 1869 die bereits dort vorhandenen Freunde der Rheinischen Mission zu einer „Niederländischen Hülfsvereinigung für die Rheinische Missionsgesellschaft" zusammenschlossen, ist zum nicht geringen Teile seinen Anregungen zu verdanken. Domine Westhoff in Amsterdam, der Vorsitzende der Vereinigung und bis heute noch der unermüdliche Redakteur der damals ins Leben tretenden Zeitschrift „De Rynsche Zending" schreibt im ersten Jahrgang dieses Blattes: „Zum Ruhm der Gnade Gottes dürfen wir es wohl aussprechen: Für Hunderte ist Zimmer während seines zweijährigen Aufenthaltes in Europa zum Segen gewesen. Die Rheinische Missionsgesellschaft schuldet seinem persönlichen Einfluß, seinem unermüdlichen Eifer viel. Wo er auftrat und in seiner ihm eigenen Weise über den Streit, das Leiden und den Sieg der Mission sprach, hinterließ er einen unverwischbaren Eindruck. Daß in unserem Vaterland (Holland) hunderte Herzen warm schlagen für die Arbeit der deutschen Brüder und Schwestern auf Borneo und Sumatra, haben wir nächst dem Herrn vornehmlich dem mehrfachen Auftreten Zimmers in größeren Städten und in Dörfern zu danken."

Rheinische Missions-Berichte 1901, S. 201.

---

41. Moffat in der Heimat.

Nach stürmischer Seefahrt kam Missionar Moffat mit seiner Familie im Jahre 1838 in die Heimat; in den 20 Jahren,

welche seit der Abfahrt (1818) verflossen waren, hatte sich vieles in Schottland und in der Nähe Manchesters verändert, aber die Missionsteilnahme war sehr gewachsen. Moffat hatte auch hier in der alten Heimat genug zu tun, wurde von Stadt zu Stadt geholt, um Ansprachen und längere Reden zu halten, und fand überall viel Liebe und reiche Gaben. Er berichtete von den Betschuanen, von Kurumans Leid und Freuden, und neue Freunde wurden gewonnen. Unter andern Beweisen hierfür diene folgendes: Mehrere englische Geistliche überreichten ihm eine Zuschrift, worin es hieß: „Ihr Besuch bei uns ist unvergeßlich; unsere Kinder beginnen ihre Zeitrechnung mit „Als Herr Moffat sprach", und manchem unter uns älteren ist die Zeit Ihres Hierseins wie ein sonniger Tag gewesen. Wir fühlen uns als Ihre Schuldner. . . Sie haben uns eine neue Seite der menschlichen Gesellschaft und Sinnesart dargelegt und stärkten unsern Missionseifer besonders dadurch, daß Sie uns bewiesen, kein Volksstamm sei so entartet, daß er nicht durchs Evangelium gehoben werden könne."

Missions-Magazin 1888, S. 65.

Missions-Magazin 1904, S. 137 ff.: Der Missionar als Missionsagent in der Heimat.



22. Brief eines Missionars an seine heidenchristliche Gemeinde.

(1. Kor. 1, 1—3.)

42. Brief der Ugandamissionare während der Christenverfolgung.

Am 5. Juni 1886 wurde beim Ugandakönige Muanga ein riesiger Scheiterhaufen errichtet, und 32 Christen wurden lebendig verbrannt. Keiner von diesen Märtyrern hat seinen Glauben verleugnet. Noch aus den Flammen heraus hörte man sie beten und singen. Dem obersten Henker machte ihr Benehmen einen tiefen Eindruck. Er sagte dem König, er habe noch nie Leute getötet, die so viel Mut und Standhaftigkeit gezeigt hätten; noch im Feuer hätten sie laut für ihre Mörder und für Uganda

gebetet. Der König aber antwortete unter dem Gelächter des Hofes: „Gott hat sie doch nicht aus meiner Hand errettet.“

Mackay sagt mit Beziehung auf jene Märtyrer: „So kindlich und unerzogen die Kirche von Uganda noch ist, so haben doch nicht wenige Kinder Gottes hier eine Kraft des Glaubens und einen Widerstand bis aufs Blut gezeigt, wovon ihre Glaubensgenossen in Europa, wenigstens heutzutage, wenig oder nichts wissen. Ich bin überzeugt, daß ihr Heldenmut das Lob aller wahren Gottesmenschen in der Welt verdient.“

In jenen Tagen der Trübsal druckten die Missionare den folgenden Brief und verteilten ihn an die Christen: „An die Diener Jesu, die in Uganda sind. Lieben Freunde! Wir, eure Freunde und Lehrer, schreiben euch und senden euch Trost und Erquickung aus dem Brief Petri, des Apostels Christi. In den alten Zeiten wurden die Christen gehaßt, gehetzt, verjagt, verfolgt um Jesu willen; so ist es auch noch heute. Unsere geliebten Brüder! verleugnet den Herrn Jesum nicht, so wird er euch auch nicht verleugnen, wenn er kommen wird in seiner Herrlichkeit. Gedenket der Worte unseres Heilandes, der seinen Jüngern sagte: Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten; fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. Haltet an im ernstlichen Gebet, auch für unsere Brüder, die in der Trübsal sind, und für die, die Gott noch nicht kennen. Möge Gott euch seinen Geist und Segen geben! Möge er euch aus aller Trübsal erretten. Möge er euch den Eingang ins ewige Leben schenken durch Jesum Christum, unsern Heiland.

Lebet wohl! Wir sind die weißen Männer. Wir sind eure Brüder, die euch das geschrieben haben.“

Missions-Magazin 1894, S. 329 f.



23. Die Herrlichkeit einer heidenchristlichen Gemeinde.

(1. Kor. 1, 4—9.)

43. Reich an Erkenntnis.

Am Abend vor ihrer Taufe fragte Missionar Casalis die bejahrte Bassuto-Witwe Mamata, was sie von sich selbst halte. Da rief sie aus: „O, ich bin schön, ich bin arm, ich bin rein, ich bin reich; ich habe nichts, das mich noch beunruhigen könnte!“ Über diese doppelsinnige Rede etwas betroffen, bat sie Missionar Casalis, sich näher zu erklären. „Ach mein Lehrer,“ sagte sie, „fürchte nicht, daß der Stolz solche Worte der armen Mamata in den Mund legt. Ja, ich bin schön, weil Christus mich mit seiner Gerechtigkeit bekleidet; ich bin rein, weil er mich von meinen Sünden gewaschen hat; ich bin reich, weil er mir den Himmel gibt! In ihm habe ich alles, außer ihm bin ich eine unwissende und böse Heidin!“

Hoffmann, Missionsgeschichten 4, S. 203.

---

44. Reich an Glaubensleben.

Petrus Johns, ein bekehrter kanadischer Häuptling, predigte in London am 18. Januar 1832, wobei er unter anderem sagte: „Ich preise, meine christlichen Brüder, euren Gott, daß er auch der Indianer Gott ist und daß euer Himmel auch der Indianer Himmel ist, daß für alle nur ein Weg zur Herrlichkeit ist und daß wir doch alle in Christo Brüder und Schwestern sind, alle Geschöpfe des einen großen Gottes, der die Person nicht ansieht, sondern des Weißen Gebet in England und des Indianers Rufen in der Wildnis Amerikas erhört. Ich freue mich, euch sagen zu können,“ fuhr er fort, „daß seit acht oder neun Jahren bei uns 800—900 neue Kreaturen in Jesu Christo geworden sind, welche die Liebe Gottes in ihren Herzen fühlen und sich darüber freuen; die auf dem Wege wandeln, den ihr schon längst betreten habt, der zu der Wohnung des himmlischen Vaters führt. Man kann rechnen, daß von hundert sich etwa einer hat verführen lassen durch das Feuerwasser (den Branntwein) der Weißen, den Fluch der Menschheit, auf die schlechten

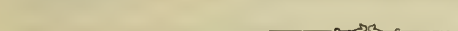
Wege zurückzukehren. Alle aber, die Vergebung der Sünden und Frieden bei Gott gefunden haben, wohnen nun in Dörfern, haben Kirchen und Schulen, wo 400 Indianer täglich das gute Buch (die Bibel) lesen lernen, und die Wüste Kanadas fängt an zu blühen; das Kriegesgeschrei hat sich in Lobgesang verwandelt, der zum Preise seines Namens aufsteigt aus den Tälern und Wäldern." Hoffmann, Missionsgeschichten 3, S. 190.

---

45. Aus dem Jahresbericht der Schleswig-Holsteinischen Mission in Indien.

„Es ist uns kein Fall bekannt, daß einer von den Gestorbenen des letzten Jahres im Unglauben dahin gefahren wäre, dagegen wissen wir wohl, daß viele, Junge und Alte, mit dem Bekenntnis des schönsten Namens im Frieden entschlafen sind." Missions-Magazin 1906, S. 184.

Wegner, Einzelzüge S. 170 f.: Erkenntnis; Missions-Magazin 1894, Bibelblätter 40 f.: Brief der Kirchenältesten aus Uganda an die Britische Bibelgesellschaft.



24. Die Eintracht in der christlichen Gemeinde.

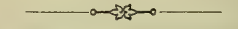
(1. Kor. 1, 10—17 a.)

46. Die Aufgabe der Mission.

Die Aufgabe der Mission kann mit der Gründung und Sammlung von Gemeinden nicht erschöpft sein. Sie darf den Boden des Heidentums nicht nur bearbeiten, besäen und bepflanzen und dann weggehen, sondern das Feld oder der Garten muß gepflegt werden. Wenn ein Garten bei uns nicht gepflegt wird, sieht er schon nach einigen Wochen verwildert aus, aber in den Tropenländern, wie die Goldküste oder Kamerun, ist die Verwilderung eine noch viel größere; da kann, wenn die pflegende Hand gefehlt hat, nach kurzer Zeit alles so überwuchert sein, daß man wie vor einer Wildnis steht. Ich möchte sagen: eine heidenchristliche Gemeinde, die auf dem Boden des

Heidentums erwachsen ist, gleicht einer Pflanzung im tropischen Afrika, wo, sobald die Pflege aufhört, die Gefahr völliger Verwilderung droht. Die Gemeinden müssen freilich einmal das Maß geistiger und geistlicher Selbständigkeit erlangen, daß sie sich ohne Hilfe der Mission selbst erbauen können; aber bis sie dahin gelangt sind — und der Weg dazu ist oft weit — bedürfen sie geduldiger und treuer Pflege durch die Mission.

Missions-Magazin 1899, S. 11.



25. Die Predigt vom Kreuz.

(1. Kor. 1, 17b—25.)

47. Wir wünschen, daß unsere Schlechtigkeit durch das Blut weggenommen werde.

Die Missionare der Brüdergemeine waren noch nicht drei Jahre in Bethel (Alaska) tätig, da sah man in der Karwoche des Jahres 1888 schon eine kleine Gemeinde um den gekreuzigten Heiland geschart. Die ersten tieferen Eindrücke rührten von den Weihnachtsfeiern her. Einzelne waren von der Weihnachtsgeschichte so ergriffen worden, daß sie den Missionar Kilbuk gebeten hatten, er möchte ihnen diese schöne Geschichte noch einmal erzählen und erklären; und, wie die Hirten in Bethlehem, breiteten auch sie wiederum das Wort aus, das ihnen von diesem Kinde in der Krippe gesagt war. Vertieft wurden die erhaltenen Eindrücke durch die Feier der Leidenswoche. Die Brüdergemeine pflegt in dieser Zeit in täglichen Abendgottesdiensten die Leidensgeschichte lesen zu lassen, unterbrochen von Gebeten und Gesängen. Auch in Bethel wurden solche Passionsfeiern veranstaltet. Dabei fügte Kilbuk kurze Erklärungen über das Leiden unsers Herrn Jesu bei. Zu diesen Feiern stellten sich nicht nur die Schulknaben ein, die auf der Station unterrichtet wurden, sondern auch Erwachsene, zum Teil von weit her, ungeachtet dessen, daß die Zeit der Frühjahrsfischfänge gekommen war. Sie wurden nicht müde, die heiligen Geschichten zu hören. Und als Kilbuk am Karfreitag von dem am Kreuz vergossenen Blut Christi sprach und von der Erlösung, da

unterbrach ihn ein älterer Mann und rief: „Kujanak, Kujanak (Dank, Dank)! Auch wir wünschen, daß unsere Schlechtigkeit durch das Blut weggenommen werde.“ Dann sammelten sich am Ostermorgen auf Torgersons Grabe vierzig erwachsene Eskimo mit den Schulknaben. Die Lieder ertönten in den kalten Morgen hinaus, aber sie zeugten von Leben und Auferstehung, und das Wort vom auferstandenen Heiland drang tief in die Herzen der Leute. Bald darauf fanden die Taufen der Erstlinge in Bethel statt. Das Gold des Glaubens zeigte sich in ersten schwachen Spuren den dankbaren Blicken der wenigen Missionare.

Missions-Magazin 1898, S. 76.

---

48. Durch „törichte“ Predigt.

Auf der Missionars-Konferenz in Hongkong sagte der Bischof von Viktoria: Vor fünfzig Jahren verstand man unter „Mission“ eine Anzahl zum Teil verheirateter Männer, deren Zeit ganz ausgefüllt war von dem Bemühen, persönlich den Heiden das Evangelium Christi zu verkündigen. Heute versteht man unter „Mission“ ein ausgedehntes, kompliziertes System von Maschinerie: Schulen für Knaben und Schulen für Mädchen, Schulen für Christen und Schulen für Heiden, höhere Schulen für Männer und höhere Schulen für Frauen, Schulen für Unterricht in Englisch und Schulen für Realien; Industrieschulen, Blindenschulen usw. Wir haben ferner ärztliche Mission: Hospitäler für Männer und für Frauen, Entbindungsanstalten und Aussätzigenasyle, männliche und weibliche Ärzte, etliche mit, etliche ohne Hospital. Wir haben Veranstaltungen zum Übersetzen, zum Drucken und Herausgeben der verschiedensten Literatur erbaulichen und moralischen Inhalts, wissenschaftliche Werke und Schulbücher. Da gibt's Kirchen, Kapellen und Hallen, Geistliche, Katechisten, Evangelisten und Lehrer verschiedener Art, männliche und weibliche, europäische und chinesische. Wir haben Körperschaften zur Selbstunterhaltung und Selbstverwaltung, Missionsvereine eingeborener Christen, Studentenvereine, Endeavour-Vereine und was sonst noch? Räder auf Räder, eine komplizierte Maschinerie, deren Betrieb klare Köpfe und starke Hände erfordert und der von dem, was vor fünfzig Jahren eine

„Mission" ausmachte, recht sehr verschieden ist. — Aber, so wird gewiß mancher einwenden, ist nicht alles, was du Maschinerie nennst, vortrefflich geeignet, die Erkenntnis Christi zu verbreiten? Ist nicht was du einfache evangelische Predigt nennst, sei es in Predigthallen oder auf den Straßen und in den Dörfern, tatsächlich zum großen Teile erfolglos? Gewiß. Ich erkenne dankbar an, daß, soweit meine Erfahrung reicht, Gott sich auch der „Maschinerie" zur Bekehrung von Seelen bedient. Ich gebe auch aus reichlicher eigener Erfahrung zu, daß ungeheuer viel von einfacher, direkter, gläubiger Predigt des Evangeliums scheinbar erfolglos bleibt. Ich betone aber: „scheinbar." Denn nach ausgiebiger, eigener Erfahrung und Beobachtung des Missionsfortschritts in China bin ich überzeugt, daß in der Regel der Schein trügt und der wirkliche Fortschritt des Christentums in China viel mehr die Frucht der „törichten Predigt" ist als die Frucht der modernen Missionsmaschinerie. Diese Behauptung kann ich zwar nicht beweisen. In geistlichen Dingen hat die äußere Wahrnehmung oder persönliche Beobachtung wenig Beweiskraft, denn der heilige Geist bindet sich nicht an die Arbeit nach einer besonderen Methode. Aber ich kann Ihnen einige Gedanken bieten, die für manchen unter Ihnen Stoff zum Nachdenken sein dürften und Sie zu der schlichten Predigt ermutigen werden, welche heutzutage oft für „töricht" gilt, nach meiner Überzeugung aber das Hauptmittel ist, dessen sich Gott zur Bekehrung und Rettung der Menschheit bedient.

Ich halte mich nicht damit auf, die Tatsache festzustellen, daß 18 Jahrhunderte hindurch, von der Apostelzeit an, einfach die Predigt ohne die in den letzten Jahren entwickelte Maschinerie das Hauptmittel zur Gründung und Erbauung von Gemeinden gewesen ist. Die Geschichte liegt offen vor Ihnen wie vor mir. Darum will ich lieber auf Selbsterlebtes hinweisen, welches Ihnen vielleicht neu ist.

Meine Erfahrung geht zurück auf intimen Verkehr mit vielen Bahnbrechern der protestantischen Mission in China; mit Männern, welche die Gemeinden gründeten, auf deren Weiterentwicklung wir jetzt beschränkt sind. Obgleich sie mit unermeßlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten und oft lange Jahre warten mußten, ehe sie Früchte sahen, hatten sie doch Erfolg, wunderbaren Erfolg. Wie wurden nun ihre Früchte

gewonnen? „Durch törichte Predigt“, stete, unermüdliche Verkündigung einer unwillkommenen Botschaft, ohne Hospitäler und Kolleges, ohne komplizierte Maschinerie, durch geduldige, anhaltende Predigt von dem gekreuzigten Heilande in Predigthallen und an Straßenecken, in Stadt und Land. Die Lektion, die ich als jüngerer von diesen Bahnbrechern gelernt habe, lautet: „Predige und treibe andere an zu predigen.“

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1904, S. 454 ff.



26. Das unscheinbare Volk der Gläubigen.

(1. Kor. 1, 26—29.)

49. Das Christentum im römischen Weltreich und im indischen Kaiserreich.

Während wir am Schluß des ersten Jahrhunderts im römischen Reich etwa 70 Christengemeinden mit ungefähr 150 000 Christen vorfinden, haben wir in Indien Hunderte von Gemeinden mit unverhältnismäßig mehr Christen. Umgekehrt aber, welch armseligen Eindruck machen wir evangelischen Missionare in Indien, wenn wir uns mit den Boten Jesu im römischen Weltreich vergleichen. Wie verschwindet doch selbst der größte Missionar Indiens neben einem Paulus. Wie ärmlich sieht's in unsern Christengemeinden aus im Vergleich mit den Gemeinden des ersten Jahrhunderts, auch wenn wir die Schattenseiten voll und ganz in Betracht ziehen. Und doch, trotz all dieser großen Unterschiede, wie viel Ähnliches läßt sich zwischen beiden auffinden. Dort die großen und kleinen Gemeinden, zerstreut über das ganze Weltreich, klein und unansehnlich, gering und verächtlich, verglichen mit dem prächtigen Glanz des heidnischen Kaiserreichs; hier in Indien dasselbe. Wie verschwindend klein die Zahl der Jünger Jesu gegenüber den imposanten Reichen.

Hier wie dort gilt das Wort des Heidenapostels: Wo sind die Weisen? Wo sind die Schriftgelehrten? Wo sind die Zänker dieser Welt? Hat nicht Gott die Weisheit dieser Welt

zu Torheit gemacht? Und „was nichts ist vor der Welt, das hat Gott erwählet!"
Missions-Magazin 1892, S. 460 f.

---

50. Wie wenig kennt doch die Welt ihre wahren Helden!

Als die Rheinische Mission ihre Arbeit auf Neu-Guinea beginnen wollte, vor nun 16—17 Jahren, hatte Inspektor Dr. Schreiber u. a. eine Unterredung mit dem Londoner Missionar Macfarlane, einem der bekannten Pioniere der Londoner Neu-Guinea-Mission, über die Erfahrungen, die er und seine Kollegen mit ihren aus der Südseemission nach Neu-Guinea verpflanzten eingeborenen Gehilfen gemacht habe. Macfarlane war ihres Lobes voll. Ein Satz aber vor allen, den er mit trauernder Stimme sagte, hat sich Dr. Schreiber unvergeßlich eingeprägt: „They died like the sheep" — sie starben wie die Schafe. Irren wir nicht, so sind mehr als 130 dieser Südsee-Insulaner auf ihrem Posten gefallen. Wir denken bei der „Saat der Mohren" gewöhnlich nur an die Pioniere aus der alten Christenheit, die im Dienst der Mission in fernem Heidenland ein frühes Ende gefunden haben. Wahrlich nicht geringeren Gedächtnisses sind die Schwarzen und Braunen aus der jungen Christenheit wert, die jenen gleich um der Mission willen Heimat und Leben zum Opfer gebracht haben. „Wie wenig kennt doch die Welt ihre wahren Helden!" hat Macfarlane im Blick auf die wackere Schar seiner ozeanischen Mitarbeiter in Neu-Guinea gesagt.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, S. 131.

---

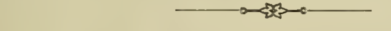
51. Das Urteil eines „modernen" Japaners.

Ein hochstehender Japaner, der Professor der Philosophie, Inouye Tetsujiro, früher Lektor am Orientalischen Seminar in Berlin, hat in einer Schrift vom Jahre 1893 seinen Landsleuten folgendes erzählt: „Das Christentum habe in Europa keinen wirklichen Einfluß mehr außer auf Weiber und Kinder, Schuster und Schneider; gebildete Leute seien darüber hinaus;

die theologischen Fakultäten seien veraltete Anhängsel an den Universitäten, ihre Professoren seien gute Gelehrte, aber schlechte Christen, die Studenten der Theologie seien arme Schlucker, die aus dieser sogenannten Wissenschaft ein Brotstudium machten; die Moral des Christentums stehe unter der des Buddhismus, die Sittlichkeit des christlichen Europa unter der des heidnischen Japans." Man sieht, die Japaner machen nicht nur dem Europäer alles nach, sondern sie schwatzen ihm auch alles nach.

Missions-Magazin 1906, S. 210.

Missions-Magazin 1899, Bibelblätter S. 60 f.: Ein unerwartetes Bekenntnis. Ebendas. 1897, S. 19 f.: Auch die oberen Schichten müssen gewonnen werden. Saat und Ernte 1904, 79: Nur ein Schuhflicker.



27. Das weltüberwindende Zeugnis.

(1. Kor. 2.)

52. Duffs Ankunft in Indien.

Der bekannte Missionar in Kalkutta, Dr. A. Duff, war von der schottischen Kirche nach Vorderindien geschickt worden, ein ganzes System von Schulen anzufangen, das mit einer Art von Universität für Hindu, als mit seiner Spitze beginnen sollte. Gleich als sollte er von Anfang schon vor der Gefahr behütet werden, auf menschliche Mittel zu viel zu trauen, stieß sein Schiff auf eine der Felseninseln nahe bei der Kapstadt so furchtbar an, daß es in kurzer Zeit in Stücke ging und von all seinen auserlesenen Büchern und vorbereitenden schriftlichen Arbeiten nichts gerettet wurde, während die Reisenden kaum mit dem Leben davonkamen. Nur seine Bibel wurde gerettet, und dies war ihm eine Stimme vom Himmel für das einzige Buch, aus dem er für die Hindu seine Weisheit schöpfen sollte. Nach furchtbaren Stürmen auf dem Indischen Meere scheiterte in einem wilden Orkane das zweite Schiff in der Mündung des Ganges, und so kam der Missionar, halb tot vor Schrecken und Anstrengung, mit seiner Gattin auf seinem Arbeitsfelde an. —

Hoffmann, Missionsgeschichten 5, S. 21.

53. Nicht das Gesetz, sondern das Evangelium.

Gelegentlich eines in der Heimat zugebrachten Erholungsaufenthalts klagte der Missionar Henry Richards seine Not mit den Kongonegern einem erfahrenen Seelsorger. Der gab ihm den Rat, es mit den zehn Geboten zu versuchen; der Donner des Sinai würde die schlafenden Gewissen wachrütteln. Der Rat schien einleuchtend. Wieder auf seine Station zurückgekehrt, machte sich Richards daher an die Übersetzung des Dekalogs. Dann las er dem Volk die übersetzten zehn Gebote vor. Sie gaben aufs bereitwilligste zu, diese Worte seien gut; aber — die hätten sie auch alle gehalten, erklärten sie. „Wie könnt ihr das sagen?" hielt Richards ihnen vor. „Nehmt das erste Gebot: ihr sollt Gott allein dienen. Tut ihr das?" — „Ja, das tun wir," lautete die unentwegte Antwort. Und ebenso ging's, als ihnen das zweite, dritte Gebot usw. vorgehalten wurde. Sie, die sich aus Holz und Stein zahllose armselige Götzen machen; sie, die ihre Eltern damit ehren, daß sie sie vergiften, wenn sie alt geworden sind; sie, bei denen die Zauberei in höchster Blüte steht; sie, deren größtes Vergnügen Hurerei und Fleischeswerke sind; sie, deren tägliches Geschäft Lügen und Trügen ist; sie, denen jegliche Form der Bosheit, welche die gefallnen Menschen ersinnen und der satanische Geist erfinden kann, wohl vertraut ist: sie behaupten kecklich, die zehn Gebote nicht übertreten zu haben. Aber halt, da stand einer, den Richards mehrere Male in flagranti beim Diebstahl ertappt hatte: der konnte doch unmöglich leugnen, daß er das siebente Gebot übertreten hatte. Also wandte er sich an diesen Mann: „Du sollst nicht stehlen! Hast du dies Gebot auch gehalten?" — „Ja, freilich." — „Nun, wie verhält sich's dann mit der Hängematte, die du mir gestohlen hast?" — „Ich bitte dich, das wirst du doch nicht Diebstahl nennen!" — „Wie verhält's sich dann aber mit den Erdnüssen?" — „Ich bitte dich, nennst du das wirklich stehlen?" Und dann wandte sich der Dieb ganz entrüstet zu den übrigen Zuhörern und sprach: „Hört nur, der weise Mann will mich hier zum Diebe stempeln, er will mir meinen guten Namen nehmen." Er wurde ordentlich böse und ebenso die andern. So gingen sie fort und ließen Richards stehen. Wie sollte er nun diesen hart gesottenen Heiden beikommen?

Mehr als sechs Jahre waren auf solche Weise ins Land gegangen, von Erfolg war keine Spur zu sehen. Manche Anfechtung, manches Leiden hatte Richards zu erdulden gehabt. Zuletzt hatte sein Weib — seit einiger Zeit war er verheiratet — mit gebrochener Gesundheit das Land verlassen müssen. In der Einsamkeit wurde auch er vom Schwarzwasserfieber, das schon so manchen Missionar dahingerafft hat, niedergeworfen. Da überkam ihn Mutlosigkeit. „Wozu dies alles? Mein Weib stirbt vielleicht auf dem Heimwege, und ich sterbe hier. Ist's nicht gescheiter, ich kehre auch heim?" Doch als er auf dem Wege der Besserung war, kehrte auch der Mut wieder, und er benutzte die unfreiwillige Mußezeit, um seine ganze bisherige Tätigkeit zu überdenken. Vielleicht war er am Ende selbst an der Erfolglosigkeit seiner Arbeit schuld? Wie kam es denn, daß die Apostel in den ersten Zeiten so großen Erfolg mit der Predigt des Evangeliums hatten und er nicht? Ist's nicht dasselbe Evangelium, ist's nicht derselbe Herr, ist's nicht derselbe Geist? Er studierte daraufhin das Evangelium noch sorgfältiger; da ging ihm die Erkenntnis auf: sie predigen das Evangelium, nicht das Gesetz. „Das Gesetz ist durch Moses gegeben, Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden." Paulus schreibt an die Korinther, daß er sich nicht dafür gehalten habe, daß er etwas wisse als allein Christum, den Gekreuzigten. Er dagegen hatte bisher im wesentlichen das Gesetz getrieben; Christum, den Gekreuzigten, hatte er dem Volke kaum gezeigt, es wußte erst sehr wenig von ihm.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 438 f.

---

54. Der erste Eindruck der Kreuzigungsgeschichte.

Henry Richards in Banza Manteke kam mit seiner Übersetzungsarbeit bis zur Leidensgeschichte des Herrn; und hierbei sollte er nun ganz ähnliche Erfahrungen machen, wie sie einst die Brüdermissionare bei den Eskimo mit Kajarnak gemacht haben, und wie sie nach ihnen noch so manche Missionare unter den verschiedensten Völkern gemacht haben. Wir wollen Richards dies Erlebnis mit seinen eignen Worten erzählen lassen:

„Niemals werde ich den Eindruck vergessen, den die Kreuzigungsgeschichte Christi in der Stadt des Häuptlings

hervorrief. Nachdem ich die Geschichte zu Ende gelesen hatte, sprach ich: „Ihr habt von diesem Manne gehört, der uns liebte und Gutes tuend umherzog und niemals etwas Böses tat. Selbst Pilatus mußte bekennen: ich finde keine Schuld an ihm. Aber er stirbt am Kreuz für eure Sünden und für meine. Nun sagt mir noch einmal, daß ihr keine Sünder seid. Während Pharisäer und Sadducäer ihn lästern, die Soldaten, die ihn ans Kreuz geschlagen haben, ihn verspotten und der Hauptmann ihn verachtet, hört, was er sagt: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun. Habt ihr je etwas Ähnliches gehört?" Sie waren wie elektrisiert, niemand sprach ein Wort. Ich würde nicht verwundert gewesen sein, wenn sie gesagt hätten: wir glauben. Mit diesem Eindruck verließ ich sie. In einer andern Stadt rief die Geschichte dieselbe Wirkung hervor. Nun verstand ich, warum Paulus sagt: „Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas wüßte ohne allein Jesum Christum, den Gekreuzigten."

Nach der langen, schon über sieben Jahre währenden Saatzeit, sollte der geduldige Säemann endlich die erste Frucht seiner Arbeit schauen. Eines Tages, als er auch wieder über dasselbe Thema gesprochen hatte, nahm nach ihm ein Mann das Wort — derselbe, der ihm beim Übersetzen geholfen hatte — und er redete das Volk an: „Der weiße Mann ist nun lange genug in unserer Mitte, und seine Worte sind wahre Worte. Warum glaubt ihr ihm noch immer nicht?" Wunderlicher Mensch! mußte Richards denken, andere tadelt er und glaubt selbst nicht. Freilich hatte er dem Missionar schon mehrere Male seinen Glauben beteuert, aber dieser hatte solchen Glauben zurückweisen müssen, denn er führte noch ein heidnisches Leben. Deshalb hatte ihm Richards antworten müssen: „Nein, Lutete; ein Christ ist einer, der ein christliches Leben führt. Aber du hast deine Fetische und Amulette noch, du wandelst noch auf den alten heidnischen Wegen." An jenem Tage aber, als Lutete mit dem Missionar heimging, stimmte er plötzlich aus eigenem Antriebe ein christliches Lied an. Richards wandte sich um, sie sahen sich Auge in Auge. Da rief Lutete: „Ich glaube diese Worte. Ich glaube, daß Jesus mir meine Sünden vergeben hat. Ich glaube, daß er mir neues Leben gegeben hat. Und ich bin so froh hier" — dabei deutete er auf sein Herz. Lutete

wurde der erste Bekehrte in Banza Manteke. Richards nannte ihn Barnabas, Sohn des Trostes, denn ein solcher war er ihm geworden nach den sieben Jahren des Harrens und Seufzens. Als Barnabas seinen Landsleuten erzählte, er sei ein Christ geworden, wandten sich alle gegen ihn, seine Dorfgenossen, sogar sein Weib und seine Kinder. Die Männer verschworen sich, ihn zu vergiften. Darum verließ er seine Stadt und siedelte sich bei Richards an und besuchte mit ihm fortan die Städte und erzählte, was der Herr an ihm getan hatte.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 470 f.

Evangelische Missionen 1900, S. 158: Die Ansprache des Expräsidenten Harrison auf der Weltmissionskonferenz in New York.



28. Wie habe ich den Heiden das Evangelium zu predigen.

(1. Kor. 3, 1—15.)

55. Gott wird den Lohn geben, nicht der Missionar.

Als ich heute, schreibt Missionar Schultheiß, die Kirche verließ, liefen einige Weiblein hinter mir und schrien, die eine: „Ich bin heute andächtig gewesen für ein Tuch," die andere: „Ich bin heute auch andächtig gewesen für ein Tuch." Andere verlangten anderes. Sie wollten nun damit nicht eben sagen, daß ich ihnen den Kirchenbesuch bezahlen solle (obwohl viele Kaffern so unverständig sind, daß sie das für sich verlangen oder für ihre Kinder, wenn sie dieselben zur Schule schicken sollen), sie wollen mich damit nur bitten, ich möchte ihnen nun auch Arbeit geben, wodurch sie sich ein Tuch oder dergleichen verdienen könnten. Ich habe nämlich die Gewohnheit, nur solche Leute bisweilen etwas verdienen zu lassen, die auch fleißig zum Gottesdienste kommen; aber das törichte Volk meint, es müsse nun alle Tage auf diese Weise belohnt werden. Da ich natürlich nicht immer so viel Menschen beschäftigen kann, so muß ich dann oft hören: „Nun komme ich auch nicht mehr zur Kirche. Du liebst mich nicht, du verachtest mich, du wirfst mich weg, obgleich ich einer von deinen fleißigsten Kirchgängern bin."

Und da hilft alles Gegenreden nichts, daß ich ihre Andacht nicht bezahlen könne und wolle, daß sie den Herrn, ihren Gott, zu verehren schuldig seien, von dem sie so vieles Gute empfangen und der ihnen noch mehr geben wolle, wenn sie ihm fleißig dienten. Ihn beten sie ja an und nicht mich; wie sie denn von mir Belohnung verlangen könnten? Das sehen sie denn auch oft ein, sie sagen dann: „Nein, du sollst uns auch nicht fürs Kirchengehen bezahlen, aber doch — —“ und so ist man mit ihnen soweit, als vorher.

Hoffmann, Missionsgeschichten 3, S. 159.

---

56. Crowthers Anweisung zur Heidenpredigt.

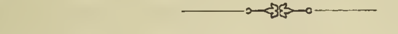
Von der schlichten, aber praktischen Art, in der Crowther den Heiden zu predigen pflegte, gibt uns eine Ansprache von ihm an seine Geistlichen eine Vorstellung:

„Das beste Beispiel, wie wir zu predigen haben, finden wir in Christi Predigtweise selbst. Die Bergpredigt, die Gleichnisse, seine Gespräche sind die Typen für die missionarische Verkündigung unter ungebildeten Heiden. Nehmet jeden beliebigen Teil daraus, so erhaben alle Gedanken darin sind, so einfach sind sie, daß jeder Heide sie verstehen kann, und so praktisch, daß jeder sie auf sich anwenden kann. Ihm gilt es nachzuahmen, um die Erkenntnis zu erreichen und nicht bloß das Gefühl zu erregen. Sprecht zu den Leuten so, wie sie es tragen können, sprecht zu ihnen in aller Einfalt wie zu den Kindern. Ob wir aber Heiden zu bekehren hoffen oder Mohammedaner, unser Absehen soll stets sein, daß wir ihnen allen als hilfsbedürftigen und hilflosen Sündern predigen, die allein durch das sühnende Blut Christi Versöhnung erlangen können. So säet unter Gebet und Glauben den Samen, den Erfolg müssen wir dem Lenker der Herzen überlassen. . . Weiter enthaltet euch der Neigung mit den Mohammedanern zu streiten und die Heiden zu strafen; seid vielmehr gegen alle Klassen von Hörern mit herzlicher Liebe erfüllt. Auch Christus hat nicht jedesmal Schriftgelehrte und Pharisäer als Heuchler gescholten; obwohl er jedenfalls wußte, daß sie überall bei der Hand waren, ihn zu hören, und zwar nicht sich zum Segen, sondern um ihn zu

fangen, predigte er doch im allgemeinen, als ob er ihre bösen Absichten nicht merkte. Und von seinem Erfolg auch über sie hören wir: „Auch unter den Obersten glaubten viele an ihn“.. Mit der heidnischen Bevölkerung haben wir hauptsächlich zu tun; ihr müßt sie nicht als unwissend, beschränkt, töricht tadeln, sondern sie liebreich und freundlich behandeln, wie man einen Blinden behandelt, den man auf den rechten Weg zurückbringen will. .. Wenn wir einem Volke zum erstenmal das Evangelium verkündigen, sollen wir uns die von ihm selbst als wahr anerkannten Grundsätze zunutze machen. So z. B. finden wir bei den Heiden in diesem Teile von Afrika, wohin wir auch unsre Blicke wenden, in ihren Tieropfern einen Text für die Fundamentallehre des Christentums: „Ohne Blutvergießen keine Versöhnung.“ Darauf hinweisend, können wir nun sagen: „Was ihr unwissend tut, das verkündigen wir euch. Das Blut Christi, des Sohnes Gottes, macht uns rein von aller Sünde.““

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, B., S. 26 f.

Klamroth, Auf Bergpfaden, S. 60 f. Kultur und Evangelium. Missions-Magazin 1904, 284: Erfolge der Heidenpredigt in China. Jahrbuch der nordostd. Missionskonferenzen 1907, 49 f.: Die Heimsuchungen in Deutsch-Südwestafrika.



29. Die Würde einer heidenchristlichen Gemeinde.

(1. Kor. 3, 16—17.)

57. Das heutige Uganda.

Eine Missionarsfrau schreibt von ihrer Reise nach Uganda im Jahre 1900: Endlich tauchte das Gestade von Uganda auf, und begierig schauten wir aus nach dem Lande unserer Bestimmung. Hinter dem sandigen Strand erhoben sich Palmen und Bananen, zwischen denen einige Grashütten und die dunkeln Gestalten von Eingebornen sichtbar wurden. Mit dem Gruß „Otyano Munange“ (wie geht es dir, mein Freund?) wurden wir von allen Seiten bewillkommt, als wir über den Landungssteg das Ufer betraten. Während unser Gepäck ausgeladen wurde, begab ich mich nach der kleinen Hütte, aus der sich

Stimmengeräusch vernehmen ließ. Als ich durch die niedrige Tür blickte, sah ich einen Mann, augenscheinlich das Familienhaupt, der einer Anzahl von Männern und Frauen, die um ihn herumsaßen, aus dem Evangelium Johannes vorlas. Ja, das war in der Tat Uganda, dessen Volk noch vor kurzem im Schatten des Todes saß und über dem nun das Licht, der Aufgang aus der Höhe, aufgegangen ist. Hier hat die Bibel einen wunderbaren Umschwung aller Verhältnisse herbeigeführt, und ihr Einfluß erstreckt sich auf das ganze Land.

Missions-Magazin 1906, S. 218.

---

58. Christenwandel und Heidenwandel.

Der Gegensatz gegen das Heidentum, von dem man sich losgesagt hat und gegen das man sich behaupten muß, ist geeignet, ein kräftigeres christliches Bewußtsein zu erzeugen. Man gehört der Gemeinde Christi mit Bewußtsein an; man fühlt sich als Christ; man findet es als eine Ehre, als einen Vorzug, daß man ein Christ ist. Davon ist es nicht weit zu der Erkenntnis, daß man sich als Christ in seinem Wandel von den Heiden unterscheiden muß. Sodann stehen die heiden-christlichen Gemeinden unter einer spezielleren geistlichen Pflege, als das in der alten Christenheit gewöhnlich der Fall ist. Wenigstens gilt das von den Gemeinden der Basler und wohl auch der anderen deutschen Missionen. Es wird viel spezielle Seelsorge geübt (z. B. sind in der Basler Mission seelsorgerliche Besprechungen mit den einzelnen Kommunikanten vor dem heiligen Abendmahl — der sogenannte Durchgang — üblich); in Afrika sind in der Basler Mission in vielen Gemeinden gemeinsame Morgenandachten in der Kapelle eingeführt. Der Seelsorger einer Gemeinde, sei er ein Missionar oder ein eingeborener Prediger, wird in seiner seelsorgerlichen Tätigkeit öfters unterstützt von tüchtigen Ältesten. Dazu kommt, daß man in den Gemeinden der Mission Kirchenzucht üben kann und auch tatsächlich in sehr ausgedehntem Maße übt. Daher werden die eigentlich schlechten Glieder der Gemeinde immer wieder ausgeschieden. Auch die Leiden um des Evangeliums willen, denen Heidenchristen oft

genug unterworfen sind, wirken reinigend und belebend. Schließlich darf noch erinnert werden an den fördernden Einfluß, den die Missionen unter den Heiden und ihre Fortschritte für die Heidenchristen haben, die ins Interesse gezogen werden und mithelfen und an den Kämpfen und Sorgen der Übertretenden teilnehmen. Missions-Magazin 1899, S. 6.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1894, 193 ff.: Buchner, Die gerechte Würdigung der heidenchristlichen Gemeinen.

30. Ein Pastoralspiegel für Missionare.

(1. Kor. 4, 1—5.)

59. William Burns.

Im zeitigen Frühjahr 1868 segelte eine Dschunke über den Golf von Petschili nordwärts nach Niutschwang, dem eben für Ausländer eröffneten Hafen der Mantschurei. Der einzige Passagier, ein Mann in chinesischer Kleidung, schien sehr arm zu sein; denn sein Koffer enthielt nichts weiter als einen chinesischen Anzug, eine englische Bibel, etwas Schreibzeug, chinesische Plakate und eine blaue Flagge mit weißem Kreuz. Seine Gespräche machten aber auf den Führer der Dschunke solchen Eindruck, daß er es für unrecht hielt, von einem solchen tugendhaften, weisen Manne Fahrgeld zu nehmen. In einer elenden Herberge in Niutschwang kehrte der Reisende ein; schwach und krank, wie er war, versuchte er noch diesem und jenem seine große Botschaft auszurichten, aber am 4. April desselben Jahres starb er bereits. Seine letzten Worte waren: „Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit!" Es war William Burns, — der Pionier der englischen Presbyterianer in China, dessen Grab wie eine Verheißung auf die kommende Eroberung des Landes für Christum war.

Evangelische Missionen 1904, S. 97 f.

60. Gottlob Geißler.

Der Tischlergesell Gottlob Geißler hörte auf dem Missionsfest zu Blumberg am 14. August 1851 eine Predigt über den Text: „Gehet hin in alle Welt,“ wollte sich aber zum Missionsdienst nicht melden, weil er dachte: wenn der Herr mich haben will, kann er mich leiten und führen, ohne daß ich etwas dazu tue. Da besuchte er eines Sonntagnachmittags den Saal des Elisabeth-Krankenhauses, wo Goßner Gottesdienst hielt. Es war gerade die Stunde, wo die Brüder Bohn und Stamm abgeordnet wurden, noch in demselben Monat August. Dies machte einen tiefen Eindruck auf ihn. Einige seiner Bekannten besuchten die Scheidenden noch an demselben Abend und nötigten Geißler. mitzukommen. Bald darauf wurde er aufgefordert, der Erbauungsstunde beizuwohnen, welche Goßner für seine Missionszöglinge hielt. Goßner bemerkte ihn und fragte halb scherzend: „Nun, und du mit der blauen Weste, wie steht's mit dir? Hast du nicht auch zum Missionswerke Lust?“ Freimütig und freudig antwortete er: Ja! beklagte aber zugleich seinen vollkommenen Mangel an gründlichen Kenntnissen und vielen andern Eigenschaften, wodurch er in seinen eignen Augen zu dieser herrlichen Aufgabe völlig ungeschickt wäre. Goßner antwortete, er solle nur im Gebete anhalten, denn der Herr wisse auch hierfür Rat. Darauf forderte er ihn auf, nach einer Woche wiederzukommen und einen kurzen Lebensabriß mitzubringen. Der in den Wegen Gottes wohlerfahrne Greis erkannte sehr bald, daß das eine rechte Bekehrung gewesen sei. Er trug ihm auf, eine Probe zu machen, ob er Englisch lernen könne, was ihm auch glückte. — Dies alles hatte sich zugetragen, ohne daß sein Meister und seine Mitgesellen etwas erfahren hatten. Erst durch seine Bitte, jeden Abend eine Stunde früher Feierabend machen zu dürfen, kam alles an den Tag. „Und nun sahen diese armen Menschen, daß alles Schimpfen und Schelten gegen die Frommen, welches ich bis dahin ununterbrochen mit angehört hatte, für mich fruchtlos gewesen war,“ erzählte er nachmals. Auch jetzt noch suchten sie ihn von seinem Vorhaben abzubringen, welches ihnen eine entsetzliche Dummheit zu sein schien; aber vergebens.

Mehr Mühe kostete es ihn, die Zustimmung seiner Eltern zu erhalten. Doch der Herr neigte ihre Herzen, daß sie sie gaben. Nun wurde er im Oktober 1851 in Goßners Haus aufgenommen und schon im Februar 1852 für Neu-Guinea bestimmt.

Hesse, Die Heiden und wir, S. 198 f.



31. Vorbilder der Demut und Geduld.

(1. Kor. 4, 6—13.)

61. Crowthers erste Predigt vor seinen schwarzen Landsleuten.

Bald nach seiner Ordination verließ Crowther England und schiffte sich wieder nach Afrika ein. Seine Landung in Sierra Leone am 2. Dezember 1843 war ein großes Ereignis für die ganze Negerkolonie. Kopf an Kopf standen seine Landsleute am Landungsplatz von Freetown, um ihren Bruder zu begrüßen, der, wie sie seinerzeit die Sklavenfessel getragen und nun zum geistlichen Amte „gekrönt" in das Land seiner schwarzen Brüder zurückkehrte. Das war nicht nur etwas Neues aus Afrika, sondern auch etwas ganz Neues für Afrika. Tags darauf, an einem Sonntag, predigte Crowther vor einer ungeheuren Zuhörerschaft von Negerchristen über den Text: „es ist noch Raum da" und administrierte sodann das heilige Abendmahl. Am Abend dieses denkwürdigen Tages aber schrieb er in sein Tagebuch: „Das ungewohnte Ereignis, einen Eingebornen als Geistlichen den Gottesdienst halten zu sehen, erregte das größte Interesse unter den Anwesenden. Aber die Frage, die ich mir stellte: Wer hat dich vorgezogen? erfüllte mich mit Scham und Beugung; denn es gefiel dem Herzenskündiger, mir Gnade in den Augen des Volkes zu geben, und wo ich mich nur zeige, begrüßt man mich als einen Gesandten Jesu Christi."

Missions-Magazin 1892, S. 308 f.

62. Careys selbstverfaßte Grabinschrift.

Am 9. Juni 1834 wurde Carey fast unbemerkt in eine bessere Welt entrückt, nachdem er 40 Jahre ununterbrochen der Mission in Indien gedient hatte und deren Bahnbrecher geworden war. Sein Grabstein aber trägt die von ihm selbst verfaßte Inschrift: „William Carey; geb. 17. Aug. 1761 (gest. 9. Juni 1834).

Ein elender, armer, hilfloser Wurm
Sink ich in deiner Liebe Arm."

Missions-Magazin 1892, S. 249.

---

63. Nicht ich, sondern Gott.

Als im Jahre 1807 der erste evangelische Missionar Robert Morrison sich nach China einschiffte, um unter dem Volke der Chinesen, bekanntlich dem zahlreichsten Volke der Erde, mit der Missionsarbeit zu beginnen, fragte ihn spöttisch jemand: „Sie wollen die Chinesen bekehren?" Er antwortete: „Nicht ich; aber ich erwarte, daß Gott es will." — Ihm selbst ist es nur vergönnt gewesen, in 30jähriger Wirksamkeit vier Chinesen zu taufen. Jetzt gibt es schon an 200 000 evangelische Chinesen.

Saat und Ernte 1901, S. 48.



32. Viele Zuchtmeister, wenige Väter — auch in der Mission?

(1. Kor. 4, 14—16.)

64. Wie Missionsbischof Selwyn die Melanesier ansah.

Bloße Wilde sah Selwyn in den Insulanern nicht, sondern auch Fleisch von seinem Fleisch, Blut von seinem Blut. Sie waren ihm Menschen von denselben Bedürfnissen, denselben Empfindungen wie er — denselben Leiden unterworfen, durch dieselben Waffen zu verwunden, aber auch durch dieselben Mittel zu heilen, wie ihre weißen Brüder. Daß sie gelehrige Schüler

der schon an ihnen verübten Schurkereien waren, daß rohe Gewalttaten sie nicht gedemütigt, sondern nur ihren Rachedurst geweckt hatten, wunderte ihn nicht. „Sollten aber Menschen, deren Auge gewöhnt ist, die Spur jedes lebenden Wesens auf der Erde, den Flug jedes Vogels in der Luft zu erkennen und dem Dahingleiten der buntschillernden Fische im Wasser zu folgen, deren Ohr in der Stille der Nacht den geringsten Laut zu unterscheiden weiß, der etwa einen nahenden Feind verraten könnte, nicht auch aus dem Ausdruck des Gesichts, den Bewegungen der Hand zu schließen vermögen, ob irgend ein Fremdling ihnen übel oder wohl will?" folgerte er weiter: „Sollte Liebe und Vertrauen nicht wieder Liebe und Vertrauen wecken, und gerade im Mangel an Waffen eine gewisse Sicherheit liegen? Entstehen denn nicht die meisten Fehden in der Welt aus Furcht und gegenseitigem Argwohn?"

Selwyns Plan bestand darin, alle die verschiedenen Inselgruppen und Inseln Melanesiens der Reihe nach zu besuchen, das Vertrauen der Eingebornen dadurch zu wecken, daß er unbewaffnet und mit Geschenken unter ihnen erscheine; dann, wenn es ihm gestattet werde, einige Knaben, die er sich selbst als die hoffnungsvollsten ersähe, mit sich nach Neuseeland zu nehmen und sie dort zu Lehrern ihrer Landsleute zu erziehen. Um sie denselben nicht zu entfremden und das Vertrauen der Eltern durch wiederholte Besuche und pünktliches Einhalten seiner Versprechungen zu befestigen, und weil überdies der neuseeländische Winter für an ein tropisches Klima gewöhnte Naturen zu fürchten war, beschloß er, die Knaben nur die warme Jahreszeit hindurch in seiner Schule zu behalten, und sie dann den Ihrigen zurückzubringen, um sie nach etlichen Monaten für ein neues Sommerhalbjahr wieder abzuholen. In der Zwischenzeit sollte auf irgend einer jener Inseln eine Winterschule gehalten und direktere Missionsarbeit versucht werden.

Missions-Magazin 1869, S. 307 f.

Evangelische Missionen 1904, S. 165: Auf Befehl kann man das Christentum nicht annehmen. Hesse, Die Mission auf der Kanzel S. 136: Paulus will Nachahmer haben.

---

65. Eine falsche Auslegung der Bibel.

Ein holländischer Geistlicher in der südafrikanischen Republik, dem das Wohl der Eingebornen am Herzen liegt und sich deswegen ihrer annimmt, verlor 40 seiner weißen Gemeindeglieder, weil er Schwarzen das heilige Abendmahl gereicht hatte, trotzdem dies in einem besonderen Gottesdienst und in einem Hause der Eingebornen geschehen war. Als man die deswegen austretenden Gemeindeglieder zur Rede stellte, wie sie es wohl im Himmel zu halten gedächten, entgegneten sie, Christus selbst habe gesagt: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen." Sie seien der Überzeugung, daß auch dort Schwarze und Weiße ebenso voneinander geschieden sein würden, wie hier unten auf Erden. Missions-Magazin 1895, S. 95 f.



33. Das Reich Gottes kommt nicht in Worten, sondern in Kraft.

(1. Kor. 4, 20.)

66. Der Missionskönig in Toro.

Wenn wir von der Vergangenheit Toros (des äußersten Nordwestens des Landes Uganda) reden, so ist es die Geschichte einer Nation, welche von der allerniedrigsten Form von Teufelsanbetung geknechtet und beherrscht war. Ein Tag verging wie der andere, sobald die Nacht anbrach, sah man die Leute aus ihren Hütten kommen und sich zu dem Teufelstempel begeben. Dahin brachten sie ihre Opfer, und für jeden wirklichen oder eingebildeten Schmerz, für jede Not, welche die Gemeinde traf, verlangte ihr Opferdienst, daß ein scharfes Messer oder Feuer ihren Leibern Wunden beibrachte, damit Blut flösse, welches dem Teufel als Sühnopfer dargebracht wurde. Ich freue mich sagen zu können, daß seit acht Jahren diese schreckliche Vergangenheit den Todesstoß erlitten hat. Der König des Landes hatte Veranlassung, in das benachbarte Reich Uganda zu gehen, kam da zum erstenmal mit Missionaren in Berührung und hörte zum erstenmal von dem Gott der Liebe. Tag für Tag begab

er sich in die große Kathedrale auf dem Berg von Mengo und lauschte den wunderbaren Dingen, welche die Missionare lehrten. Ehe er heimkehrte, brach er mit Aberglauben und Heidentum, und vor einer großen Versammlung in der Kirche bekannte er seinen Glauben durch die heilige Taufe. Er kehrte dann sogleich in sein Land zurück, nicht nur als der erste Christ des Landes, sondern auch als ein erster Missionskönig, und ich bin froh, sagen zu können, daß er von jenem Tag bis heute der Missionskönig von Toro geblieben ist. (Aus dem Bericht der Missionarin Frau A. B. Fischer in London.)

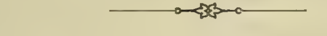
Evangelische Missionen 1905, S. 9.

---

67. Wenn du einmal hier bist, haben wir auch Frieden.

Wit welchen Gedanken das Ovambovolk das Christentum kommen sieht, sprachen die Leute von Namakunde vor Anlegung ihrer Station zu Missionar Tönjes aus: „Wenn du einmal hier bist, dann haben wir auch Frieden."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 500.
Evangelische Missionen 1904, S. 97: Die letzten Worte Williams Burns.



34. Von der Kirchenzucht.

(1. Kor. 5, 1—5.)

68. Kirchenzucht führt zur Christianisierung.

Die Missionsgemeinden bestehen der Hauptsache nach aus Anfängern. Sie haben vielleicht Teile der Bibel oder auch die ganze in ihrer Sprache, — oft genug ist es in der ersten Zeit noch nicht einmal ihre Sprache, weil die Übersetzung sehr mangelhaft ist. Aber auch, wenn dieselbe verbessert ist, so fehlt das Verständnis. Die meisten können kaum lesen. Die neuen Begriffe und Anschauungen sind noch keineswegs in Fleisch und Blut übergegangen. Die heidnische Gedankenwelt mit ihren Begriffen wirkt noch nach. Die Glieder der Gemeinde, soweit sie nicht schon in derselben aufgewachsen sind, wie es bei älteren Gemeinden möglich ist, haben wohl Taufunterricht empfangen und haben Gelegenheit, fortwährend zum Hören des Gottes-

wortes. Aber wer weiß nicht, auf wie wenig man sich in der Regel beim Taufunterricht beschränken muß, hat doch selbst den wenigstens halbgebildeten Korinthern der Apostel Paulus sagen können: „Milch habe ich euch zu trinken gegeben und nicht starke Speise; denn ihr konntet noch nicht; auch könnt ihr noch jetzt nicht, dieweil ihr noch fleischlich seid“ (1. Kor. 3, 2). Wie schwer geht's oft bei Alten, bis sie nur ein Unser Vater gelernt haben. So ist bei manchen, die in die Gemeinde eintreten, die christliche Erkenntnis noch sehr gering, und wo nicht mit dem Übertritte eine wirkliche Bekehrung stattgefunden hat, welche auch der vorsichtigste und gewissenhafteste Missionar nicht garantieren kann, wo die volle Lauterkeit fehlt, irdische Vorteile oder doch mehr die soziale Hebung und Sicherung, die das Christentum bringt, angezogen haben, da kann über kurz oder lang die heidnische Gedankenwelt und Lebensanschauung, die nur auf vereinzelten Punkten zurückgedrängt war, wieder überwuchern, was an Christlichem vorhanden war. Götzen- und Bhutendienst, Zaubereiwesen, Kastengeist, Ahnenverehrung und -furcht, alles das kann Christum, der bei den Getauften „noch sehr klein“ ist, überwältigen. Wie in der alten Kirche, so können auch da wieder seltsame Irrlehren entstehen aus der Vermischung von Christlichem und Heidnischem, und die Gemeinde muß, wenn solches Überhandnehmen des Heidnischen nicht wie ein Krebs um sich fressen soll, die Möglichkeit haben, auszuscheiden, was sich nicht von Christi Geist und Wort will umbilden lassen.

Noch mehr aber als die heidnischen Gedanken ist die heidnische Sünde zu fürchten. Natürlich ist nicht alle Sünde aufs Heidentum zurückzuführen. Aber es gibt doch auch eine aus dem Heidentum stammende Erbsünde, die noch durch Generationen hindurch den Christengemeinden furchtbare Not bereitet. Nicht überall hat sie dieselbe Form. Es kann der Geist der Blutrache sein oder die Faulheit, die aus der heidnischen Verachtung der Arbeit stammt, oder die Streitsucht, wie sie einem Volke anhaftet, das von Jugend auf immer das Buschmesser in der Hand führt, und vor allem die sittliche Laxheit, die Geringschätzung des weiblichen Geschlechts, wie sie die Folgen des seit Jahrhunderten bestandenen polygamischen Lebens sind, wo man das Weib als Sklavin, als Ware zu betrachten gewohnt war. Und was das schlimmste ist: hier, in den Missionsgemeinden,

steht die öffentliche Meinung, welche die Christengemeinde, namentlich wo sie noch in ihren Anfängen ist, umgibt, auf seite der Sünde.

Hier auf die Gemeindezucht zu verzichten, wäre unverantwortlich. Eine Mission, welche sich ihrer entschlüge, würde ihre Aufgabe nicht erfüllen. Sie würde Ertrinkende halbwegs aus dem Wasser ziehen und sie wieder zurücksinken lassen. Die Anfängerchristen in den Missionsgemeinden bedürfen der Erziehung, und eine Erziehung ohne Zucht hat zu allen Zeiten keine gute Frucht getragen. Die Zucht ist doppelt nötig bei raschem Wachstum der Gemeinden. In Hawaii wurden 1838 bis 1848 angeblich 27000 bekehrt, bis 1858 folgten weitere 29000. 1863 sah man sich genötigt, um der bedenklichen Zustände willen mit der Handhabung der Kirchenzucht Ernst zu machen, da sank die Zahl der Gemeindeglieder, allerdings auch bei Abnahme der Bevölkerung, auf 19723. Es müssen nicht nur die einzelnen Seelen, es muß auch die öffentliche Meinung bekehrt werden, so daß sie dem neuen Leben zu Hilfe kommt. Und nur eine konsequent gehandhabte Kirchenzucht wird zu einer Christianisierung der öffentlichen Meinung führen. Die Möglichkeit aber ist, wie Wangemann bemerkt, in der völligen Unabhängigkeit der aus den Heiden gesammelten Gemeinden vom Staat gegeben. Missions-Magazin 1900, S. 107 f.

---

69. Aus der Kirchenzuchtordnung der Basler Mission.

Im § 12 heißt es: „Alle Zurechtweisung soll in der Liebe geschehen, nicht in gesetzlichem, sondern in evangelischem Geist. Die einschreitenden Personen dürfen nicht vergessen, daß der Zweck des Zuspruchs nicht der ist, den Fehlenden herabzusetzen oder zu einem bloß äußerlichen Gehorsam zurückzuführen, sondern der, ihm zurechtzuhelfen und ihn in der Gnade und in der Gemeinschaft mit dem Haupte der Gemeinde zu fördern. Sie müssen deshalb selbst durch Gebet sich auf solche seelsorgerliche Verhandlungen vorbereiten, in bußfertigem und glaubensvollem Sinn stehen und mit Sanftmut und mit der Kraft Gottes das Böse zu überwinden suchen. Damit dies aber gelinge, müssen sie mit Einsicht und Weisheit verfahren. Sie

haben sich zu hüten, die Übertretung des Fehlenden über Gebühr zu vergrößern oder gar zu verkleinern oder einen Weg der Zurechtweisung einzuschlagen, welcher der Natur und Größe des Fehlers nicht entspricht und die Wirkung der Warnung zweifelhaft macht oder im voraus zu vernichten imstande ist."

Missions-Magazin 1900, S. 111.

---

70. Göttliches Eingreifen.

Beispiele des direkten göttlichen Eingreifens sind in der Missionsgeschichte nicht selten. So lesen wir z. B. im Basler Jahresbericht von 1888, S. 11: „In Anandapur ließen vier Gemeindeglieder durch einen Zauberer sich verleiten nach Schätzen zu graben. Der Zauberer forderte vorangehend erst ein Menschenopfer, als sie davor zurückschraken, wenigstens das Opfer einer Ziege. Da wurden diese vier Christen plötzlich krank und starben innerhalb weniger Tage, wodurch ein heilsamer Schrecken über viele kam." — Aber hier haben wir es mit der göttlichen und nicht mit der menschlichen Kirchenzucht zu tun.

Missions-Magazin 1900, S. 67, Anmerkung.

Missionsblatt der Brüdergemeine 1893, S. 353 f.: Mutter und Tochter. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 181: Wie Chalmers gegen die Trunkenbolde einschritt.



35. Die Richter in der Gemeinde Gottes.

(1. Kor. 6, 1—9 a.)

71. Feldstreitigkeiten zwischen Christen.

Der heimgegangene Missionar W. Kiefel in Govindpur berichtet: In Sarbo, zur Gemeinde Tschurdag gehörig, hatte sich ein Christ verführen lassen, einem Heiden ein Stück Land rauben zu wollen und hatte dessen Reis geschnitten, also gestohlen. Die Christen waren traurig und schämten sich, daß einer aus ihrer Mitte das getan und den Christennamen vor den Heiden stinkend gemacht hatte. Die Heiden zeigten mit Fingern und schalten und schickten zur Polizei. Nach einiger

Mühe wurde ich des Christen habhaft. Und so schwer es ihm auch wurde, ließ er sich doch bewegen, von seinem Unrecht abzustehen und den Schaden zu ersetzen. Beide Streitende unterschrieben darauf eine gerichtlich gültige Erklärung, wonach jener des Heiden Recht anerkennt und dieser von einer Klage abstehen will. Und ich konnte dem Polizeibeamten, der schon unterwegs war, schreiben: Bitte, bemühen Sie sich nicht, die Sache ist geordnet. Und seine Hoffnung auf die schöne Summe, welche er wie immer in solchen Streitfällen von beiden Streitenden erpressen würde, war zu Wasser geworden.

Die Biene auf dem Missionsfelde 1905, S. 24.

Missions-Magazin 1860, S. 270 f.: Bericht der Unitäts-Ältesten-Konferenz zu Herrnhut über die erste Missionsunternehmung in Australien.

36. Eine selige Umwandlung.

(1. Kor. 6, 9b—11.)

72. Das Urteil eines heidnischen Priesters über eine Christin.

Im Tamulenlande hat die Leipziger Mission wieder volle Netze ziehen dürfen: 633 Heiden wurden getauft, deren 199 auf die eine Station Sidambaram kommen. Sie gehören fast ausschließlich der niedersten Kaste an. Es fehlt unter ihnen nicht die Spreu, welche spätere Sichtung nötig macht. Aber auch edle Weizenkörner fehlen nicht — wie etwa jenes christliche Weib, bei deren Begräbnis selbst der heidnische Dorfpriester bezeugte, man habe sie nie zanken, wohl aber fleißig beten gehört. — Zu der genannten Zahl kommen noch 439 Taufen christlicher Kinder, so daß die Gesamtzahl der lutherischen Tamulen-Christen beim Beginne des Jahres 1883 12 701 betrug.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1883, S. 559 f.

73. Die Mission eine Großmacht.

Die Weltöffnung ist keineswegs nur eine äußerliche; Hand in Hand mit ihr geht eine wunderbare Erschließung der Herzen,

— nicht auf allen Gebieten gleich auffällig; es gibt noch große Völkergruppen, die nur äußerlich uns nahe gerückt oder zugänglich gemacht sind, aber innerlich dem Evangelium noch schroff ablehnend gegenüberstehen, so die unter türkischer Herrschaft stehenden Länder des Islam in Vorderindien, die Papua von Kaiser-Wilhelms-Land, einige Gruppen der Neuen Hebriden und andere kleine Völkergruppen. Aber die Signatur unserer Zeit heißt: offene Türen! Man vergleiche, um nur das auffälligste Beispiel herauszugreifen, das China von vor zehn Jahren mit dem China von heute. Damals in den meisten Provinzen ein passiver Widerstand, ein fanatischer Fremdenhaß, ein zähneknirschendes Grollen über die fremden Teufel und auf den Missionsstationen mühsame Anfänge, viele Enttäuschung, geringe Erfolge! Und heute drängen sich in allen Provinzen Tausende und Zehntausende von Chinesen zu den Missionaren und den Missionsstationen; Schulen für abendländisches Wissen wachsen wie die Pilze aus der Erde, die Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel und christlicher Schriften können nur mit Mühe den ungeheuer wachsenden Bedarf decken, und die Zahl der chinesischen Christen wächst in steigender Progression. Man lese nur die Berichte von der jungen Berliner Mission in Kiautschou, es ist eine Frühlingsluft einer neuen Zeit, die uns aus den Blättern entgegenweht. — In Indien liegen die Verhältnisse nicht anders. Da regt sich bis in die obersten Schichten der Brahmanen-Kasten hinauf ahnend die Erkenntnis, daß es mit der alten Götterherrlichkeit vorbei sei, daß der Glanz Schivas und Vischnus erbleichen müsse vor den Strahlen des Kreuzes Christi, daß die alte Zeit des groben Götzendienstes, der gewissenlosen Priester-Tyrannei, der bodenlosen Spekulationen in Trümmer sinke. Und ein Suchen und Fragen geht durch das Volk, der Sauerteig evangelischer Wahrheit fängt an zu gären und neugestaltend in die Verhältnisse einzugreifen. Daneben wachen die so lange zertretenen niederen Volksschichten, die Paria, die Mala, die Madiga, die Tschamar und wie sie alle heißen, aus der trostlosen Dumpfheit und Öde ihres Sklavenstandes auf; sie ahnen, daß auch für sie eine neue Zeit im Anbruch sei, und daß die evangelische Mission ihnen rettende Arme entgegenstrecke, diese Mission, mit dem für sie so besonders verheißungsvollen Wahlspruch: den Armen wird das

Evangelium gepredigt. — Wer hätte die Entwicklung der Dinge in Uganda vorauszusagen gewagt? Im Jahre 1877 setzte der erste Missionar seinen Fuß in das heidnische Land; im Jahre 1885 suchte der heidnische Muanga mit rohem Fuß die ersten glimmenden Funken eines neuen Lebens auszutreten; dann zerrissen länger als ein halbes Jahrzehnt Bürgerkriege das unglückliche Land. Wer hätte es nach alledem für möglich gehalten, daß heute schon dies Land unaufhaltsam schnell in dem Prozeß der Christianisierung begriffen ist, daß von Uganda als Basis aus das Evangelium mit Siegesschritt in eine Landschaft nach der andern, nach Usoga, Unioro, Toro, Ankole usw. vordringt, so daß dort im innersten Afrika ein christliches Herz für den dunklen Erdteil sich zu bilden scheint! — Oder richten wir unsern Blick in die Njassa-Länder, noch vor einem Menschenalter eines der ergiebigsten Sklavenjagdgebiete Afrikas; dort hausen auf den weiten Hochflächen westlich von dem tiefblauen Njassa die ehedem so berüchtigten Ngoni oder Mafiti, wilde Sulustämme, die aus den südlichen Ländern hierher verschlagen waren. Wer hätte es noch vor einem Vierteljahrhundert für möglich gehalten, daß in diesem weltabgelegenen Bergland und in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser gefürchteten Krieger ein großes christliches Schulzentrum mit Knaben- und Mädchenschulen, Lehrer- und Predigerseminar, mit Handwerksstätten und Musterfarm aufblühen werde, die Station Livingstonia auf dem Kondowi-Plateau westlich von der Florence-Bai, durch den Telegraphen mit Edinburg verbunden, alle Lehrzimmer und Schlafräume elektrisch erleuchtet, mit elektrischer Wasch- und Dreschmaschine! Und nach diesem Schulzentrum strömen die Knaben und Mädchen aus allen umwohnenden Stämmen, besonders auch von den Ngoni und ihren Nachbarn!

Man kann es verstehen, wenn der Blick auf diese zahlreichen neu erschlossenen Gebiete, auf die allerorten offenen Türen enthusiastisch angelegte Männer und Jünglinge berauschte und ihre überschwenglichen Hoffnungen zu dem Wahlspruch verdichtet hat: Evangelisation der Welt in diesem Menschenalter! Ja, daran ist wirklich kein Zweifel, daß, wenn Rußland und Frankreich in ihren ausschließlich oder doch vorwiegend und für eine griechisch oder römisch-katholische Mission offenen Kolonialreichen alle Kraft einsetzten, und wenn die ganze evangelische

Christenheit ihre Schuldigkeit täte, so wäre es möglich, binnen einem Menschenalter allen Völkern der Erde das Evangelium zu bringen. Der springende Punkt ist nicht die Möglichkeit, überall hinzugelangen, sondern das Maß von Kraft, welches der Christenheit zur Ausrichtung dieser weltumfassenden Aufgabe zu Gebote steht. Evangelische Missionen 1905, S. 3 f.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, S. 478 ff.: Eine chinesische Ehescheidungsgeschichte. Missions-Magazin 1906, S. 264: Der Umschwung in Uganda.



37. Zwei wertvolle Beglaubigungen der Berufung zum Missionsdienst.

(1. Kor. 9, 1—3.)

74. Morrison.

Als Morrison 1807 England verließ, schrieb er: „Ich gehe nicht nach China, um mein Glück zu machen; mein Glück ist schon gemacht; Gott hat mich zu seinem Erben und Miterben Christi gemacht.“ —

Morrison zählte nach 25 Jahren 10 Getaufte und schrieb: „Ich habe meine Zeit gedient und werde schlafen gehen, der Herr weiß, wann.“

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, Beiblatt, S. 6 u. 14.

---

75. Zaremba.

Felizian von Zaremba erzählt: „Am 7. Dezember 1817, ich weiß hiervon noch das Datum, stand ich in meinem Zimmer. Da ergriff's mich innerlich: wenn ich mich nun Gott ergeben wolle, so müsse all mein eignes Treiben aufhören, ich müsse nichts mehr suchen noch erstreben in der Welt, sondern es darauf ankommen lassen, was Gott aus mir mache. Und in der Richtung auf weltliche Größe, die mir in meiner Stellung natürlich war, gestaltete dieser neue Blick sich so: Will Gott aus dir einen Lehrer (aber, dachte ich, was kann ich andere lehren?

ich weiß ja selber eigentlich nichts in echter Art), einen Krankenwärter oder des etwas (Vincenz von Paula hatte sich öfters meiner Vorstellungen als ein Edler bemächtigt), einen Handarbeiter: was er aus dir durch seine Fügungen machen will, das und nur das ist recht, wenn ich nur annehmen kann, daß er es macht. Es war nichts Sichtbares und keine Stimme da, die ich vernommen hätte; aber es arbeitete in meinem Geiste fort: Zu dem Ende mußt du deine jetzige Stellung verlassen und unter ganz unbekannte Menschen kommen. Da wird Gott zeigen, was du mit Beruhigung als seine Berufung hinnehmen darfst. Es war mir nämlich schon lange eine Unruhe nachgegangen über die vielen Vorzüge, deren ich genoß und die ich durch meine Strebsamkeit ja nur zu vernehmen suchte; ich schämte mich innerlich vor meinesgleichen, die als Geringere, Beeinträchtigte vor mir standen. Ich empfand ungefähr so: Wenn du zum Leidenden, zum Dürftigen trittst, ihn tröstest, ihm zuredest, so ist's immer als eine Herablassung, und du bist ja doch ein Sünder wie er, und er kann denken: Du bist doch nicht aufrichtig, du hast gut reden, du hast es gut, eben besser als ich.

„Es waren selige Tage; es war nicht ein Rausch der Phantasie, war auch nicht irgend eine eigenwirkerische oder erhitzte Schwärmerei. Es floß darin zusammen die Beruhigung, einen wahren Erbarmer als Mittler und Sündentilger gefunden zu haben, ein Erfassen der Liebestiefe Gottes, ein Dankgefühl gegen ihn und ein Aufschluß über die wahre Zusammengehörigkeit der Menschenfamilie. Drei Tage und Nächte nacheinander, so oft ich nicht schlief, waren nach diesem Abend damit ausgefüllt, daß ich zurückblickte in meinen ganzen Lebensgang und staunte, wie genau alles Bisherige auf diesen Schlußpunkt abgezielt habe.

„Wer das nun liest, sieht auch ein, daß die ganze Sache nicht dasteht als irgend ein Opfer, das ich gebracht, sondern als eine innere Notwendigkeit, als eine göttliche Leitung und an mich ergangnes Gebot. Mich aber hat Gott aus Eitelkeiten und wohl auch Greueln dadurch herausgerissen."

Zaremba verließ nun alles und reiste zunächst ins badische Land, wo Stilling zuletzt gelebt hatte. In Weinheim fand er einen Enkel desselben, den Stadtpfarrer Schwarz; und als der

ihm erzählte von der neugegründeten Missionsanstalt in Basel, da war's wie ein Pfeil, der ihm ins Herz fuhr: Ja, das ist's! Wie mit verbundenen Augen war er seinem Ziele entgegengereist. Er wurde richtig Basler Missionar und hat bis zu seinem Tode 1874 ein Leben hingebungsvoller Missionsliebe geführt.

Hesse, Die Heiden und wir, S. 179 f.

---

76. Elisabeth und Tabitha.

Sie war an Typhoid recht schwer erkrankt, die kleine, etwa neunjährige Elisabeth, Ende 1897. Ihre Mutter hieß Maria Monotedi. Sie tat, was sie konnte, zu des Kindes Pflege. Aber Elisabeth hatte auch eine Schulfreundin, Tabitha, Tochter von Daniel Mahube. Diese eilte jedesmal nach der Schule zu der kleinen Elisabeth und erzählte ihr alles, was sie von dem Herrn Jesus in der Schule gelernt hatte. Da tat der heilige Geist der Kranken das Herz auf, daß sie eine innige Liebe zum Heiland faßte, und Tabitha war ihre Evangelistin, die das Feuer der Liebe in ihrem Herzen schürte. Nun wollte Elisabeth aber auch gern gesund werden, was ihr niemand verdenken wird. Da bittet sie eines Morgens ihre Mutter: „Geh doch hin und kaufe mir Äpfel; die Leute sagen, davon wird man gesund." Die Mutter schickt sich an, zu gehen. Elisabeth aber bittet ängstlich: „Schließ' aber die Tür fest zu, daß keiner hineinkommen kann. Ich fürchte mich so." Die Mutter kommt nach einer halben Stunde zurück. „Mutter," ruft ihr Elisabeth zu, „du hast doch die Tür fest zugemacht. Aber es ist doch einer bei mir gewesen. Kannst du raten, wer?" — „Kind, das ist ja nicht möglich, ich habe ja erst die Tür aufgeschlossen, als ich wiederkam." — „Mutter, es war der Herr Jesus. Ich hab' ihn gesehen, und er hat mir den Himmel offen gezeigt. Da habe ich viele schöne Kinder gesehen, die hatten alle Flügel und heißen im Himmel „Engel" und jeder hatte eine goldene Posaune und einen goldenen Stuhl. Der Herr Jesus aber hat mir gesagt: „Elisabeth, jetzt sollst du noch gesund werden, aber wenn du später in den Himmel kommst, sollst du auch eine goldene Posaune und einen goldenen Stuhl haben."

Elisabeth ist wirklich gesund geworden, aber Tabitha ist ihr zuvorgekommen. Sie ist, zwölf Jahre alt, in den Himmel gegangen.

Jeder Leser wird verstehen, daß es mir am Herzen lag, die kleine Elisabeth, die nun zwölf Jahre alt ist, kennen zu lernen. Am 18. Juli sah ich sie in Br. Sandrocks Hause. „Elisabeth," sagte ich zu ihr, „du hast den Herrn Jesus gesehen?" — „Ja!" antwortete sie mit strahlendem Angesicht. — „Aber wo ist denn Tabitha?" — „Die ist zum Herrn Jesus in den Himmel gegangen!" war ihre freudige Antwort. Gott bewahre das liebe Kind, daß sie der hohen Offenbarung würdig bleibe.

Gensichen, Bilder von unserm Missionsfelde, S. 152 f.



38. Der Arbeiter ist seines Lohnes wert.

(1. Kor. 9, 11—15.)

77. Wer da bittet, dem gib.

Der Missionar Richards von der Kongo-Mission der Amerikanischen Baptisten kam bei der Bibelübersetzung an Luk. 6, 30: „Wer da bittet, dem gib." Unwillkürlich stutzte er. Sollte er den Vers wirklich so wiedergeben? War das rätlich? Was würde das für Folgen haben? Eine der hervorstechendsten Eigenschaften der Kongoneger war ihre Bettelhaftigkeit. Was sie bei dem weißen Manne sahen, wollten sie auch haben. Und nun stand hier: wer dich bittet, dem gib. Richards war ratlos. Um in seiner Ratlosigkeit Zeit zu gewinnen, entließ er den Eingebornen, der ihm beim Übersetzen behilflich war. Er dachte daran, den Vers einfach zu übergehen; aber nein, das wäre eine Unterschlagung eines göttlichen Wortes gewesen, und sein Gewissen lehnte sich dagegen auf. Er nahm zu einem Kommentare seine Zuflucht. Der erste, den er aufschlug, sagte gar nichts über die Stelle, ein zweiter erklärte, der Vers dürfe nicht buchstäblich genommen werden; sein Sinn sei, wir sollen freundlich und hilfreich sein und geben, wo, wie wir wüßten, eine wirkliche Not sei. Keineswegs solle der Christ urteilslos geben, und womöglich durch sein urteilsloses Geben den Müßiggänger und

Trunkenbold in ihren Lastern noch bestärken. Indessen auch diese Auslegung wollte Richards nicht befriedigen. Wenn das des Herrn Meinung gewesen war, fragte er sich, würde er das nicht ebensogut haben sagen können? So entschloß er sich, in Gottes Namen den Spruch buchstäblich so wiederzugeben, wie er dastand. Gedacht, getan. Als er bei der nächsten Versammlung nun diesen Vers vorlas und besprach, konnte er an dem wohlgefälligen Grinsen der Hörer wohl merken, daß sie den Spruch begriffen hatten. Kaum hatte er diesmal geendet, da bestürmten sie ihn auch schon: gib mir ein Stück Seife, mir eine Elle Kaliko, mir ein Stück Zeug und so fort. Er gab ihnen, worum sie baten, wobei sein Trost war, daß er nicht viel zu verschenken hatte. Am nächsten Tage hatte er eine größere Versammlung denn je zuvor; die Sache von dem Geben war schnell ruchbar geworden, Richards sah das an den schmunzelnden Mienen. In der Tat, kaum hatte er zu Ende gesprochen, da ging das Bestürmen von neuem an. Würde er vielleicht doch nicht imstande sein, sein Prinzip durchzuführen? Wie wenn sie auch in sein Schlafgemach eindrängen und ihm da alles abbettelten? Und doch konnte er sich davon nicht überzeugen, daß seine Schriftauslegung falsch sei. An einem der nächsten Tage sah er, wie das Volk wieder auf ihn wartete. Er war noch in seinem Zimmer. Sie zeigten einander die Dinge, die sie am Tage zuvor erbettelt hatten. Da hörte er einen Häuptlingssohn tadelnd zu den Leuten sagen: „Nun ist's genug mit dem Betteln, will nun jemand noch etwas haben, so mag er es kaufen." Und siehe da, nach der Predigt an diesem Tage nahte sich kein Bettler mehr, überhaupt wurde Richards hinfort nur noch äußerst selten angebettelt.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 469.



39. Blicke in ein Missionarsherz.

(1. Kor. 9, 16—23.)

78. Zinzendorf unter den Indianern.

Im Jahre 1742 finden wir Zinzendorf auf einem aufblühenden Missionsfeld, unter den Indianern Nordamerikas.

Seine Allianzpläne, die ihn diesmal über das Weltmeer geführt hatten, waren an der Verständnislosigkeit der verschiedenen Denominationen gescheitert. Da wandte er sich von den Christen zu den Heiden, unter denen die Brüder im Indianergebiet schon seit 1739 arbeiteten. Wie alle seine Begleiter zu Pferde, auf den Jagdwegen der Indianer quer durch Urwald und Prärie, über steile Berge und durch reißende Flüsse, nachts unter freiem Himmel oder im Zelt, so hat Zinzendorf auf drei Reisen dies weite Missionsfeld durchforscht. Er lernte dabei die Hauptstämme alle kennen, die Delawares und die Irokesen, die Mohikaner und die wilden Schawanosen. Seiner romantisch angelegten Natur sagte dies Leben außerordentlich zu. Über die Indianerhütte aus Baumrinde, die er auf der Missionsstation Schekomeko bewohnte, schrieb er in die Heimat: „Das war mir das lieblichste Haus, welches ich noch bewohnt habe. Hier hatten wir von innen einige Prüfung, von außen Regen; von seiten der Heiden aber einen klaren Himmel und alle Tage neue Freude über unsre liebsten Indianer.“ Mit den Häuptlingen rauchte er die Friedenspfeife und tauschte mit ihnen ganz nach Indianersitte gegenseitige Geschenke aus. Und obgleich er nur durch Dolmetscher zu den Rothäuten reden konnte, so hat dieser wunderbare Mann auch auf diese Naturkinder einen tiefen Eindruck gemacht. Er brauchte nur unter sie zu treten, so wurden sie still. Wenn er mit einer Stecknadel seine Zelttür zumachte, kam kein Indianer mehr in seine Nähe. Als er eines Samstags bei seinem Gottesdienst durch ihren Lärm gestört wurde, ließ er ihnen nur sagen, „die Brüder hätten jetzt mit ihrem Gott zu reden,“ und sofort verstummte das Trommeln und Singen. Trotz des Hasses gegen alle Weißen, und obgleich auch gegen ihn ein Mordanschlag geplant wurde, ist ihm nie ein Haar gekrümmt worden. Noch Jahre nachher fanden spätere Missionare Spuren dieser indianischen Reisepredigt Zinzendorfs. Den Indianern ist er hier Indianer geworden, und er hat damit auch seinen Nachfolgern den rechten Weg gewiesen. Nicht Europäer sollten sie aus ihnen machen. Mit dem ihm eigenen Scharfblick hatte er erkannt, daß hier ein sonderlich aussichtsreiches Arbeitsfeld für eine gesunde, volkstümliche Mission sei. Es ist, menschlich geredet, allein die furchtbare Schuld der weißen Namenchristen und besonders des allerchristlichsten Englands,

daß diese blühende Missionsarbeit im Keime erstickt wurde, daß wir heute nicht, wie Zinzendorf damals hoffte, ein großes christliches Indianervolk haben. Den Ertrag hat aber jedenfalls Zinzendorfs persönlicher Aufenthalt auf dem Missionsfeld gehabt, daß er mit wachsender Sachkenntnis das Missionswerk leiten und den ausziehenden Boten die rechten Anweisungen mitgeben konnte. Missions-Magazin 1900, S. 203 ff.

---

79. Sakers letzter Wunsch.

Im November 1876 verließ Saker den Schauplatz seiner Kämpfe und Siege für immer. Die Kraft wollte nicht mehr reichen. Die Neger hatten den Mann, der sich, fast zum Skelett abgezehrt, in größter Schwachheit unter ihnen bewegte, in den letzten Jahren den „Schatten“ genannt. Am 12. Dezember 1879 langte er im Vaterlande an. Noch drei Jahre waren ihm vergönnt. Sie waren keine Zeit der behaglichen Ruhe. Er hätte sie wohl verdient; aber seiner Mission gehörte der letzte Rest von Lebenskraft, es war ihm eine Freude, hie und da im Lande herum in flammender Begeisterung für Kamerun zu werben, und als das Komitee seine jüngste Tochter Emily — sie war an der Seite des Vaters aufgewachsen und in den Übersetzungs- und Druckarbeiten seine rechte Hand gewesen — als Lehrerin nach Afrika entsandte, gab er sie freudig hin. Seine letzte Rede hielt er bei der Herbstversammlung der Baptisten in Glasgow 1879. Jedermann war tief ergriffen, als er feurig ausrief: „O daß ich noch ein Leben hätte, um noch einmal nach Afrika auszuziehen!“ Im März 1880 nahm seine schwache Kraft bedenklich ab. Als seine Gattin am 8. dieses Monats des Morgens in sein Zimmer trat, schaute er sie mit weit abwesendem Blick an und sagte: „Meine Liebste, könnten wir nicht zusammen beten?“ Sie erbebte; denn sie fühlte, daß die Hand des Todes ihn berührte und fortzog. „Er betete ein Gebet, wie ich nie eines hörte. Ich wünsche oft, ich könnte mich darauf besinnen, aber ich kann's nicht. Ich fühlte: wahrlich, Gott ist hier!“

Am 12. März entschlief er friedlich. Die Trauer war auch im fernen Afrika groß, und König Akwa setzte dem Verstorbenen

ein Denkmal so recht nach seinem Sinn: er erließ zu seinem Gedächtnis ein Gesetz, nach welchem in seinem Gebiet die Sonntagsarbeit fortan verboten war und jedermann zum Gottesdienst gehen sollte. Mit dem 8. Mai 1880 trat dasselbe in Kraft. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, Beiblatt S. 111 f.

---

80. Moffats Bekenntnis.

Am 9. August 1883 ging der 87jährige, geistig noch nicht gealterte Vater der Betschuanenmission Robert Moffat nach Verlesung der Lob- und Dankessprüche des 34. Psalms ein zu seines Herrn Freude. Die Demut und der Eifer, die sein Herz erfüllten, sprechen deutlich aus den Worten, die er einmal seinem Freunde geschrieben hatte: „Wenn ich recht über diese Dinge nachdenke, so kann ich mich nur wundern, daß ich nicht eifriger gewesen bin und so wenig für meine Mitsünder getan habe, die aus Mangel an Erkenntnis verderben. Sehe ich die weiten, noch mit heidnischer Finsternis bedeckten Regionen vor mir, so entfährt mir unwillkürlich der Ruf: „Ach, wäre ich wieder jung!"

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, Beiblatt S. 52.

Rheinische Missions-Berichte 1900, S. 132 f.: Die Arbeit des Missionars Eckert unter den Dajakken.



40. Götzendienst oder Gottesdienst.

(1. Kor. 10, 19—21.)

81. Aus dem Leben eines bekehrten Hindu.

Manche Leute meinen — erzählt der bekehrte Hindu Baba Padmandschi — der Götzendiener komme allmählich dazu, das geistige Wesen anzubeten, das der Götze darstellen soll. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Die sichtbare und greifbare Gestalt erfüllt den Geist und macht ihn zu einem geistigen Begreifen der Gottheit unfähig. Ich saß oft stundenlang vor den Götzenbildern, opferte, ging mehrere Male um sie herum, betrachtete sie, stellte mich vor sie und sang ihr Lob, betete auch

um irdische Dinge, aber niemals erhob ich mich in die höhern Regionen, wo der geistige Herr des Weltalls seine Herrlichkeit offenbart. So verehrte ich auch die Brahmanen und Büßer, aber ich fragte nicht nach ihrem sittlichen Charakter. Was ich unter Heiligkeit verstand, war ja etwas rein Äußerliches. Die heiligen Männer sollten mir nicht zur Erleuchtung und zur Seligkeit helfen, und so begehrte ich nichts von ihnen, als einige durch ihre Berührung geheiligte Früchte und Kuchen. Manchmal lehrten sie mich einige mystische Worte hersagen; aber nie ermahnten sie mich zur Mäßigkeit, Reinheit oder Frömmigkeit. Die treuen Anhänger der Brahmanen hielten streng die Fasttage, feierten die Feste und besuchten die Gottesdienste, aber ihr Leben war oft durch die abscheulichsten Laster befleckt.

Doch trotz meiner Unwissenheit und Sünde handelte Gott auch in jenen finstern Tagen gnädig an mir. Es war gut für mich, daß ich ein paarmal den Wohnort wechselte. Als ich in Belgam in schlechte Gesellschaft geraten war, kam ich nach Bombay; als ich dort in Gefahr war, den Versuchungen zu erliegen, wurde ich nach Aden versetzt, und als ich auch da auf schlechte Wege geriet, mußte ich wieder nach Bombay gehen. Durch meine Erziehung in der Missionsschule zu Belgam, durch das wahrhaft christliche Leben meiner Lehrer, durch ihre Gebete, durch ihren Religionsunterricht wurde ein guter Same in mein Herz gelegt; freilich sollte er erst viel später aufgehen. Auch einige bekehrte Hindu machten tiefen Eindruck auf mich, ebenso ein Mitschüler, der dem Hinduismus entsagt hatte. Wenn seine Mitschüler ihn mit Gewalt in den Mâruti-Tempel schleppten, so blieb er mit festgeschlossenen Augen vor dem Götzenbild stehen. Er wurde Christ, nachdem ich Belgam verlassen hatte. — Ich hatte immer eine gewisse Freude an religiösen und moralischen Aussprüchen, die mir in Büchern begegneten. Diese Vorliebe und das Studieren solcher Worte bewahrte mich davor, ein Atheist zu werden, und ich konnte den Gedanken an Gott und die Religion nie ganz los werden.

Die Unfähigkeit des Hinduismus, eine sittliche Umwandlung hervorzubringen, sah ich an den Gliedern meiner eigenen Familie. Sie befolgten die Regeln und Zeremonien ihrer Religion aufs genaueste; aber diese Frömmigkeit vermochte nicht die Wirkung zu erzielen, daß sie in Liebe und Frieden zusammen-

lebten; es gab im Gegenteil viel Streit und Zank. Ich erwähne dies ungern, muß es aber tun, da es von großer Bedeutung für meine religiöse Entwicklung wurde. Die Schuld lag dabei weniger an den Menschen, als an ihrer Religion und an den Lehrern, die sie verehrten. Man ermahnte sie nie, nach den Gesetzen der Sittlichkeit zu leben oder eine Frömmigkeit zu üben, die nicht in Essen und Trinken bestand.

Missions-Magazin 1892, S. 336 f.



41. Drei Perioden in dem Leben eines Missionars.

(1. Kor. 15, 9—10.)

82. Hermann Gundert.

Hermann Gundert (geb. 1814, gest. 1893) war ein bedeutender Gelehrter, ein fruchtbarer Schriftsteller und noch manches andre. Vor allem aber war er und wollte er sein — ein Missionar. Nicht nur, daß er die besten Jahre seines Lebens in Indien zugebracht; er hat auch als Vorstand des Calwer Verlagsvereins der Mission gedient in Wort, in Schrift und in Tat, und das mit solcher Ganzheit, daß er in vieler Augen geradezu die „personifizierte Mission" war. Die Mission aber steckt niemand im Blut. Meist kostet es einen schweren Kampf, bis einer Missionar wird. „Wer andre bekehren soll, muß selbst bekehrt sein" — das ist ein Hauptgrundsatz aller evangelischen Missionsgesellschaften. Und Bekehrtsein ist nicht jedermanns Ding. Es ist daher ganz in der Ordnung, daß man von jedem Bekehrten annimmt, er müsse was Außerordentliches erlebt haben, und desgleichen, daß man einen Missionsmann fragt: wie bist du dazu gekommen? Bei Dr. Gundert könnte es scheinen, als sei das alles ganz natürlich zugegangen. Waren doch seine beiden Eltern sehr fromme Leute. — Blickt man aber in die Briefe und Tagebücher der Mutter, so bekommt man einen andern Eindruck. Da erscheint schon der Zweijährige als ein Wildfang, der bestimmt erklärt: „Ich will kein Pfarrer werden! Soldat will ich werden, die Flinte nehmen

und die Trommel und tirumtumtum machen.“ Während der ältere Bruder — später der Sorgenstein der Familie — fromme Regungen hat und gern betet, kann der jüngere die Aufforderung zum Gebet nicht leiden, sondern will in allem seinen freien Willen haben, und daß der Vater im Geruch des Pietismus steht, macht schon dem Sechsjährigen zu schaffen. —

Im Jahre 1831 wurde die Universität Tübingen bezogen, und hier war es Strauß, der, gerade aus Berlin kommend und den letzten Gruß Hegels an seine schwäbischen Landsleute überbringend, alles mit fortriß. Hegel und Goethe wurden jetzt entschieden über das Evangelium gestellt; und als im Januar 1833 die fromme Mutter in Stuttgart ausgeseufzt hatte, da war ihr armer Hermann „ganz heidnisch“ geworden, hatte gelernt, alles kühl auffassen, studierte nie, was vorgeschrieben war, sondern was ihm gerade behagte, und zwang sich eigentlich gegen die innerste Neigung, am Wirtshausleben, an Ausritten, am Theaterspielen und Tanzenlernen teilzunehmen. Es war ein dämonisches Treiben. Aber der alte Gott lebte auch noch, und es kam nun die Zeit, da er die Gebete der Eltern zu erhören anfing, mit andern Worten die Zeit der Bekehrung für unsern Gundert.

„Ich hatte etwas festeren Willen bewahrt als die andern,“ schreibt er selbst mehr als 20 Jahre nach jenen ereignisvollen Tagen, „und etliche jüngere Freunde, die alle Haltung verloren hatten, hängten sich an mich, als sollte ich helfen und retten, und doch hatte ich selbst nichts. Es sind damals schauerliche Tage und Nächte verlebt worden. Am 2. August 1833 . . . . kam ich meiner Kraft auf den Boden, ich wollte einen Verzweifelnden (einen Kameraden, der davongelaufen war, um sich das Leben zu nehmen) halten und erlag, bis ich, in stillen Tränen dahinlaufend, mich ans Beten wagte — nicht für mich, nur für den Freund — und Erhörung fand. Es geschah dies mit törichten Ansichten vom Gebet als von einer magischen Kraft, aus unverstandenen Jugenderinnerungen geschöpft. Weil ich aber doch unleugbar arm und elend war, ließ mich der Herr Gewißheit finden, daß ich meine Bitte haben solle. Zugleich ließ der Regen nach, der Abendhimmel erheiterte sich und ich meinte, es tue sich mir eine Aussicht auf aus unsrem tollbewegten Treiben in eine stille, geordnete Tätigkeit für das

Himmelreich — als Missionar in Indien. Wie gerade der Name aufkam, kann ich nicht erklären, doch hatten wir manche indische Elemente in unsrem damaligen Traumleben und von früher her war ich mit Missionsblättern und dergl. vom Bibelhaus aus bekannt.

Im Frühjahr 1834 legte mich ein Nervenfieber einen Monat lang aufs Bett. Ich erwartete den Tod, unfähig zum geringsten Gebet. Müde und fast gedächtnislos lebte ich wieder auf. Der Vater hatte viel für mich gebetet. Ich war nun entschlossen, mich selbst zu beschränken, und bat Jesum um Hilfe. Am 28. Mai kehrte ich von Stuttgart nach Tübingen zurück und fand mich nun mit Josenhans, Herwig, Christoph Hoffmann, Betulius usw. auf der stillen Pietistenstube. Am 17. Juni wurde einer der alten Freunde im Walde erschossen gefunden, und tags darauf, als er begraben wurde, ging das ganze Stift hinaus, und sonderbarerweise traf es sich, daß nur wir 8—10 Pietisten uns zum Stiftessen einfanden. Dies wurde nun als von uns verabredet angesehen, als hätten wir unsre höhere Heiligkeit durch Abwesenheit von einer Selbstmörderleiche an den Tag legen wollen! Der ganze Haß richtete sich gegen mich, und ich war im Nu — freilich anders als mir lieb war — von den alten Bekannten gründlich abgeschnitten! Am 27. Juni hatte ich über Matth. 5, 8 eine Predigt zu machen. Da wurde mir schwer zu Mut, wie unrein ich sei und wie wenig klares Wissen von Gott ich bis jetzt habe. In einer der Krankenstuben flehte ich auf den Knien um Reinigung meines zerfahrenen, vielbefleckten Herzens und um Offenbarung Gottes. Zum erstenmal spürte ich, daß ich's mit Jesus zu tun habe und er, am Kreuze hangend, mit mir rede, mich annehme, mir verzeihe und mich besprenge, so daß ich hinfort sein sei. Ich danke ihm, daß ich seither unter allen Wechseln sein geblieben bin und daß das steinerne Herz seither durch ein fleischernes ersetzt ist."

Hesse, Die Heiden und wir, S. 187 f.

---

83. Missionar Brandt.

Missionar Brandt erzählt aus seinem Leben: „In Hohenfinow, woselbst ich Lehrer war, wohnte ein Mann, namens Schulz. Dieser besaß eine tiefe Erkenntnis von Gott und seinem Worte und war sehr erfahren in den Wegen Gottes. Da ich schon überall Widerspruch erfahren hatte und mir auch von ihm zu Ohren gekommen war, daß er sich über mein Vorhaben, zu den Heiden zu gehen, unzufrieden geäußert, nahm ich mir endlich vor, mich mit ihm darüber gründlich zu besprechen, und diese Unterredung sollte den Ausschlag geben — entweder zum Gehen oder zum Hierbleiben. Ich hatte hierzu einen Tag bestimmt. Allein am vorhergehenden Tage trat Schulz einen Weg nach Oderberg an, und aus unserer Unterredung wurde deshalb nichts. Es war gerade Winter; die Oder war mit Eis belegt, und da der Weg über dasselbe schneller zum Ziele geführt haben würde, so wählte Schulz den kürzeren Weg übers Eis. Aber er brach ein und ertrank. Nun stand ich wie ein Verlassener da. Ich fiel auf mein Angesicht vor dem Herrn, klagte ihm meinen Jammerzustand und fragte ihn, warum mein Herz doch so unentschieden sei. Und er antwortete mir mit einer den Blitz übertreffenden Klarheit: Warum gingst du nicht, als ich dich rief? Das war mir genügend; ich dankte ihm und ging und freute mich, daß ich noch gehen durfte. — Aber noch ein Hindernis war zu beseitigen. Ich mußte nämlich dem Patron meinen Abgang anzeigen. Statt aller Entgegnungen, die er sonst vorbrachte, sagte er jetzt kurz: „Wollen wir mal das Los fragen über Ihr Vorhaben?" Ich antwortete: Ja, wenn der Herr redet, so wollen wir hören. Hierauf mußte ich ziehen, und wie lautete der Spruch? Jer. 1, 17. 18 steht er geschrieben: „So begürte nun deine Lenden und mache dich auf; und predige ihnen alles, was ich dir heiße. Fürchte dich nicht vor ihnen, als sollt ich dich abschrecken. Denn ich will dich heute zur festen Stadt, zur eisernen Säule und zur ehernen Mauer machen." Mein Patron schwieg und ich schwieg, denn wir beide hörten, was der Herr redete."

Paulig: Bilder aus dem Missionsleben, S. 303, Anm.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, Beiblatt S. 79. Ein Hindu-Pastor.

42. Die Erziehung zum Geben.

(1. Kor. 16, 1—3.)

84. Tue ich's gern, so wird mir gelohnet.

Auf dem Leuchtturm zu Margate an der Küste von England wohnte einst eine Witwe. Wie sie zu dem Posten gekommen war, weiß ich nicht; vielleicht hatte ihn ihr Mann bei Lebzeiten inne gehabt, und man hatte ihn der Witwe gelassen. Ein Missionsfreund, der in der Nähe einer kirchlichen Feier zur Gründung eines Missions-Hülfsvereins beigewohnt hatte, bestieg den Leuchtturm. In dem Wächterstübchen war das erste, was ihm in die Augen fiel, eine Missionsbüchse, frei und öffentlich auf den Tisch gestellt, daß jeder einlegen könnte. Durch den Besuch einer Missions-Versammlung war die Witwe bewegt worden, diese Einrichtung in ihrem hohen Haushalte zu treffen. Sie wollte aber damit nicht allein ihre Gäste zum Einlegen ermuntert haben; auch sie selbst wollte ihrem Herrn ein willig Opfer bringen. Was aber sollte sie ihm geben? Nach langem Ringen ward sie mit sich einig, alles, was ihr vormittags bis zwölf Uhr an jedem Montage geschenkt werde — sie war mit ihrem Gehalte größtenteils auf die Gaben der Besucher des Leuchtturms angewiesen — in die Büchse einzulegen. Nun machte aber der Herr gleich eine Probe mit ihr, ob es auch ihr Ernst sei. Am nächsten Montage kommt ein Herr, sieht sie in ihrer Witwentracht, sieht auch das Häuflein unerzogner Kinder neben ihr. Das Herz wird ihm weich. Er wählt nicht lange; er gibt ihr beim Fortgehen ein Guinee (8 Tlr.) als Geschenk. Sie wußte nun wohl, wem das Goldstück gehörte; aber das Feuer brennt und das Opfern tut weh, wenn es an große Stücke geht. Acht Taler waren für die Witwe, die dem Doktor noch 24 Taler für die Besuche bei ihrem seligen Manne schuldig war, die sich nur mühselig mit ihren Kindern durchschlug, ein gar großes Stück. Sie war unruhig und unentschlossen. Sie fragte ihre Freunde, was sie tun solle. Der eine riet so, der andere so. Der Rat zerfiel wahrscheinlich in drei Teile: ganz, halb und garnicht, je nachdem die Freunde dem Herrn ihr Herz ganz, halb oder garnicht gegeben hatten. Endlich nahm sie sich vor, sich mit dem besten Freunde ihrer Seele selbst zu beraten.

Sie kniete nieder zu brünstigem Gebet. Sie stand auf mit der innigen Überzeugung, daß das Goldstück der Mission gehöre, und legte es unverzüglich in die Büchse.

An demselben Tage kamen mehrere Besucher: eine vornehme Witwe mit ihrer kleinen Tochter an der Hand und mit mehreren Bedienten. Während die Witwe den Leuchtturm besah, richtete sie mehrere Fragen an die Arme. Beim Abschiede drückte sie ihr ein Goldstück in die Hand. — Am folgenden Tage kam einer der Bedienten mit einem Briefe. In diesem stand, wenn die Witwe einen Sohn hätte, wollte die gestrige Besucherin des Leuchtturms seine Versorgung übernehmen. Die Witwe antwortete, ihre ganze Familie bestehe aus lauter Töchtern. — Bald kam ein zweiter Brief, in dem die Dame schrieb, sie nehme großen Anteil an der Familie, sie übersende der Witwe hiermit zwanzig Pfund, und ihre Tochter, der gleichfalls das Schicksal der Familie sehr zu Herzen gegangen sei, lege noch fünf Pfund hinzu (zusammen 175 Tlr.).

Da war Freude auf dem Leuchtturme. Der Turm strahlte am Abend seine Flammen ins Meer hinaus, das Herz der Witwe aber die seinen empor zum Himmel, empor zu dem Gott, der jede Treue des Herzens überschwenglich lohnet. Der Turm strahlte zur Rettung derer, mit denen Sturm und Flut spielten; das Herz der Witwe leuchtete als das einer Geretteten, die da weiß, daß ihr Heiland sie in seine Hand gezeichnet hat. — Wer waren denn aber die Besucher gewesen? Die Frau Herzogin von Kent und ihre Tochter — Viktoria, Königin von England.

Hoffmann, Missionsgeschichten 6, S. 466 f.

---

85. Wer half bei der Hungersnot in Indien?

Was all dem Elend Indiens gegenüber geschehen ist, ist durch die englische Regierung und die Mission geschehen. Die Philosophen Indiens haben keine Hand gerührt, im Gegenteil, sie sind immer bereit, die Greuel des finstersten Aberglaubens noch zu rechtfertigen. Während die indischen Maharadscha in Pracht und Herrlichkeit inmitten ihrer hungernden Millionen lebten, kam 10 000 Meilen her das amerikanische Schiff „Quito", um die Not zu lindern. Selbst Frau Besant fühlte sich ent-

täuscht ob ihrer indischen Philosophen und Agnostiker und war ehrlich genug, zuzugeben, daß nur die helfen, die als Christen erzogen worden sind. Chandarvazkar, einer der eingebornen Räte des Bombay-Gouverneurs, ein Hindu, bekennt angesichts des amerikanischen Schiffs: „Als ich von den Anstrengungen der Missionare in den Hungerdistrikten hörte, sagte ich zu mir selbst und meinen Freunden: es ist der Geist Christi, der lebt." — Um die gleiche Zeit ging's hoch her in Murtschedabad (Bengalen); groß war der Pomp. Es war eine Hochzeitsgesellschaft. Musikbanden gingen voran; groß war die Fütterung der Brahmanen und herrlich das Feuerwerk am Abend. Und welchem glücklichen Paar galt diese Festlichkeit? Es handelte sich um die in aller Form vollzogene Vermählung eines Ichneumonpärchens! Vor einigen Jahren kehrte einer der Maharadscha von England heim, und der Fürst aus dem Land der Philosophen hatte solchen Eindruck gemacht, daß eine Universität ihn zum Doktor ernannt hatte. Er kam so erleuchtet aus dem Westen zurück, daß er sofort 1500 Mark ausgab, aber nicht etwa für die Armen, für Schulen, oder ein Hospital, oder am Ende gar für Witwen — o nein — für einen neuen Götzen! So ist es zu verstehen, wenn die bekannte Pandita Ramabai ihre westlichen Schwestern bittet, sich nicht imponieren zu lassen durch die philosophischen Systeme Indiens, auch nicht durch die langen schönen Reden der englisch gebildeten Hindu, sondern hinter die Kulissen zu gehen und sich die Früchte dieser vielgerühmten indischen Weisheit anzusehen. „Sie haben unsere Witwen," schreibt sie, „um des Lebens Glück und Freude gebracht, sie bringen Hunderte und Tausende unsrer jungen Witwen in die heiligen Städte, um sie ihres Geldes, ihrer Ehre zu berauben. Sie verkaufen unsere Frauen an gottlose Wüstlinge; sind sie ausgebraucht, so enden sie ihr Leben voll Scham und Schande wie ein ausgehungerter Hund in den Straßen. Tausende von jungen Witwen und Kindern gehen an den Orten, die man heilig nennt, die aber die Hölle auf Erden genannt werden sollten, zugrunde, und kein Philosoph oder Mahatma hat sich bewogen gefühlt, für sie einzustehen. Wenn etwas für sie geschehen, so ist es durch das Christentum geschehen."

Missions-Magazin 1906, S. 55 f.

---

86. Börresen und der unfreundliche Kaufmann.

Der Santal-Missionar Börresen machte einem Kaufmann seine Aufwartung, um ihn für die Mission um einen Geldbeitrag zu bitten, erhielt aber die unfreundliche Antwort: „Predigen Sie den Europäern und versuchen Sie zuerst diese zu bekehren, ehe Sie sich mit den Heiden einlassen.“ „Sehr gut,“ erwiderte Hr. Börresen, „das will ich tun, und vielleicht ist es das beste, wenn ich gleich hiermit anfange, falls Sie nichts dagegen haben.“ Und darauf fing er an, dem Kaufmann eine Predigt zu halten; die Geschichte aber endete damit, daß er den erbetenen Missionsbeitrag richtig erhielt.

Missions-Magazin 1875, S. 43.

Saat und Ernte 1901, 96: Ein Kinderweihnachtsbaum für die Heiden.



43. Zweierlei Erfahrungen der Mission in der Gegenwart.

(1. Kor. 16, 9.)

87. Rückblick auf 25 Jahre der Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

D. Warneck: Durch die veränderte Stellung der amtlichen Kirche zur Mission war der Betrieb der heimatlichen Arbeit für die Mission ein anderer als in den Missionsanfängen geworden. Nur sporadisch fanden sich noch die alten Konventikel; weit in dem größten Teile unsers Vaterlandes hatte die Mission aus ihnen ihren Einzug in die Kirchen gehalten, und die Pastoren waren ihre Pfleger geworden. Und das war auch eine gesunde Entwicklung. Der Protestantismus braucht durchaus missionslebendige Gemeinden, wenn er den durch die wachsende Ausdehnung der Mission gesteigerten Missionspflichten genügen soll. Und um missionslebendige Gemeinden zu bekommen, sind missionslebendige Pastoren unerläßlich, die in der Arbeit auch für die Ausbreitung des Reiches Gottes ihre berufsmäßige Pflicht erkennen. Es war eine Kette von vier Grundgedanken, die mir die Einbürgerung der Missionsfürsorge in die Gemeinden durch die berufsmäßige Tätigkeit des Pastors als die natürlichste

Grundlage eines gesunden heimatlichen Missionslebens immer überzeugender darlegte: 1. der Missionsgedanke ist nichts Isoliertes, sondern ein organisches Glied im Ganzen der Rettungsveranstaltung Gottes in Christo Jesu; 2. der Gehorsam gegen den Missionswillen Gottes ist nichts Isoliertes, sondern eine in den allgemeinen christlichen Gebotekreis hineingehörende Verpflichtung; 3. das Missionsleben ist nichts Isoliertes, sondern eine natürliche Äußerung des christlichen und kirchlichen Lebens; und 4. die pastorale Arbeit für die Mission ist nichts Isoliertes, sondern ein wesentliches Stück der pastoralen Tätigkeit überhaupt und gehört auch in Predigt und Jugendunterricht. Je mehr sich mir nun die Fülle von Konsequenzen für den praktischen Betrieb der heimatlichen Missionsarbeit aus diesen einfachen Prämissen erschloß, auch bezüglich der Stellung der Mission zur theologischen Wissenschaft und zur Vorbereitung auf den pastoralen Beruf, desto wünschenswerter erschien es, sie in ausgeführter Gestalt in einem Organe zur Sprache zu bringen, das nicht ausschließlich, aber vornehmlich als ein missionarisches Hilfsmittel für Pastoren gedacht war. Und dieser Wunsch, von dem ich wußte, daß er weithin ein Echo fand, war es nicht am wenigsten, der zuletzt zur Begründung der Zeitschrift den Ausschlag gab. — Als diese Zeitschrift in ihren beiden ersten Jahrgängen parallel mit einer Gesamt-Missionsrundschau eine erste einigermaßen zuverlässige Gesamt-Missionsstatistik veröffentlichte, wurden als das numerische Ergebnis einer (von den kleinen Anfängen im 18. Jahrhundert abgesehen) dreiviertelhundertjährigen Missionsarbeit des gesamten Protestantismus 1537074 Heidenchristen angegeben (1875512). In noch nicht voll 25 Jahren ist diese Zahl auf 4001200 gestiegen (Warneck, Abriß. 5. Aufl. S. 348), d. h. in dem einen letzten Vierteljahrhundert ist das Wachstum fast fünfmal so groß, als in jedem vorangegangenen. Speziell auf den deutschen Missionsgebieten gab es 1874: 127414 Heidenchristen, 1897: 335000, die bis Ende 1899 gewiß auf 360000 gestiegen sein werden. —

Und diese Vorwärtsbewegung hat rückwirkend wieder die heimatlichen Missionsleistungen gesteigert. In dem Zeitraum von 25 Jahren hat sich nicht nur in der öffentlichen Meinung ein bedeutender Umschwung zugunsten der Mission vollzogen, sondern haben sich auch die Missionare und die Missionsbeiträge

beträchtlich vermehrt, die ersteren von 2132 auf 6000, die letzteren von 22 1/2 auf 55 Millionen; speziell in unserm Vaterlande die Missionare von 502 auf 770, die Missionsbeiträge von zwei auf vier Millionen Mark. Eine providentielle göttliche Pädagogie ist in dieser Proportionalität des Fortschritts unverkennbar.

Das sind nur einige trockene Zahlen, aber sie setzen das außer Zweifel, daß es progressionswichtig vorangeht. Es ist eine Zeit beschleunigteren Fortschritts in dem großen Werke der Weltchristianisierung eingetreten. Gottes Gelegenheiten vermehren der Menschen Verbindlichkeiten. Das gesteigerte Wachstum draußen stellt gesteigerte Anforderungen an die Christenheit daheim. Darum, liebe Brüder, seid fest, unbeweglich und nehmt immer mehr zu in dem Werk des Herrn, sintemalen ihr wisset, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1899, S. 6 f.

---

88. Bekenntnis eines Missionsveteranen.

Im Mai 1905 feierte der angesehene, beliebte und mit großem Erfolg gesegnete, im Dienste der Londoner Missions-Gesellschaft stehende chinesische Missionar Dr. Griffith John im Alter von 74 Jahren noch in großer Rüstigkeit sein 50jähriges Jubiläum. . . Er schreibt in einem seiner letzten Briefe: „Ich habe große Veränderungen in China gesehen; ja es ist mir gegeben worden, ein neues China und wenigstens den Anfang eines völlig neuen China zu sehen. Die Veränderungen, welche im Laufe der nächsten 20 Jahre hier vorgehen werden, werden die Welt in Erstaunen setzen. Es ist ein großes Ding, Zeuge von all diesem haben sein zu dürfen und ein großes Vorrecht, einigen, wenn auch noch so geringen Anteil an der Verursachung des gegenwärtigen Standes der Dinge gehabt haben."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, S. 248 f.

---

89. Missionare des Satans unter den Indianern.

Schlimm ist der Einfluß weißer Leute, die allmählich auch in das Indianergebiet eindringen. Zwar darf kein Weißer da-

selbst Grund und Boden erwerben. Aber es ist ihnen nicht verwehrt, Land von den Indianern zu pachten. Da diese ihre weiten Strecken nicht mit der Jagd ausnutzen können, haben sie tausende, ja hunderttausende von Morgen an Aktiengesellschaften verpachtet, den Morgen so etwa für ein jährliches Pachtgeld von fünf bis sieben Pfennigen. Jene Gesellschaften schicken ihre Dienstleute, die mit großen Rindviehherden in der Einöde ein halbwildes Leben führen. Es sind oft verkommene Menschen; viele haben schon im Gefängnisse gesessen und taugen nichts unter andern rechtschaffenen Menschen in Dorf und Stadt. Mit diesen sogenannten Cowboys, d. h. Kuhjungen, kommen die umherziehenden Indianer vielfach in Berührung und lernen von ihnen nichts Gutes. Noch weniger kann man das erwarten von solchen weißen Abenteurern, die, es ist schrecklich zu sagen, in heidnischen Sünden und Lastern mit den Indianern umherschweifen, mit zwei bis drei braunen Weibern leben und sie gelegentlich wieder verstoßen. Solche Weiße könnte man geradezu als Missionare des Satans bezeichnen, welche die verkommenen Heiden in ihrem Verderben immer fester fesseln. Wohl kommen auch brave, rechtschaffene weiße Leute in das Indianergebiet, als Kaufleute und hier und da unter den Soldaten auf den Militärposten. Aber öfter noch sind neben diesen Leuten schlimme Verführer. Es ist freilich strenge verboten, den Indianern Branntwein zu verkaufen oder zu schenken. Aber es gilt auch da: „wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter.“ Wenn der Regierungsagent strenge ist, so wird das Verbot aufrecht erhalten; drückt er aber ein Auge zu, so richtet das Feuerwasser — so nennen die Indianer den Branntwein — unsagbares Elend an. Und noch schlimmer sind die Sünden der Unzucht, mit denen jene Heiden von solchen gottlosen Weißen weiter vergiftet werden. Es ist trostlos, wie schlimme Krankheit unter diesen Völkerschaften wütet. Schon die Kinder tragen großenteils einen Keim davon in sich. Viele sterben schon in jungen Jahren dahin. Und dies Verderben nimmt reißend zu, je mehr Weiße in das Indianergebiet eindringen.

Warneck, Missionsstunden 2, 2, S. 230 f.

Paul: Die Mission in Deutsch-Südwestafrika, S. 34: Kleinschmidts erste Bekanntschaft mit den Bergdamra und Herero.

44. Ehrenwerte Brüder unter den Heidenchristen.

(1. Kor. 16, 15—18.)

90. Der Sekretär der Pandita Ramabai.

Der Sekretär ist seit 12 Jahren Ramabais Gehilfe und war ein liberalgesinnter Brahmane, der zweite, der es gewagt hatte, eine Witwe zu heiraten. Da er zuerst in ihre Dienste trat, als sie noch recht freie religiöse Ansichten hatte, konnte er ganz und gar mit ihr Hand in Hand gehen, vertraute auch seine Töchter ihr zur Erziehung an. Als ihr Leben aber eine entschieden gläubige Wendung nahm, wurde er innerlich ihr Gegner; aber doch übte ihre geisteserfüllte Persönlichkeit einen solchen Einfluß auf ihn aus, daß er sie nicht verlassen konnte. Er riet all ihren Pflegebefohlenen, in der Scharada Sadan wohl alle die Vorteile zu benutzen, die sich ihnen hier darböten, aber sich auf keinen Fall von den religiösen Ansichten der Ramabai beeinflussen zu lassen. Seine eigene Tochter, welche nahe daran war, Christin zu werden, verheiratete er an einen bigotten Hindu, und es gelang ihm, sie völlig umzustimmen. Innerlich aber arbeitete der Geist Gottes an seiner Seele, und als der die wunderbaren Glaubenstaten der Pandita vor vier Jahren sah, ergab er sich sozusagen auf Gnade und Ungnade. Was er seitdem der Pandita gewesen ist, läßt sich gar nicht sagen. War er bis dahin ihr Geschäftsführer, ihr selbstlosester Freund und Berater in allen weltlichen Angelegenheiten, so ist er jetzt ihr treuer Mitkämpfer im Glauben und Gebet, im vollsten und tiefsten Einverständnis mit ihr, ein Mann, erfüllt vom Geiste Gottes, durchdrungen von der Liebe Christi und sich verzehrend in seinem Dienst. Sein schönes, heiteres und vergeistigtes Gesicht ist ein Zeugnis des Geistes, der in ihm wohnt. Alle Frauen und Kinder nennen ihn dada (Bruder) und lieben ihn als solchen. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht stets unermüdlich, frisch und fröhlich, ohne einen Gedanken für sich selbst, sieht man ihn überall. Aus Kaste und Familie ist er ausgestoßen; aber Mukti ist seine Heimat, seine Welt.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 489 f.

91. Heidenchristen in Japan.

Wir dürfen nun freilich nicht annehmen, daß die Heidenchristen alle schon eine gründliche Herzensbekehrung erfahren haben. Auch in der jungen Kirche Japans ist jedenfalls noch viel Unkraut unter dem Weizen. Der Drang nach Annahme der neuen, europäischen Kultur führt wohl manche zum Christentum, das sie nur äußerlich annehmen, und also zunächst bloße Namenchristen werden. Aber es fehlt auch nicht an solchen, bei denen sich die Kraft eines wahren Christenlebens in deutlicher Weise offenbart. Bei jener großen Versammlung in Tokijo erwähnt der Berichterstatter eine Reihe eingeborner Christen, auf welche dies zutrifft. Da saß ein Mann, der einige Jahre zuvor ein Paar Schuhe gestohlen hatte. Als er ein Christ geworden war, fiel ihm diese Sünde schwer aufs Gewissen. Er meldete sich beim Gericht, um nachträglich seine Strafe zu empfangen, worüber die heidnischen Richter ihn für verrückt hielten, — denn solche Gewissenhaftigkeit ist jedem Heiden unverständlich. Da saß ferner ein Branntweinbrenner, dem nach seiner Bekehrung das durch den Branntwein angerichtete Verderben so zu Herzen ging, daß er sein großes, einträgliches Geschäft aufgab. Ferner ein junger Mann, der nicht gerade sehr gelehrt ist, aber durch sein eindrückliches Zeugnis manche seiner Landsleute von schlechten Wegen zurückgebracht hat. Da war, von ferne gekommen, ein Mann, der im Norden der Insel viel zur Ausbreitung des Christentums getan hat. Er hatte eine Badeanstalt geerbt. In dieser ließ er den Badegästen christliche Ansprachen halten, obgleich die heidnische Partei darüber erbost war, und viele die Anstalt nicht mehr besuchten. Er ertrug auch willig den Spott der boshaften Heiden, die ihn, wenn er mit seinem Hunde über die Straße ging, anschrien: da kommt der mit seinem „Jesus-Hunde.“ Es ließen sich noch manche weitere Beispiele anführen, von einem Kaufmanne, der in seinem Laden keinen Branntwein mehr verkauft, seitdem er ein Christ geworden ist und auch durch die Zeitung bekannt machen ließ, daß er seinen Laden fortan an Sonntagen geschlossen halten würde. Auch jener Töpfereibesitzer ist erwähnenswert, der seit seiner Bekehrung mit bedeutenden Opfern seinen Arbeitern den Sonntag

frei gibt, oder jener, der mit großem Aufwande eine christliche Schule erbaut hat. Warneck, Missionsstunden 2, 2, S. 198 f.

---

92. Die Dajakkenmutter.

Im Jahre 1903 starb die treue Missionarswitwe L. Hendrich, die „Dajakkenmutter", die jahrelang von dem einsamen Pulau Kaladan aus mit einigen christlichen Gehilfen unermüdlich den Leuten in die Reisfelder nachging, ihnen das Gewissen schärfte, die Mädchen und Frauen um sich versammelte, mit ihnen nähte und flickte, die Bibel las, sang und betete, in die kleinen Flußläufe hineinfuhr, mehrere Schulen gründete, so daß neue Filialen entstanden: kurz, sich einen Arbeitskreis schuf, dessen „Missionar" sie war. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1906, S. 87.

Rheinische Missions-Berichte 1903, 345 f.: Aus der Arbeit eines eingebornen Batalehrers. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 52: Ich bin heute schon bereit zu sterben.



45. Ein apostolischer Segenswunsch als Vorbild für unsere Grüße.

(1. Kor. 16, 23—24.)

93. Missionsbischof Selwyn und seine Mitarbeiter.

„Es ist mir das liebliche Los gefallen," sagte Selwyn im Jahre 1854, nachdem er in einer vorhergehenden Rede unter der Studentenschar in Cambridge mit glühender Begeisterung Freiwillige für Christi Fahnen zu werben gesucht hatte, wie sich dem Oberbefehlshaber der Krim-Armee deren gerade viele zur Verfügung gestellt hatten: „Es ist mir das liebliche Los gefallen, verschiedene Inseln zu besuchen, von denen einigen durch englische, anderen durch eingeborne Lehrer das Evangelium verkündet wird. Diese Männer sind bereit, jeden Augenblick ihr Leben in den Händen zu tragen und um des Evangeliums willen auch auf neuen Inseln jeder Gefahr entgegenzugehen, die ihnen durch Krankheit, Hunger oder Gewalttat drohen kann, ohne andere Waffe, als das Gebet, ohne andere Zuflucht, als

Gott. Ich sehe auf meinen Rundreisen das Werk Gottes in jedem Stadium seines Wachstums: wie der anspruchslose Lehrer erst gelandet ist unter einem Volke von fremder Sprache und wilden Sitten, und nach etlichen Jahren finde ich den gleichen Mann von seinen Bekehrten umringt, seine Kapelle und sein Wohnhaus von ihren Händen erbaut, seinen Unterhalt durch ihre Gaben gedeckt. Ich habe diese Inseln in den Tagen ihrer Finsternis gesehen und freue mich daher des jetzt hervorbrechenden Lichtes, wer auch immer seine Träger sein mögen. Ich fühle, daß es ein Episkopat der Liebe so gut wie der Autorität gibt, und daß diese einfältigen, über den weiten Ozean zerstreuten Lehrer meinem Herzen so nahe stehen, wie einst Apollos dem Aquila. Ich sehe sie mit den Wegen des Herrn vertraut, brünstig im Geist, fleißig, sein Werk zu treiben, und fühle dabei, daß, wenn ihre Erkenntnis noch lückenhaft ist, es uns obliegt, nicht als Herren über ihren Glauben, sondern als Gehilfen ihrer Freude, ihnen brüderlich den Rat des Herrn noch vollständiger zu erklären. Vor allem aber ist es unsere Pflicht, ihnen den Fluch kirchlicher Streitigkeiten zu ersparen, damit nicht jedes Inselchen des Weltmeers ein Abklatsch der Zerrissenheit unserer heimischen Kirche wird. Schon die natürliche Beschaffenheit dieses Missionsgebiets erleichtert das. Jede von ihrem Korallenriff umschlossene Insel ist eine kleine Welt für sich, in der jeder Missionar sein Geschäft treiben oder durch von ihm gebildete Gehilfen seine Pläne ausführen kann, ohne seinem Nachbar in den Weg zu kommen. Es ist unsere feste Regel, die Glaubenseinfalt dieser jungen Christen in keiner Weise zu stören, und ich kann es aus meiner über die Hälfte des südwestlichen Teils des großen Ozeans reichenden Erfahrung bezeugen, daß, wo immer diese Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens gewahrt wird, das Evangelium seine Gotteskraft beweist, und die eingebornen Christen zur Erkenntnis eines Herrn, eines Glaubens, einer Taufe, eines Gottes und Vaters unser aller kommen."

Missions-Magazin 1869, S. 309 f.



46. Das evangelische Predigtamt ein Trostamt.

(2. Kor. 1, 3—7.)

94. Ich will Gott preisen für alles, was die Missionare getan haben.

Als die um der Verfolgung willen aus ihrem Vaterlande Madagaskar nach London geflüchtete Rafaravavy nach zwei Jahren von dort nach der Insel Mauritius bei Madagaskar zurückkehren mußte, weil zu befürchten war, daß sie nicht noch einen Winter in London würde aushalten können, wurde sie bei dem öffentlichen Gottesdienste in London gefragt: „Wünschest du nicht bisweilen, die Missionare niemals kennen gelernt zu haben? Denn infolge dessen, daß du uns hast kennen gelernt, hast du alle diese Trübsal erlitten!" Sie antwortete: „Ich will Gott preisen für alles, was dieselben getan haben. Er hat es ihnen ins Herz gegeben, nach Madagaskar zu gehen. Ich war im Zustande der Finsternis und des Todes, aber er hat mich zum Lichte und geistlichen Leben gebracht. Ich bin willig, alles zu erdulden, was ich erduldet habe, eingedenk der Liebe Gottes gegen mich, der Liebe, die ihr meinem Vaterlande erzeigt, und der Anstrengungen, die ihr für dasselbe gemacht habt."

Hoffmann, Missionsgeschichten 4, S. 216.

---

95. Getröstet.

Der Missionar Hager wurde in Pangkoh zu einer Frau gerufen, der ein liebes Kind gestorben war. Er machte sich darauf gefaßt, eine Mutter zu finden, die sich nicht trösten lassen wollte. Aber siehe, er fand eine Christin, die da trauerte als solche, die eine Hoffnung hat. Als der Missionar zu ihr kam, wurde er von ihr getröstet. „Wie es unser Herr Jesus Christus macht," erklärte sie ihm, „so ist es am besten. Ich habe nicht gewagt, bedingungslos um des Kindes Leben zu bitten, aus Furcht, ich könnte dem Willen Gottes entgegenhandeln. Ich weiß, er will doch nur immer das Beste; darum

habe ich ihm alles anheimgestellt und bin nun auch über den Tod des Kindes ganz still und beruhigt."

Wegner, Einzelzüge, S. 192.

---

96. Missionar Diehl vor Oberst Leutwein.

Als der wackere Oberst Leutwein, der viel angefeindete Mann, aus dem Süden zurückkehrte und die Missionare begrüßte, fragte er den alten Missionar Diehl, den Präses der Rheinischen Herero-Mission: „Was machen Sie nun, wenn Ihre Missionsarbeit durch diesen Krieg ganz zugrunde gerichtet wird?" Dieser antwortete darauf gelassen: „Dann fangen wir unsere Arbeit wieder von vorne an, und sie wird dann gewiß eine solidere werden." Evangelische Missionen 1904, S. 152.



47. Die rechte Amtsführung der Missionare.

(2. Kor. 1, 12—14.)

97. Evangelisch oder katholisch?

Bei den Kols in Vorderindien fängt das Christentum immer mehr an, Volkssache zu werden. Man kann sich der Erkenntnis nicht mehr länger verschließen, daß das Heidentum sich überlebt hat, und daß die Annahme des Christentums nur noch eine Frage der Zeit ist. Daher geschieht es auch, daß oft gleich ganze Dorfschaften den Beschluß fassen, zur christlichen Kirche überzutreten. Nun arbeiten unter den Kols außer der reich gesegneten Goßnerschen noch eine englisch-hochkirchliche und eine jesuitisch-katholische Mission. Man kann von den Heiden nicht verlangen, daß sie die Unterschiede dieser Bekenntnisse kennen und danach ihre Entscheidung treffen, welcher Mission sie sich anschließen wollen. Was da nun für sie bisweilen den Ausschlag gibt, möge eine kleine Geschichte zeigen, die sich dort kürzlich in einem Dorfe zugetragen hat. Man hatte beschlossen, die christliche Religion anzunehmen; aber sollte man sich nun an den evangelischen Missionar wenden oder an den katholischen

Padre? Das Dorf war darüber in zwei Parteien gespalten, die eine war für ersteren, die andere für letzteren. Die Alten wollten katholisch werden, die Jungen evangelisch. Und warum das? Die Alten meinten, die katholische Mission zeige sich viel entgegenkommender in der Duldung alter heidnischer Unsitten, besonders drücke sie dem Nationallaster der Kols, dem Trunk, gegenüber ein Auge zu. Die evangelischen Missionare hingegen forderten eine völlige Lossagung von allem heidnischen Wesen. Den Alten dünkte es zu sauer, ihre liebgewordenen Untugenden zu lassen, und sie hofften, hiermit bei den Katholiken glimpflicher zu fahren. Die Jungen sahen dagegen klar ein, daß sie, wenn ihnen überhaupt geholfen werden solle, mit Entschiedenheit gerade die heidnischen Unsitten ausrotten müßten, und daß sie wahres Heil nur bei der evangelischen Mission zu erwarten hätten. In diesem Falle hat denn auch die verständigere evangelische Partei der Jungen gesiegt. Aber ist nicht auch an sich schon die ganze Auffassung der Sachlage ein schönes Ehrenzeugnis für die evangelische Mission?

Evangelische Missionen 1904, S. 66 f.

---

98. Heiß mich beten.

Wenn bengalische Bauern in die christliche Kirche aufgenommen werden, so richtet der Missionar gewöhnlich einige einfache Fragen über ihren Glauben an sie. Ein solches Examen vor dem europäischen Missionar dünkt die armen, einfältigen Bauern oft etwas Schreckliches. Einer war besonders schüchtern, und er fürchtete, er werde nicht bestehen. — Sahib, sagte er, als die Reihe an ihn kam, bitte, examiniere mich nicht, ich kann keine Fragen beantworten. — Was soll ich denn tun? sagte der Missionar, der die Ängstlichkeit des Mannes sah. — Heiß mich beten, Sahib, sagte der Mann, ich glaube, das kann ich.

Die Anwesenden knieten nieder, und der Mann, der seinen Mitmenschen gegenüber so verlegen gewesen war, sprach mit seinem Schöpfer so frisch vom Herzen weg, er betete so ernst und fromm und so evangelisch, daß es keines weiteren Examens

bedurfte. Er hatte mit Ehren bestanden und wurde in die christliche Gemeinschaft aufgenommen.

Missions-Magazin 1894, S. 461.



48. Der rechte Beweggrund zur Kirchenzucht.

(2. Kor. 1, 24.)

99. Katholische und evangelische Kirchenzucht.

Die bei der Basler Mission angeordneten Zuchtmittel halten sich innerhalb der durch den Herrn und die Apostel gezogenen Schranken. Äußere Strafmittel, vollends mit Zuhilfenahme des weltlichen Arms der Obrigkeit, sind nicht gestattet. Katholisch ist das wohl. Ein Xavier sandte wohl seine Diener aus, Weiber, die sich berauscht hatten, für etliche Tage einzusperren, Beschi ließ z. B. das Haus eines Abgefallenen in Tandschaur stürmen und niederreißen und befahl, denselben zu schlagen, veranlaßte auch die Regierung, demselben das Familiengut zu entziehen, und ordnete an, daß der Name des Schuldigen, auf Palmblätter geschrieben, verbrannt werde. Aber evangelisch ist, wie es die Schmalkaldischen Artikel aussprechen: „Prediger sollen in die geistliche Strafe nicht mengen die weltliche Strafe" (III, 9), eine Anschauung, der die reformierte Kirche nicht immer gehuldigt hat. Von solchen polizeilichen Exekutionen mit Hilfe der Staatsgewalt, überhaupt von Strafen, die mit bürgerlichen Nachteilen verbunden sind, weiß die Ordnung nichts.

Missions-Magazin 1900, S. 115.

---

100. Die Liebe Christi dringet zur Ausübung der Kirchenzucht.

Nicht der Eifer um den Herrn Zebaoth und um die Ehre der Gemeinde, sondern die Liebe Christi vor allem dringet zur Ausübung der Zucht. Die neutestamentliche Kirchenzucht ist getragen vom Geist der Liebe, die langmütig ist, die sich nicht erbittern läßt, die nimmer aufhört. Sie ist so schonend als

möglich, zart und weise, aber nicht schwach. Sie versucht erst alle Mittel, bis sie zum äußersten schreitet: die brüderliche Ermahnung unter vier Augen, das zur Redestellen in Gegenwart von im Glauben bewährten Zeugen, die öffentliche Bezeichnung vor der Gemeinde und den Ansturm auf das Herz des Sünders durch die Fürbitte, dann erst als letzten Rettungsversuch die Ausscheidung aus der Gemeinde, wobei noch immer das Suchen und Hoffen nicht aufgegeben ist. Der aber solche Zucht auszuüben unternimmt, der muß im vollen Glauben an Jesum als den Sohn Gottes stehen und muß seinen Geist haben; in diesem Fall ist dann aber auch, was auf Erden geschieht, sei's Lösen oder Binden, im Himmel bestätigt.

Missions-Magazin 1900, S. 68.



49. Die Wiederannahme der Rückfälligen.

(2. Kor. 2, 5—10.)

101. Kirchenzucht in Wuga.

Missionsinspektor Lic. Trittelvitz erzählt von seiner Inspektionsreise in Deutsch-Ostafrika: Missionar Gleiß in Wuga sieht heute so betrübt aus. Man merkt es dem Hirten an, daß unter seine Schäflein der Wolf gekommen ist. Es liegt ein trauriger Fall vor, wir müssen ihn mit den beiden Gemeindeältesten, Noah und Mose, besprechen. In Noahs Dörfchen unten im Tale wird das gut gehen. Noah kann nicht zu uns heraufkommen, denn er muß sein Maisfeld bewachen, damit die Wildschweine es ihm nicht zerstören. Mose kommt aus seinem Dörfchen oben am Berge herab. Wir gehen zusammen durch die blühende Kaffeepflanzung, freuen uns an dem schönen Mais, den Josua, einer unsrer Christen, gebaut hat, und sind bald in Kiumbageni, Noahs Dörfchen. Kiumbageni, die Herberge der Fremden, ist ein schöner Name für die Behausung von Pilgern Gottes. Aus wenig Häusern besteht das Dorf. Eins davon ist erst im Bau. Benjamin baut es sich, und gerade er ist es, über den wir heute reden müssen. Bei Noahs Hütte setzen wir uns hin, und Missionar Gleiß berichtet. Am Abend vorher

war Benjamin zu ihm gekommen, beschwerten Herzens. Er war mit Salome verlobt. Diese sollte auf ein Vierteljahr als Kindermädchen nach Bungu, einer andern Missionsstation in Usambara, gehen, inzwischen sollte Benjamin sein Haus fertig bauen, und dann sollte die Hochzeit sein. Nun kam unter Tränen das Bekenntnis heraus, daß er sich seine Braut schon vor zwei Monaten heimlich genommen. Das war nun nicht nur ein Verstoß gegen die christliche Sitte, sondern sogar die heidnischen Schambala schelten solches Tun. Du hast die Hochzeit verdorben, so sagt man zu dem, der heimlich, ohne Wissen der Eltern, eine Ehe schließt. Er muß dem Schwiegervater ein Schaf als Sühne geben, und eine Hochzeitsfeier findet nicht mehr statt. So stimmen Volkssitte und christliche Sitte gut zusammen, und wir standen nur vor der Frage: Wie machen wir es mit Benjamin, damit auch in diesem Falle die gute Sitte zu ihrem Rechte kommt und dabei doch auch bedacht wird, daß er sein Unrecht bekannt hat? Von einer Sühnegabe konnte nicht mehr die Rede sein, denn Salome war schon als kleines Kind dem Namen nach an einen alten Heiden verheiratet gewesen. Aber von einer fröhlichen Hochzeit konnte natürlich auch nicht die Rede sein. Benjamin hat sich seine Frau gestohlen, so sagte einer von den Ältesten. Es wurde beschlossen, daß Salome sofort aus Bungu zurückgeholt werden sollte, und gleich am nächsten Sonntage nach dem Abendgottesdienste sollten sie in aller Stille getraut werden. Damit war dieser Fall erledigt. Doch für den Missionar blieb die Hauptaufgabe übrig, daß er als Seelsorger mit den beiden Leuten recht umging, daß er strafte, wo Trotz sich zeigte, daß er aber die Reuigen wieder aufrichtete, damit sie aus der Tiefe ihres Falles aufschauten zum Kreuze des Herrn.

Jahresbericht der ver. nordostdeutschen Missionskonferenzen 1907, S. 45 f.

---

102. Zimmers Predigt vor den Mördern der Missionsgeschwister.

Als im Mai 1859 die Missionsgeschwister auf Borneo ermordet worden waren, blieben nur die Missionare van Höfen und Zimmer auf Borneo zurück, während die anderen Missionare

auf Sumatra und Nias neue Arbeitsfelder fanden; nur die Hoffnung, daß Gott der Herr die Dajakkenmission doch nicht völlig zugrunde gehen lassen werde, hielt sie aufrecht. Erst 1866 nahte der Aufstand seinem Ende. Nun baten die dajakkischen Häuptlinge, daß die Missionare zu ihnen zurückkehren möchten. Aber der Resident wollte seine Zustimmung nicht geben. Ein Gesuch, das der dajakkische Oberhäuptling Nikodemus einreichte, wurde beiseite gelegt. Erst als Zimmer mit Berufung auf dieses Gesuch sich schriftlich an den General-Gouverneur in Batavia wandte, kam die Erlaubnis zur Rückkehr. Am 21. Juni 1866 zog Zimmer mit Frau und Kindern in Kwala Kapuas ein. Man gestattete ihm von seiten der Regierung sich dort niederzulassen, weil ein Fort dort in der Nähe lag. Die Regierung traute immer noch nicht recht dem Frieden und wollte daher eine Niederlassung von Europäern nur in der Nähe des Forts. Am nächsten Sonntag hielt Zimmer seine erste Predigt in der Schule vor etwa 300 Dajakken, unter ihnen nicht wenige, die sich an der Ermordung der Missionare und Europäer beteiligt hatten. Er predigte über den Text 2. Kor. 2, 1—5. „Gottes Geist", so erzählte später er selbst, „wehrte es mir, den Leuten, die meine Mitbrüder ermordet und auch nach meinem Leben getrachtet hatten, Vorwürfe zu machen."

Rheinische Missions-Berichte 1901, S. 200.

Missions-Magazin 1900, S. 114 f.: Die Wiederaufnahme in der Basler Mission.



50. Die Mission als eine Siegerin.

(2. Kor. 2, 14—17.)

103. Triumphierendes Sterben.

D. Grundemann: Es ist mir, als sähe ich das freundliche, braune Gesicht der Paulina noch vor mir, der Frau des biedern Kirchenältesten Markas zu Ithe, wie sie mir, dem Gaste, die Füße wusch und salbte. Im vorigen Jahre las ich die Beschreibung ihres erbaulichen Heimganges. Ich bemühte mich, aus dem Leben dieser jedenfalls sehr geförderten Christin

weiteres zu erfahren. Es wurde mir jedoch geantwortet, daß sich über eine solche schlichte Kolsfrau nicht viel sagen lasse. Ich vermute, daß sie sich bei Lebenszeiten über den Durchschnitt ihrer christlichen Schwestern nicht viel erhoben hat. Und doch beschloß sie ihren Lauf folgendermaßen (Biene 1892, 20). Sie kam mit ihren beiden Kindern zu ihrer Mutter nach Orikêl zum Besuch und erkrankte daselbst. Sie wurde ärztlich behandelt, ließ jedoch den Kirchenältesten rufen und sagte: Bete, Ältester, denn ich bin sehr krank; nur der Herr kann mir helfen, aber keine Medizin. Es wurde viel gebetet. Ihr Mann war inzwischen gekommen. Nach einer scheinbaren Besserung stieg das Fieber plötzlich — und nachmittags 3 Uhr hauchte Paulina ihre Seele aus. Alles jammert und klagt. Da erhebt sich der Älteste Johann und fordert die Anwesenden auf, da dem Herrn kein Ding unmöglich sei, nochmals um das Leben der Schwester zu beten. Gegen Mitternacht während der lauten Gebete fängt die Entschlafene wieder an laut zu seufzen und richtet sich auf. (Johann erzählte, es wäre ihm gewesen als sei Feuer vom Himmel gefallen — aber ohne alle Furcht.) Alle sind erstaunt und freuen sich. Paulina aber sagt mit schwacher Stimme: „Ach, wie glänzt doch sein schönstes Angesicht und die Nägelmale, die ihm am Kreuz unsrer Sünden wegen geschlagen wurden! Das ist Gottes Lamm, von welchem ich in der Kirche zu Govindpur so oft gehört habe. Uma (Mutter)! jetzt bin ich nicht mehr krank; aber ich gehe bald und bleibe hier nicht lange."

Einer ihr nahestehenden Freundin, die sich vor Rührung der Tränen nicht enthalten konnte, sagte sie: „Weine nicht, liebe Schwester! Siehe, der Herr Jesus hat mich gesund gemacht, und bald werde ich für immer genesen."

Am fünften Tage nahm Paulina von den Ihrigen Abschied, herzte und küßte ihre Kinder und sagte allen: „Jisu sahai!" „Heute scheide ich von euch; aber seid nicht traurig, der Herr Jesus ruft mich." Es war ein herzbeweglicher Anblick, als alle um ihr Lager knieten und beteten. Zuletzt sagte die Sterbende: „Singt doch vom Blute des Herrn Jesu." Markas, ihr Mann, der einige Jahre die Schule besucht hat, stimmte das Lied in Mundari, wenn auch mit schwacher bebender

Stimme an: „Die Seele Christi heil'ge mich," und während des dritten Verses: „Der Schweiß von seinem Angesicht, laß mich nicht kommen ins Gericht" — entschlief sie.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1893, S. 566 f.

---

104. Die Bedeutung Hudson Taylors.

Wir sollen nicht übermäßig trauern, wenn ein großer Mann hinweggenommen wird, — schreibt der Missionar Dr. Goodrich, der seit 40 Jahren in China arbeitet — als wenn nun alles Licht aus der Welt geschwunden wäre. Gott erschöpft sich niemals in der Erschaffung eines Menschen. Auf einen Elias folgt ein Elisa und führt sein Werk auf eine höhere Stufe der Entwickelung, indem er eine Gemeinschaft von Männern vorbereitet, in das heilige Amt einzutreten. Die China-Inland-Mission ist eine weitverzweigte Organisation geworden. Aus der Einzelzelle, sozusagen, hat sich ein Wesen von weit verzweigtem und fein gegliedertem Bau entwickelt. Viele Männer — königliche Männer — tun die Arbeit in China, in England, in Kanada, in den Vereinigten Staaten und in Australien. Aber obgleich die Missionsgesellschaft so hoch organisiert und so weit verzweigt ist, so steht sie, was Glauben und Gebet betrifft, doch noch so da wie zuvor. Dürfen wir nicht mit aller Ehrerbietung sagen, daß ihr Gründer erst dann hinweggenommen ist, als seine Arbeit vollbracht war? Und wer kann sagen, ob sein Mantel nicht auf andere fallen mag, die an vielen Orten das Werk mit vermehrter Kraft fortsetzen werden?

Es ist ein Segen, wenn uns die Augen geöffnet werden, um Menschen und Dinge nach ihrem rechten Werte einzuschätzen. Plötzlich blitzte im Geiste des Elisa, wie später im Geiste des Joas, der hohe Wert eines solchen Lebens auf. Gold und Diamanten, Kronen und Königreiche sind nicht die wahrhaft wertvollen Dinge. Liebe, Wahrheit, Reinheit, Freundlichkeit und Demut, das sind die königlichen Diamanten des Himmels.

Das Beste kommt noch. Gott hat unsere Augen nicht in den Hinterkopf gesetzt, als läge unser goldenes Zeitalter in den Tagen von Joa und Schun. Sind die Zeiten erstaunlich böse? Dennoch werden aus diesen selbigen Zeiten Männer aufstehen,

welche die Kirche Gottes zu einem besseren Leben führen werden. Ich glaube das, weil ich an Gott glaube. Der Himmel ist mit Segen geladen. Wie Bunyan sagt: „Gott hat ganze Säcke voll Gnaden, die noch niemals entsiegelt und aufgemacht sind.“ Die besten Zeiten werden zweifelsohne noch kommen. Laßt uns die Siegesgewißheit alle Zeit im Herzen tragen. Unentbehrliche Männer sterben und gehen dahin. Aber der Herr lebt, er lebt für sein Reich. In diesem fröhlichen Glauben wollen wir arbeiten, bis er kommt.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, S. 499.



51. Fruchtbringende Missionare.

(2. Kor. 3, 2—6.)

105. Die Methode des Missionsbischofs Selwyn.

Die Methode der Melanesischen Mission ist eine geniale Schöpfung Bischof Selwyns, die sich durch ihre Einfachheit, Nüchternheit und die praktische Anpassung an die vorliegenden Verhältnisse auszeichnet. Als der kühne Mann mit wunderbarem Glaubensmut sich mit der ihm zugewiesenen Inselflur, die wegen der Wildheit ihrer Kannibalen aufs schlimmste berüchtigt war, bekannt machte, setzte ihn eine Erfahrung in Erstaunen. Während die sonst mit den Insulanern verkehrenden Weißen sich ihnen nur mit dem Revolver in der Hand nahten, traf er in der Lagune der Fichteninsel einen Kapitän Paddon, der mutterseelenallein in vollster Gemütsruhe seine Pfeife rauchte, während am Strande die nackten Männer mit Keulen und Lanzen zu sehen waren. Der alte Seemann enthüllte bald sein Geheimnis, daß er mit Freundlichkeit und Redlichkeit (fair dealing) jahrelang mit den Kannibalen Handel getrieben. Er habe sie nie betrogen und nie schlecht behandelt. Sie hätten ihm große Massen Sandelholz geliefert — „wir verstehen einander vollständig.“ Dem Bischof leuchtete sofort ein: was der Kapitän um des Handels willen erreicht habe, müsse sich auch um Gottes willen erreichen lassen. Damit wurde der Grundstein der Methode der Melanesischen Mission gelegt: in friedlicher

und freundlicher Weise ist das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen. Man sollte meinen, daß dieser Grundsatz ganz selbstverständlich sei und in jeder Mission angewendet werden müsse. Ein eingehendes Studium der Missionserfolge würde auch deutlich herausstellen, daß dieselben überall auf diesem Grundsteine ruhen, oft ohne daß die Arbeiter sich darüber klar geworden sind. Leider aber wird oft die Missionsarbeit ohne diese Fundamentierung angefangen. Besonders da, wo die Sicherheit der Missionare in keiner Weise bedroht ist, fangen sie oft sofort an, die neue Lehre zu verkündigen, ohne daß irgendwie ein gemeinsamer Standplatz für Hörer und Lehrer gewonnen ist. Unter diesen Verhältnissen bleibt der gewünschte Erfolg aus. Erst wo unbemerkt einzelne Leute zu der Persönlichkeit des Missionars Vertrauen gewinnen, wird seine Verkündigung in ihnen wirksam, während die Bevölkerung überhaupt noch lange im Mißtrauen gegen den fremden Lehrer verharrt und damit dem Evangelio die Tür verschlossen ist. Es würde recht förderlich sein, wenn alle Missionsmethodiker die Fundamentierung der Arbeit in der Melanesischen Mission studieren und alle Missionsleitungen die Ergebnisse ernstlich verwerten wollten. Selbst in diesem Anfangsstücke hat das neue Jahrhundert noch manches besser zu machen, was das vorige versäumt oder verkehrt gemacht hat. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1901, S. 477 f.

---

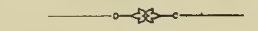
106. Hudson Taylors Demut.

Taylor kam eines Abends in China in seiner gewöhnlichen Kleidung an einen Fluß und rief den Fährmann von der anderen Seite herüber. Dann kam aber ein in Seide gekleideter Chinese: wollte das Fährboot für sich in Anspruch nehmen und schlug Taylor, den er in der Dämmerung nicht als Ausländer erkannte, so an den Kopf, daß er in den Schmutz fiel. Einen Augenblick kam Taylor der Gedanke, den Mann niederzuschlagen, aber auch nur für einen Augenblick. Als der chinesische Herr in das Boot treten wollte, sagte der Fährmann: „Nein, dieser Ausländer hat mich herüber gerufen!“ Erstaunt wandte jener sich um und sagte: „Wie? Sie sind ein Ausländer und haben sich das ruhig von mir gefallen lassen?“ Inzwischen war

Taylor in das Boot getreten und erwiderte dem Chinesen: „Dieses Boot gehört mir, aber ich will Sie an Ihr Schiff bringen.“ Auf dem Wege dahin predigte er ihm das Evangelium in solcher Weise, daß ihm die Tränen über das Gesicht liefen und Taylor die Hoffnung hatte, daß es nicht vergeblich gewesen sein möchte, obwohl er den Mann nie wiedersah.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1905, S. 504 f.

Evangel. Missionen 1904, S. 1: Die Kapelle der Schambalachristen in Hohenfriedberg. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, Beiblatt, S. 86: Für Christum wage ich alles.



52. Das Geheimnis des Unglaubens.

(2. Kor. 4, 1—5.)

107. Imad-ud-dins Bekehrung.

„Ich kenne die Namen meiner Vorväter bis zum dreißigsten Gliede. Sie waren alle Mohammedaner, es sind unter ihnen berühmte Glaubenshelden des Islam gewesen. Ich wurde ungefähr im Jahre 1830 in Panipat bei Delhi geboren, und von frühester Jugend an war es mein beständiger Wunsch, Mohammedanismus zu studieren und mein Leben seiner Verteidigung und Ausbreitung zu widmen. Mit sechzehn Jahren wurde ich zu meiner Ausbildung nach Agra geschickt und dort von erleuchteten, berühmten Gelehrten in der Theologie des Islam unterrichtet; um meine weltliche Ausbildung nicht zu vernachlässigen, besuchte ich fünf Jahre lang die Regierungs-Hochschule zu Agra. Als mein theologischer Bildungsgang beendet war, verließ ich die Hochschule nach wohlbestandenem Examen mit ehrenvollen Zeugnissen. Von meiner Jugend bis zum Jahre 1860 beobachtete ich ernstlich und aufrichtig alle die Vorschriften des Mohammedanismus bis ins einzelnste unter viel Mühe und Beschwerde.

„Drei Jahre lang predigte ich in Agra und viele Jahre lang in unzähligen Moscheen hin und her im Lande. Ich war ein abgesagter Gegner des Christentums; aber im Mohammedanismus fand ich nichts, woraus ein vorurteilsfreier Mensch in

Wahrheit Trost und Hoffnung für das Herz schöpfen konnte, obwohl ich im Koran und in den Überlieferungen ernstlich danach suchte. Gebräuche, Sitten und Lehren fand ich im Überfluß, aber niemand kann durch deren Beobachtung auch nur das geringste für das Heil der Seele gewinnen. Doch stieg deshalb das Christentum keineswegs in meiner Achtung, sondern ich hörte nicht auf, es nach Kräften zu bekämpfen.

„Im Jahre 1864 traf ich einen alten gottesfürchtigen, ehrwürdigen Engländer, einen Beamten im Dienste der Regierung, und im Gespräch kamen wir auf die Frage, welche von den vielen Religionen der Welt die wahre sei. Er verfocht den christlichen Glauben als den wahren; ich behauptete, daß keiner der wahre sei. Alle Religionen, sagte ich, seien nur eine Sammlung von menschlichen Gedanken und Gebräuchen, durch deren Befolgung nichts zu gewinnen sei, und diese meine Bemerkung ruhe auf jahrelangen, gewissenhaften Untersuchungen. „Aber", sagte der Herr, „haben Sie wirklich den christlichen Glauben ehrlich geprüft und sind enttäuscht worden?" Ich antwortete: „Ja, ich tat's, und fand ihn falsch." Aber ich log. Er erwiderte:

„Ist es wirklich wahr, was Sie sagen, daß Sie das Christentum geprüft und falsch erfunden haben?" Als ich das Wort, „wahr" aus seinem Munde hörte, schämte ich mich vor Gott und sagte: „Herr, nicht ich selbst habe diesen Glauben geprüft, ich habe auch die Bibel nicht gelesen oder mich über ihre Lehren unterrichtet. Aber nachdem ich alle mohammedanischen Streitschriften gegen das Christentum gelesen habe, erkläre ich auf Grund derselben auch diese Religion für falsch," denn so war ich wirklich zu dieser Meinung gekommen. Er sagte zu mir: „Und was wollen Sie Gott am jüngsten Tage antworten? Er hat jedem das Licht der Vernunft gegeben, und jeder hat die Pflicht, dieses Geschenk Gottes zu gebrauchen. Sie haben die Ihrige noch nicht benutzt, um den christlichen Glauben zu erkennen, und doch erklären Sie ihn auf Grund bloßer Behauptungen anderer für falsch. Das heißt: blindlings auf andere schwören, statt die Sache selbst untersuchen."

„Diese Worte trafen mich so ins Herz, daß ich mich von da an überwand, die christliche Religion vorurteilsfrei zu prüfen. Zwei Jahre lang beschäftigte ich mich ununterbrochen damit,

und nachdem ich zu der Erkenntnis gekommen war, daß der christliche Glaube der wahre sei, ward ich am 29. April 1866 in Amritsar getauft. Seitdem habe ich bis heute ununterbrochen darüber nachgesonnen, wie die Mohammedaner aus ihren Irrtümern zu retten seien." Evangelische Missionen 1895, S. 66 f.

---

108. Die Sünde mit Recht bestraft.

In einer seiner Straßenpredigten wurde ein indischer Missionar von einem Brahmanen mit den Worten unterbrochen: „Nach deiner Lehre wurde der Mensch vom Teufel versucht, daß er sündigte. Es ist also ungerecht, daß er für die Sünde bestraft wurde." „Hört eine Geschichte", lautete die Antwort des Missionars. Ein Lahmer und ein Blinder wohnten in einem fremden Obstgarten, und als die Früchte reiften, wurden sie begierig nach dem fremden Gut. Aber wie sollten sie dieselben erreichen? Der Lahme stieg auf die Schulter des Blinden und so pflückte er die Früchte. Als der Besitzer des Gartens das bemerkte, klagte er beide des Diebstahls an. „O", verteidigte sich der Lahme, „ich konnte garnicht auf den Baum hinauf," „und ich," fügte der Blinde hinzu, „konnte die Frucht nicht einmal sehen." „Aber", lautet die Antwort des Richters, „ihr halft einer dem andern bei dem Diebstahl, und so müßt ihr beide bestraft werden." Ebenso recht tut Gott, wenn er beide, den Teufel und den Menschen bestraft.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1882, Beiblatt S. 45.

Hesse: Mission auf der Kanzel S. 143 f.: Wir predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christum.



53. Die Mission als Lichtbringerin.

(2. Kor. 4, 6.)

109. Licht an der Westküste von Afrika.

Die afrikanische Westküste gehört zu den ungesundesten Ländern der ganzen Erde, man hat ihr deshalb auch den bezeichnenden Namen „Grab des weißen Mannes" gegeben.

Wie haben darunter die Bremer Missionare zu leiden gehabt! Wieder und immer wieder haben sie unter Tränen hingehen und edlen Samen in die Erde senken müssen. Von 110 Missionaren und Missionarsfrauen, die in einem halben Jahrhundert nach Togoland ausgesandt wurden, sind nicht weniger als 54, also nur einer weniger als die Hälfte, in ein frühes Grab gesunken; mancher von ihnen war kaum gelandet, hatte in der Missionsarbeit kaum eine Hilfe sein können, da bettete man ihn schon in den Schoß der Erde. Außer diesen 54 Erwachsenen sind noch 30 Missionarskinder dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen. Von den Übrigbleibenden haben sich 40 vor dem gleichen Schicksal eines frühzeitigen Todes nur dadurch retten können, daß sie mit geschwächter Gesundheit Afrika so schnell als möglich verließen. Wie wenige blieben da übrig, die gegen das Fieberklima widerstandsfähig genug waren, um im Lande bleiben zu können! Gottlob ist in neuerer Zeit der Gesundheitszustand ein besserer geworden. Durch all diese schmerzlichen Opfer haben sich aber doch die Missionare nicht die Freudigkeit nehmen lassen, auf ihrem Posten auszuharren; und immer wieder hat sich frischer Ersatz gefunden, um in die durch den Tod gerissenen Lücken einzutreten. Wie hätte man auch leichten Herzens ein Arbeitsfeld verlassen können, dem man schon so viel kostbare Samenkörner anvertraut hatte! Und sollte nicht die Sklavenküste, die so viel Greuel hat sehen müssen, darum einen desto größeren Anspruch auf die Segnungen des Evangeliums haben, die ihr die Mission bringen will!

Haben denn nun aber wenigstens die Evheer sich für die um ihretwillen gebrachten Opfer recht dankbar gezeigt, indem sie desto freudiger die frohe Botschaft aufgenommen und sich bekehrt haben? Auch da haben die Missionare viel Geduld, ja wohl die meiste Geduld haben müssen, denn es hat lange, jahrelang gedauert, bis sich hier einer und da einer bekehrte, und Jahrzehnte hindurch blieben die Erfolge so gering, daß man mehr als einmal den Evangeliumsboten riet, den Staub von den Füßen zu schütteln und das unfruchtbare Ackerfeld zu verlassen. Sie haben es nicht getan; und am Ende ist ihr Ausharren doch belohnt worden. Nach der langen Tränensaat ist nun doch eine hoffnungsvolle Freudenernte angebrochen. Einen recht deutlichen Beweis von dem Umschwunge, der sich allmählich

vollzog, konnte man erhalten, als die Gemeinden 1897 das fünfzigjährige Jubiläum der Evhemission begingen. Das waren herrliche Feiertage, und Hunderte, ja Tausende kamen da auf den Hauptstationen zusammen, um Gott für den Segen zu danken, den er dem Evhevolke durch die Mission geschenkt hatte. Da konnte man es spüren, daß das Alte zwar noch nicht vergangen war — dazu wird es noch vieler Arbeit bedürfen —, aber doch, daß ein Neues unter dem Evhevolke angefangen hat.

Die Mission hat jetzt fünf Hauptstationen im Lande, Keta und Lome an der Küste, Ho, Amedzowe und Agu im Innern. Um die meisten Hauptstationen herum liegt ein Kranz von Filialen, auf denen eingeborne christliche Gehilfen stationiert sind, die Gottesdienst halten, Schulunterricht erteilen, die Taufbewerber vorbereiten und den Heiden das Evangelium verkündigen. Diese eingebornen Gehilfen werden auf einem Lehrerseminar in Amedzowe ausgebildet. Früher konnten die Missionare kaum jemand bekommen, der lernen wollte, sie mußten dafür wohl gar Belohnungen aussetzen. Jetzt kommen aus immer neuen Dörfern Gesandtschaften auf die Missionsstationen und bitten, daß man ihnen Lehrer senden möchte. Ja, es sind längst nicht genug Lehrer vorhanden, um alle Bitten darum erfüllen zu können.

Saat und Ernte 1902, S. 34 f.

---

110. Indien gehört Christo, und Christus gehört Indien.

Im Januar 1900 tagte in Kalkutta eine Konferenz der indischen anglikanischen Bischöfe. Ohne irgendwie von ihnen veranlaßt zu sein, wurde gleichzeitig von angesehenen Heiden der Stadt in der Stadthalle eine öffentliche Versammlung abgehalten, die nachfolgende Adresse an die Bischöfe beschloß und denselben feierlich überreichte: „Sehr verehrte Herren, nehmen Sie unsern aufrichtigen Dank und unsere herzlichen Grüße entgegen. Unsere Landsleute erkennen vielleicht die Dankesschuld, die wir gegen Sie haben, nicht voll an; nichtsdestoweniger bleibt die Tatsache bestehen, daß Sie es sind, die den Weg für Indiens Wiedergeburt eröffnet haben. Wir nahen Ihnen deshalb im Gefühl tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit. In der britischen Eroberung Indiens spüren wir die Hand einer

liebenden und rettenden Vorsehung. Sie haben bereits vollbracht, was selber die Millionen englischer Soldaten, sein Netz von Eisenbahnen und Telegraphen, sein Verkehr und Handel und seine tausend andern Mittel zur Förderung der materiellen Wohlfahrt des Landes nie hätten ausrichten können. Sie versuchen das Herz Indiens zu gewinnen, indem Sie ihm das Evangelium der Liebe und des Gottesfriedens einflößen. Die Bibel, welche Sie dem Lande gebracht haben, ist ein Schatz von unendlichem Werte; und der süße, heilige Name Ihres geliebten Meisters, der bereits die Welt revolutioniert hat, ist uns eine Wohltat, deren wahren Wert wir noch nicht voll verstehen können. Ob Indien das Christentum in einer oder der andern Form annehmen, ob es in eine der Sekten der christlichen Kirche eingegliedert werden wird, erscheint uns sehr zweifelhaft; aber daran ist kein Zweifel, daß unser Land ohne Christum nicht leben kann. Er ist uns eine Notwendigkeit geworden, eine größere Notwendigkeit als Speise und Kleidung. Jesus Christus, dessen Namen Sie die Ehre hatten zu uns zu bringen, hat bereits im Lande Fuß gefaßt, und keine Macht kann Indien aus seinen heiligen Händen reißen. Indien gehört jetzt Christo, und Christus gehört Indien, so tief ist er in Indiens Lebensblut eingedrungen." Evangelische Missionen 1904, S. 19.

Klamroth: Auf Bergpfaden, S. 30: Das von Jesu war uns neu: Evangelische Missionen 1904, S. 20: Das Urteil eines heidnischen Gelehrten.



54. Eine Schilderung des Missionslebens.

(2. Kor. 4, 7—15.)

III. Henry Townsend und die christlichen Egbas.

Ein ganz unerwarteter Schlag traf im Jahre 1867 die Missionare in Abeokuta; Townsend befand sich zur Zeit wieder in England, vielleicht daß sein Ansehen, wenn er zur Stelle gewesen wäre, das Äußerste verhindert hätte. Ganz plötzlich wurden nämlich in diesem Jahre die Missionare aus der Stadt ausgewiesen, nachdem man alle Missionsgebäude sowie ihr Eigentum vernichtet hatte. — Sie zogen sich nach Lagos zurück

und hofften, bald zurückkehren zu können. Aber das erwies sich als ein Irrtum. Erst 1871 durfte Townsend Abeokuta wieder betreten und auch dann nur für einige Tage. Als er bald darauf diesen Besuch erneuern wollte, wurde er unterwegs von Egbas angehalten, die erklärten, niemand durchlassen zu dürfen. Am meisten schmerzte ihn dabei, daß unter diesen einige Sierra Leone-Leute waren, die behaupteten, Christen zu sein.

Währenddessen hielten die Christen in Abeokuta treulich am Evangelium und aneinander fest. Ihre eingebornen Prediger und Ältesten bewährten sich in der Prüfungszeit. Obwohl die Kirchen zerstört waren, wuchs und gedieh unter ihrer Leitung doch die Kirche. Ja, selbst unter dem Druck der Verfolgung wurden der Gemeinde neue Glieder hinzugetan. Anstatt der zerstörten Kirche, bauten sie eine neue, und bei ihrer Einweihung wurde eine Kollekte gesammelt, die 1460 M. in Kauris ergab. Es bildete eine rechte Erquickung für Townsend in Lagos, wenn die christlichen Egbas je und je ihrem verbannten „Vater" solche Nachrichten zugehen lassen konnten. Und er wiederum stärkte sie mit seinem Trostschreiben; so schrieb er ihnen:

„Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um." Dann spricht er seine gute Zuversicht aus, wenn er und sie nur geduldig auf Gott harrten, so würde er zu seiner Zeit den Weg schon wieder frei machen. Er ermahnt sie, wenn sie mit den Häuptlingen wieder in ein besseres Einvernehmen kommen wollten, dann müßten sie dazu solche Mittel gebrauchen, die Gott gefielen; sie müßten aufrichtig, treu und ehrerbietig sein und ihren Beleidigern vergeben.

Endlich 1875 kam der ersehnte Tag, daß Townsend in sein liebes Abeokuta zurückkehren konnte. Ein herzlicher Empfang wurde ihm bereitet, und er wurde mit Geschenken fast überschüttet. Freilich, der Anblick der noch in Trümmern liegenden Missionsstation erweckte schmerzliche Gefühle. Manche Häuptlinge kamen und erzählten ihm, es habe seit der Vertreibung der Missionare wie ein Fluch auf ihnen gelegen. Townsends Briefe waren nun wieder voll Hoffnung, obgleich bald einer auch wieder mitten unter neuem Kriegsgetümmel geschrieben war. Die Dahomeer machten einen neuen Einfall. Aber zwei

Monate voll Unruhe und Krieg endeten mit einer neuen Befreiung.

Townsends Kräfte wie auch die seiner Gattin waren durch eine fast 40jährige Missionstätigkeit, reich an Arbeit und Mühen, an Aufregungen und Sorgen, an Nöten und Trübsalen, allmählich aufgerieben. Vergeblich suchte er für die zerrüttete Gesundheit seiner Frau Erholung in Lagos; als sie sie dort nicht fand, mußte er sich (1876) zur endgültigen Heimkehr nach England entschließen. Dort ist ihm noch ein Feierabend von zehn Jahren beschieden gewesen; nicht als ob er dort gänzlich müßiger Ruhe gepflegt hätte. Noch ein Jahr vor seinem Tode erklärte er einem Freunde: „Ich bin noch ebenso sehr ein Missionar wie je.“ Häufig redete er auf Missionsfesten, korrespondierte fleißig mit seinem Nachfolger und den Christen in Abeokuta und war ein geschätzter Berater im Missionshause zu London. Als die Kunde von seinem Tode nach Abeokuta kam, schrieben die dortigen Christen an seine Witwe:

„Wohl wissen wir, daß noch viel an uns ist, was Sünde ist, was sich nicht mit unserer heiligen Religion verträgt; uns schmerzt das Fortbestehen des unüberwundenen Bösen in uns. Aber nachdem wir diese Einräumungen gemacht haben, fühlen wir doch, nur wenigen Missionaren ist vergönnt, bei Leibesleben solche von ihnen ersehnte Veränderungen zu schauen, wie sie euer Gatte hat schauen dürfen.“

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, Beiblatt, S. 14 f.

---

112. Eine edle Rache.

In einem seiner letzten Briefe, die der von den Papua ermordete Missionar James Chalmers nach England geschrieben hat, heißt es: „Die Zeit verrinnt, und ich habe noch so viel zu tun. Wie herrlich wäre es, wenn man mitten in der Arbeit rasten und des Herrn Wort hören dürfte: „Dein Tagewerk ist vollbracht, gehe ein zu deines Herren Freude!“ Nun, der Herr hat seinen treuen Knecht mitten aus seiner Lebensarbeit zu seliger Ruhe heimgerufen. In England und Australien rüstet man sich, für Chalmers und Tomkins Tod die Rache zu nehmen, die allein der Mission und der Ermordeten würdig ist, und auf

die Lawes, der treue Freund und Mitarbeiter Chalmers abzielte, als er bei Gelegenheit einer Gedächtnisfeier in der Alberthalle zu London die Worte sprach: „Meine lieben Gefährten Chalmers und Tomkins müssen gerächt werden, nicht durch Feuer und Schwert, nicht durch Niederbrennen von Wohnstätten und Vernichtung von Kokosplantagen, sondern, wie es der verklärte Tamate selbst wünschen würde, durch Aussendung einer Schar christlicher Arbeiter, um jene Stämme für den Heiland zu gewinnen und damit die Verübung solcher Greueltaten auf jenen Küsten für immer unmöglich zu machen."

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 249 f.



55. Die Mission im Lichte des Kreuzes Christi.

(2. Kor. 5, 14—15.)

113. Knak und Wangemann vor chinesischen Gesandten.

Im Januar 1870 kam Pastor Knak zu seinem lieben Freunde, dem Missionsdirektor Wangemann und sprach: „Siehe, da sind jetzt in Berlin drei Gesandte des Kaisers von China angekommen, die sollen mit unsrer Regierung in politischen Dingen anknüpfen und von unsern Einrichtungen Kenntnis nehmen. Ich kann den Gedanken nicht los werden, daß es eine himmelschreiende Sünde wäre, wenn sie unsere Soldaten und Eisenbahnen, unsere Theater und Schulen sähen, aber von dem besten Schatz, den wir haben, von dem teuren Evangelium unsers lieben Heilands, nicht einer zu ihnen redete. Ich bitte dich, wir wollen beide uns aufmachen und ihnen davon sagen."

Dem Dr. Wangemann kam solch Ansinnen freilich recht überraschend. Ihm wollte es anfänglich scheinen, als sei solches nicht ihres Amtes und die fremden Herren könnten ihre Dreistigkeit mißverstehen. Als aber der liebe Knak mit Bitten nicht nachließ und er ihm ansah, wie sein Herz von Erbarmen mit diesen blinden Heiden brannte, da ließ er sich von ihm überwinden und ging auf sein Vornehmen ein.

Und er hat es nicht zu bereuen gehabt. Schon am andern Tage, es war der 29. Januar, mittags 12½ Uhr wurden sie im Hotel de Rome von den bezopften Söhnen des Drachenreiches sehr freundlich empfangen. Sie standen ihnen dort ganz allein gegenüber, alle fünf um einen kleinen Tisch her, so daß sie sich dicht in die Augen sehen konnten, der eine dolmetschte den andern, was ihnen Wangemann in englischer Sprache sagte.

Das erste war, daß sie ihnen ein chinesisches Neues Testament als Geschenk überreichten. Dann holte Knak einen chinesischen Brief hervor und gab ihn ihnen. Er hatte ihn selbst in deutscher Sprache geschrieben, so herzlich und liebreich, wie es außer ihm kein andrer konnte. Ein junger Chinese aber, namens Asi, der damals gerade im Berliner Missionshaus studierte, hatte ihn in chinesische Schrift übertragen. Den las der eine Gesandte, der eine goldne Brille auf der Nase hatte, aufmerksam durch und sagte dann zu Wangemann folgendes:

„Wie geht denn das zu: manche Chinesen sind von den christlichen Missionaren getauft und sind dennoch Seeräuber und Mörder und sehr schlechte Menschen geworden?"

Darauf erwiderte der Gefragte: „Sind sie Seeräuber und schlechte Menschen geworden, so haben sie das sicherlich nicht vom Christentum und von der Bibel, sondern anderswoher gelernt. Denn unser Christentum und unsere Bibel lehren uns, Gott über alle Dinge lieben und auch die Brüder lieben und dabei auch rechtschaffen und redlich wandeln vor jedermann."

Solche Lehre gefiel den Herren augenscheinlich, und sie nickten ihren Besuchern überaus freundlich zu, um ihnen ihren Beifall zu erkennen zu geben. Dann fuhr Wangemann fort:

„Es sind mancherlei Beziehungen, welche gerade uns beide bewogen haben, euch um die Gunst zu bitten, daß wir euch das Wort Gottes überreichen dürfen. Denn dieser ehrwürdige Herr, mein Freund, ist Vorsteher eines Findelhauses auf Hongkong, in welchem junge Kindlein, die von chinesischen Müttern weggeworfen sind, durch christliche Liebe Aufnahme und Pflege gefunden haben. Daran mögt ihr sehen, wie Christen ihren Nächsten lieben. Und ich bin der Direktor eines Missionshauses, in welchem zur Zeit ein chinesischer Jüngling erzogen wird, damit er einst ein Missionar werde unter seinem eigenen Volk."

Darüber freuten sie sich, als sie hörten, daß die beiden also mit ihrer chinesischen Heimat verknüpft seien, und winkten ihnen mit großer Freundlichkeit zu. Der eine aber sprach: „Ihr müßt euren Missionaren sagen, daß sie sich nur mit der Religion befassen und das Wort des Friedens nach China bringen und nicht sich in Politik mischen, dann werden wir sie lieb und in Ehren halten."

„Ja," erwiderte Wangemann, „gerade das ist es, was wir sie lehren, denn wir wollen nichts als unsern großen Schatz, den Frieden in Christo, der ganzen Welt bringen, weil nur in diesem das Heil für alle Menschen gegeben ist."

Nun sagte der eine Chinese, sie seien deshalb nach Europa gekommen, um freundliche Beziehungen zwischen ihrem Vaterlande und den anderen Völkern anzuknüpfen. „Ja," antwortete da Knak, „auch unser lebhafter Wunsch ist es, daß wir untereinander recht eins werden unter dem einen Haupte, Christo, das im Himmel ist."

„Ihr habt manches Neue gesehen in Berlin," hob Wangemann wieder an, „und da haben wir den größten Schatz, den wir Christen besitzen, euch nicht vorenthalten wollen. Sehet hier das Buch der Offenbarungen Gottes, leset fleißig darin, es ist voller Weisheit."

Sie nickten wieder beide mit Herzlichkeit und dankten für das Geschenk. Wangemann aber fuhr fort: „Wir beide haben schon seit längerer Zeit für euer Volk und für euren Kaiser gebetet, daß der Herr euch segnen möge. Das wollen wir auch ferner tun, und unser großer Wunsch ist, daß wir uns einmal an dem Thron des lebendigen Gottes wiederfinden."

„Tut das, was ihr versprochen habt," gaben die Chinesen zur Antwort, „und euer Wunsch ist auch der unsrige."

Damit hatte der Besuch sein Ende erreicht, und mit herzlichem Händedruck wurden die beiden verabschiedet.

Petrich: Hermann Theodor Wangemann, S. 51 f.

---

114. Das Evangelium von Christo schafft andere Leute.

Der alte Schulmeister, der kürzlich seinen Viehposten besuchte und sich vierzehn Tage draußen aufhielt, erzählte mir, wie er den Berg-Damra, die er da angetroffen, aus dem Testament vorgelesen und sich mit ihnen unterhalten habe: „Ihr könnt doch sehen, daß das Evangelium von Christo ganz andere Leute schafft. Früher haben wir euch gar nichts geachtet und euch keines Blickes gewürdigt, sondern nur mit Verachtung zu euch gesprochen: „Du Dreck-Damra" oder: „Du Bergpavian"; aber jetzt kommen wir in ganz anderer Weise zu euch; jetzt laden wir euch freundlich ein, mit uns zu Jesu zu kommen, damit auch ihr teilhabet am Himmelreich. Denn hier gibt's keinen Unterschied; da ist niemand ausgeschlossen. Da wird niemand gefragt: „Bist du ein Roter? bist du ein Weißer oder Schwarzer?" — „Und," fügte er hinzu, „es scheint, daß es bei ihnen bereits anfängt zu dämmern; denn sie verstehen schon etwas und sind aufmerksam; aber wir Christen alle müßten noch viel emsiger sein (in diesem Zeugnisablegen). Ich möchte noch einmal wieder jung werden können, um dieses Werk zu tun; aber jetzt in meinen alten Tagen will ich wenigstens tun, was ich kann." — Wegner, Einzelzüge, S. 172.

56. Weltversöhnung und Weltmission.

(2. Kor. 5, 19—21.)

115. Das Bild des Gekreuzigten bei den Irauno Huna.

Missionar Krumm auf Nias erzählt, wie er vor 200 Irauno Huna in Lolowa'u über die Summa des ganzen Evangeliums Joh. 3, 16 gepredigt habe: Also hat Gott die Welt geliebet, auch die Irauno Huna, daß er seinen eingeborenen Sohn gab. Nach dem Gottesdienst fand dann drei Stunden lang Taufunterricht statt, und Krumm konnte seine helle Freude daran haben, wieviel während seiner langen Abwesenheit der inzwischen in Lolowa'u stationierte Lehrer den Leuten beigebracht hatte und mit welchem Eifer diese gelernt

hatten. Eine dem Missionar Krumm ganz unbekannte Freundin aus Lübeck, der er auf diesem Wege herzlich dafür dankt, hatte ihm mehrere Sachen für die Frauno Huna geschickt, darunter auch ein Päckchen biblischer Bilder. Frau Krumm hatte sie aufgezogen, und nun wurden sie an die Wand geheftet. Besonders das Bild des gekreuzigten Heilandes machte einen tiefen Eindruck auf die Leute. Solago erklärte das Bild: „Wäre Jesus nicht für uns gekreuzigt worden, so hätte der Teufel uns in der Hölle gekreuzigt.“ Auch am Sonntag Abend und Montag Morgen waren die Leute in der Kapelle versammelt. „Ich sah meinen Traum erfüllt,“ schreibt Missionar Krumm, „ganz Lolowa'u kommt zur Kirche.“

Rheinische Missions-Berichte 1901, S. 177.

---

116. Der Weltheiland.

Missionsdirektor D. Buchner schreibt von seiner Visitationsreise in Silo in Südafrika: Sonnabend den 24. Dezember 1892: Die abendliche Feier der Christnacht war wunderschön. Vollgedrängt war die große Kirche, der Sängerchor machte seine Sache gut, auch die etwa 200 Kinder, die mit ihren Lichtlein in der Hand einen lieblichen Anblick gewährten, sangen ganz reizend. Als ich so vor dieser großen Schar von braunen und schwarzen Mitchristen saß und sie mit heller Stimme die Weihnachtslieder singen hörte, da ging mir das Herz auf vor Freude. Ja, der Welt-Heiland ist geboren, der, dem alle Knie sich beugen sollen, der, der auch diese Schar mit all ihrer Schwachheit und Sünde durch sein Blut erkauft und zu einer heiligen Gemeinde Gottes gemacht hat. Was Mission und Missionsarbeit ist, was das heißt: der Heiland der Welt ist geboren — ich wenigstens habe erst jetzt, da ich die Missionsarbeit mit eigenen Augen schaue, es zu verstehen angefangen.

Missionsblatt der Brüdergemeine 1893, Beiblatt S. 50 f.

57. Die Missionare als Diener Gottes.

(2. Kor. 6, 4—10.)

117. Nicht zum Stuhle des Richters, sondern zum Throne Gottes.

Der Schamascha (oder Diakon) Baba, ein schlichter, aber wahrhaft gläubiger evangelischer Christ in Persien, war von einem armenischen Priester beleidigt worden. Um sich Genugtuung zu verschaffen, machte er sich auf, vor den Richter der benachbarten Stadt zu gehen. Als er ging, fühlte sich der Priester doch beunruhigt, und er wollte einen Boten hinter Schamascha drein schicken, um ihn zurückzuholen. Er rief zu diesem Zweck einen Dorfbewohner und gab ihm Auftrag, den Schamascha zurückzubringen. Aber der Bauersmann sagte zu ihm: „Warte ein Weilchen, daß wir sehen, ob der Schamascha über die Karis hinausgeht. Geht er hinab zu dem Brunnen, so wird er beten und zurückkehren. Geht er aber weiter, dann will ich hinter ihm her eilen." Sie beobachten den Wandernden. Jetzt kam er zu dem bezeichneten Orte, er hielt seine Schritte ein wenig inne; was würde er tun? Nach einem augenblicklichen Zögern wandte er sich zur Seite und stieg hernieder zu seinem gewohnten Betorte. „Nun ist's gut," sprach der Bauer zum Priester; „er wird bald wieder hier sein." Er hatte recht. Bald kam der Schamascha mit sanftmütiger Miene zurück und bat den Priester um Verzeihung, daß er sich zum Zorn habe hinreißen lassen. Das machte tiefen Eindruck auf den Priester. In der Tat, das mußte eine gute Religion sein, die ihren Bekennern eine solche Gesinnung einflößte. Er hatte fortan nichts mehr dawider, wenn der Schamascha zu den Dorfleuten über seinen evangelischen Glauben redete.

Evangelische Missionen 1904, S. 66.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1877, B. 11 f.: Durch böse Gerüchte.

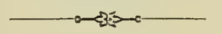
118. Ein heidnisches Urteil über die Schantung-Missionare.

Im Jahre 1901 lud der Gouverneur selbst die Missionen zur Rückkehr ein, durch einen Brief an die in Schantung vertretenen protestantischen Missionen. Der Text derselben lautete:

„Sie haben seit vielen Jahren in China gepredigt und ermahnen ohne Ausnahme die Leute zur Rechtschaffenheit. Ihre kirchlichen Sitten sind streng und tadellos; alle Ihre Konvertiten tun gut daran, sie zu befolgen. Wie kann man da den Vorwurf der Illoyalität erheben? Solcher Verleumdung gegenüber habe ich den Erlaß der beiliegenden Proklamation angeordnet. Es ist mein Wille, daß fortan dauernder Friede walte. Mögen die Kirchen blühen! Ihre Art, Rechtschaffenheit zu lehren, kann ich unterstützen. . . Die gegenwärtige Krisis ist durchaus außergewöhnlich. Sie, geehrte Herren, wurden zu weiten Reisen zu Wasser und zu Lande genötigt, sie bereitete Ihnen Angst und Gefahren und mir manche Gewissensunruhe. Überall ist jetzt Ruhe. Missionare aus Frankreich, Deutschland usw. sind ins Innere zurückgekehrt. Wenn auch Sie zurückzukehren wünschen, so bitte ich Sie um Nachricht, und ich werde es dem Militär überall anbefehlen, Sie sicher zu geleiten. Mit warmen Wünschen für Ihr Wohlergehen bin ich Ihr Yuan Schih-kai."

Man hat dieses Schreiben die Magna charta der Schantung-Mission genannt.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 460.
Rheinische Missionsberichte 1901, S. 170 f.: Missionar Wilhelm Nebe.



58. Die Armen, die viele reich machen.

(2. Kor. 6, 10.)

119. Die Bekämpfung der Defizits der Berliner Mission.

Ich sehe ihn noch vor mir, den kräftigen jungen Landwirt, der mich eines Mittags in die Kasse des Missionshauses rufen ließ, er wolle seinen Jahresbeitrag bringen und hören, ob er

auch einer von den 99 werden könne, von denen er in der Zeitung gelesen habe. Erstaunt sah ich ihn an in dem Gedanken, er möchte die Zeitungsnachricht mißverstanden haben: „Das kann ein jeder, der es kann; es gehört nämlich viel Geld dazu.“ Da lächelte er: „Wir wollen sehen“ und legte erst den Jahresbeitrag 150 M., dann als „Neunundneunziger“ in Scheinen 3500 M. auf den Tisch. Während ich noch das rechte Wort des Dankes suchte, bedeckte er die Scheine noch einmal mit der gebräunten Hand: „Als Bedingung mach ich aus, daß Sie niemand meinen Namen nennen.“ Dafür bat ich mir aus, daß er mir sage, was ihn dazu bewogen habe, solch' fürstliche Gabe zu bringen. Nach einigem Zögern sagte er mit feuchtem Auge: „Ich habe eine fromme Mutter.“ Leider habe ich es immer nicht möglich machen können, diese Mutter kennen zu lernen. Den Namen des Sohnes habe ich gewissenhaft für mich behalten; den Hergang durfte ich doch nicht verschweigen. Wo er bekannt wurde, hat diese große Gabe und mehr noch ihr Beweggrund viele zum Nachdenken darüber gebracht, ob sie nicht auch fromme Eltern oder Lehrer hätten oder gehabt hätten, denen sie solch ein Eben-Ezer errichten könnten. „Wir hatten auch eine fromme Mutter,“ schrieben bald darauf zwei ungenannte Schwestern aus Potsdam, einen Tausendmarkschein einlegend. „Mein teurer Vater,“ schrieb eine andere Freundin zu einer ansehnlichen Gabe, „schon vor fast 50 Jahren heimgegangen, hatte ein warmes Herz für die Heidenmission und lehrte mich schon als kleines Kind beten für „die roten, braunen und schwarzen Heiden.“ Als ich später über einige Kupfer- und Silbermünzen verfügen konnte, war es mir eine große Freude, auch meine kleinen Gaben für dieselben darbringen zu können, und es ist bis jetzt in meine späteren Jahre hinein mir eine Herzensfreude geblieben.“

Es scheint mir seit jener Zeit die Zahl derer zu wachsen, welche die Gedenktage heimgegangener Lieben dadurch begehen, daß sie das Missionsopfer, welches jene lebend mit Freuden zu bringen pflegten, zu ihrem Gedächtnis bringen. Zarter kann wohl niemand die Toten ehren, als daß er sie für die Gotteswerke, denen ihr Herz einst gehörte, gleichsam lebend und segensvoll erhält. Auch eine reiche Spende, von dem dankbaren Kinder- und Enkelkreis an dem Tage uns gespendet, an dem

der Eltern goldene Hochzeit hatte stattfinden sollen, knüpfte nach ihren Begleitworten, wie es schien, an die Gabe des Landwirts an.
Arenfeld: Eben-Ezer, S. 16 f.

120. Könnte dir das auch wohl begegnen?

Ein Steinklopfer in der Nähe von London war gerade an seiner Arbeit, als er einen Schwarzen erblickte, der von einer Erhöhung aus sich die Riesenstadt ansah. Er wunderte sich lange, was der Schwarze mache, bis dieser ihn in gutem Englisch fragte, was denn der große Bau in der Ferne sei. Der Steinklopfer rückte seinen Schirm weg, womit er die Augen gegen die Steinsplitter schützte, und sagte ihm: „Das ist die Paulskirche," und nennt auch den Namen der anderen hervorragenden Gebäude. Endlich sagte der Afrikaner: „Ja, das ist eine schöne große Stadt, aber doch ist die Stadt Gottes unbeschreiblich schöner. Ich meine das himmlische Jerusalem, das hoffentlich Ihr auch einst sehen werdet." — „Nein," rief der Steinklopfer, „wißt Ihr denn was von diesen Dingen?" — „Freilich," war die Antwort, „Missionare sind zu uns gekommen und haben uns Jesum Christum kennen gelehrt, und jetzt bin ich hier, um mich noch weiter zum Dienst am Evangelium unter meinen schwarzen Brüdern vorzubereiten." — Da wirft der Steinklopfer seinen Hammer weg, springt über den Weg auf den Afrikaner zu, drückt ihm die Hand und ruft jubelnd aus: „So seid Ihr denn einer von denen, für die ich schon 20 Jahre lang gebetet habe; denn ich habe nie einen Pfennig in die Missionsbüchse gelegt, ohne dabei zu seufzen: „Gott, segne doch die armen schwarzen Leute!"" — Das war eine große Erquickung für den Afrikaner, wie für den Arbeiter. So dürfen wir auch hoffen, einmal mit Augen zu sehen, wie die Saat unserer Gebete und Gaben aufgegangen ist.

Kleine Biene 1905, S. 138 f.



59. Rein ab, und Christo an, so ist die Sach' getan.

(2. Kor. 6, 14—18.)

121. Nun ist alles Gnade, Leben und Licht.

Im Jahre 1884 besuchte Missionsdirektor D. Wangemann den 98jährigen Frederik Salomo Oppermann, der einst Sklave gewesen war und nun einen großen Grundbesitz besaß; der einst ferne von Gott lebte und sich mit 81 Jahren hatte taufen lassen. Sie saßen noch nicht lange zu Tisch, da kam das Gespräch ungezwungen auf geistliche Gegenstände. Der Direktor redete mit ihm von der langen Zeit seines Heidentums und von der Gnade des Herrn, die ihn durch alle diese dunklen Zeiten hindurch für das ewige Leben gespart hatte; da beugte er demütig sein Haupt und bekannte mit lebhaftem Gesichtsausdruck und beredten Worten seine Dankbarkeit dafür, daß auch ihm Heil widerfahren sei. „Danke, danke, mein Herr," sagte er freudestrahlenden Auges. „Früher war es eine Zeit der Dunkelheit, aber nun ist es hell. Ich bin gekommen wie ein schwarzes Vieh, wie ein Wildebeest, nun habe ich Augen und kann meine Kinder und Kindeskinder sehen. Und sie können sehen, was ich sehe. Nun ist alles Gnade, Leben und Licht!" Seine Augen strahlten dabei, und sein Antlitz glänzte wie in einer Verzückung. Für jedes Wort des Trostes und der Erbarmung war er dankbar; erquickte ihn ein Wort sonderlich, so neigte er sich vor, mit der flachen Hand vor die Stirn schlagend und rief: „Danke, Mynheer, danke, danke!" Lange blieb der Direktor bei dem ehrwürdigen Greise, und je eingehender er sich mit ihm unterhielt, um so mehr überzeugte er sich, daß unter der unscheinbaren, verwitterten äußeren Erscheinung ein frischer Quell lebendigen Wassers sprudelte, der in das ewige Leben fließt.

Einhundertfünf Jahre war Salomo Oppermann alt, da rief ihn Gott aus dieser Zeitlichkeit ab.

Frederik Salomo Oppermann, S 22 f.

---

122. Erst Götzenpriester, dann Christ.

Missionar Pape in Chakradharpur schreibt, daß sich die Gemeinde durch Gottes Gnade ausbreite, besonders in Sambalpur. So erhielt ich vor einigen Tagen von dem Katechisten in Binjipali einen erfreulichen Brief, in dem ich lesen konnte, daß mehrere Familien sich zum Christentum bekehrt haben. Unter ihnen befindet sich auch einer, der ein fanatischer Götzenpriester war, der die Christen bis aufs Blut haßte, und, wo es nur anging, ihnen Schwierigkeiten in den Weg legte. Er vermied nicht nur ihren Umgang, sondern blieb ihnen auch zehn Schritt vom Leibe. Das schlimmste war, er hatte einen großen Anhang in der ganzen Umgebung; jeder achtete und fürchtete ihn und folgte seinen Anordnungen. Dieser Mann ist nun Christ geworden, da er einsehen lernte, daß es mit seiner Religion nichts ist, und daß seine Götter, um die er sich so sehr bemühte, ihm nicht helfen können. Seine fast erwachsene Tochter wurde plötzlich krank. Ihr Vater brachte Opfer auf Opfer, kasteite sich, rief seine Götter Tag und Nacht an; aber es half nichts. Seine Tochter starb, und auch seine Bemühungen, das Kind dem Tode zu entreißen, blieben fruchtlos. Dies brachte ihn zur Besinnung. Er warf seinen ganzen heidnischen Krempel weg und meldete sich beim Katechisten zum Taufunterricht. Wie eifrig er im Heidentum war, so eifrig zeigt er sich nun als Christ. Alle, die er früher vor dem Übertritt ins Christentum warnte, ja bedrohte, die fordert er nun auf, seine Nachfolger zu werden, so daß man für jene Gegend die besten Hoffnungen haben kann. Der Herr gebe, daß er viele nach sich ziehe.

Biene auf dem Missionsfelde 1902, S. 5.



60. Die Liebestätigkeit der Heidenchristen.

(2. Kor. 8 u. 9.)

123. Die Opferwilligkeit des ersten Ministers von Uganda.

Ein schönes Beispiel von Opferwilligkeit berichtet der Intelligencer vom Katikiro, dem ersten Minister von Uganda.

Dieser tilgte im letzten Jahr eine Schuld, die noch auf der Kirche in Mengo lastete, indem er 40 Pfund (800 Mark), das Zehntel seines Einkommens, das er von der Regierung bezieht, in hochherziger Weise den Missionaren übersandte. Die Summe war von folgenden Zeilen begleitet: „Ich sende euch hiermit 500 Rupien, um den Rest der Kirchenschuld zu tilgen; denn Gott hat mich reich gemacht, und ihm gehört alles. Er macht reich und er macht arm; er hat gesagt: bist du reich, so gib von deinem Reichtum; bist du arm, so gib von deiner Armut; Gott aber wird dir's vergelten. Darum opfere ich gern Gott diese Gabe, damit die Gemeinde sich nicht beklagen müsse, als ob ihre Glieder ihre Volljährigkeit noch nicht erreicht hätten (d. h. um ihre kirchlichen Bedürfnisse zu bestreiten). Lebet wohl! Möge Gott mit euch sein." Missions-Magazin 1902, S. 256.

---

124. Liebestätigkeit der Heidenchristen in Paramaribo.

In dem Bericht über das kirchliche Leben in Paramaribo vom Jahre 1892 heißt es: Erfreulich war es zu sehen, wie manche ihre Liebe zu ihrem Gotteshaus an den Tag gelegt haben. Als infolge des Anstreichens des Innern unsrer Kirche die im Jahre 1873 zur Feier der Emanzipation an den Chören angebrachte Inschrift: Lobe den Herrn, meine Seele usw. verschwinden mußte, waren viele sofort bereit, eine neue schönere Inschrift mit goldnen Buchstaben verfertigen zu lassen, und innerhalb weniger Wochen hatten einige Brüder über 1190 M. gesammelt, so daß die Unkosten gedeckt waren. Wiederholt meldeten sich Leute und erklärten sich bereit, etwas zur Verschönerung der Kirche beizutragen, z. B. für eine bessere Beleuchtung Kronleuchter und Lampen anschaffen zu wollen. Auch die Einnahmen des Missions- und Armenvereins (fünf Zentvereinigung) sind dieses Jahr nicht gering gewesen; sie betrugen 5015 M., von welcher Summe die eine Hälfte der Mission, die andere den Armen hiesiger Gemeine zu gute kommt.

Bei besonderen Anlässen fühlten sich manche gedrungen, eine besondere Gabe zur Ausbreitung des Reiches Gottes zu spenden. Ein Goldgräber geriet auf der Rückreise nach der Stadt in den Stromschnellen der oberen Marawijne in Lebens-

gefahr; das Boot seiner Reisegefährten schlug um, und die Insassen fanden in den Wellen den Tod. Er, dessen Boot in gleicher Gefahr schwebte, flehte zu Gott um Rettung und wurde erhört. In der Stadt angekommen, brachte er ein Dankopfer von 42,50 M. für Zwecke des Reiches Gottes dar. — Drei Neger, die zusammen ein Goldplazer (ein Stück Land, dessen Boden goldhaltig ist) gepachtet haben, pflegen jährlich einen nicht unbedeutenden Beitrag für die Mission zu zahlen, um Gott ihren Dank darzubringen für den von ihm empfangenen äußeren Segen. — Ein alter Mann, der keine kirchlichen Abgaben mehr zu zahlen hat, brachte auch dieses Jahr für sich und seine Frau je 5,10 M. (die vorgeschriebene kirchliche Abgabe beträgt nur 4,25 M. pro Person). Als ihm gesagt wurde, daß er wegen seines Alters längst abgabenfrei geworden sei, erwiderte er, er freue sich, trotz seines Alters noch etwas für die Kirche tun zu können. Er hoffe, mit Gottes Hilfe auch ferner sein Scherflein dem Herrn zu spenden und so etwas beizutragen zur Ausbreitung seines Reichs.

Missionsblatt der Brüdergemeine 1893, S. 346.
Axenfeld: Eben-Ezer S. 25 f.: Die Wirkung auf unsere Missionsfelder.



61. Geistliche Ritterschaft.

(2. Kor. 10, 3—6.)

125. John Roß in der Mandschurei.

John Roß verlegte seinen Wohnsitz sehr bald vom Hafen nach Mukden, dessen 400000 Bewohner bis dahin noch keinen Europäer in ihren Mauern gesehen hatten. Niemand wollte ihm Wohnung geben, drei Jahre lang hauste er in der Kammer einer schlechten Herberge, und auf der Straße konnte er sich nur in Begleitung von Polizisten sehen lassen. Er sei ein Spion, hieß es; der Herr Jesus, von dem er gesprochen, sei ein mächtiger Herrscher des Westens; wenn er genug Anhänger habe, werde dieser Herr mit Kriegsschiffen und Soldaten kommen, um das Land zu erobern. In einem dunklen, schmutzigen Laden,

dessen Dach einfallen wollte, weil man ihn aus Gespensterfurcht jahrelang unbewohnt gelassen, predigte Roß zuerst, monatelang von den zum Examen nach der Hauptstadt gekommenen Gelehrten und anderem Pöbel gestört und verhöhnt, bis endlich der Sturm sich legte und ein Kreis von regelmäßigen Hörern aus der ärmeren Klasse sich bildete. Am Ende des ersten Jahres waren es drei, am Ende des zweiten sieben, am Ende des sechsten vierzig, die getauft werden konnten. John Roß stellte die meist jungen, lerneifrigen Männer früh an die Arbeit und suchte sie mit Eifer zu selbständiger Verkündigung zu erfüllen; bald wurden sie weit und breit umher die eigentlichen Werkzeuge der Ausbreitung. Nachdem weitere Missionare in Liaoyang und Haitscheng sich niedergelassen, die ärztliche Mission ihre Anstalten eröffnet und große Überschwemmungen 1886 und 1888 Gelegenheit zu umfangreicher Hilfstätigkeit gegeben, trat allmählich ein Umschwung in der Volksstimmung ein.

Evangelische Missionen 1904, S. 98 f.

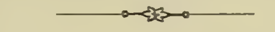
---

126. Die römische Mission in der Mandschurei.

Leider ist in den letzten Jahren über das blühende Missionswerk des D. John Roß eine finstre Wolke nach der andern heraufgezogen. Heftige Kämpfe gab es schon immer mit den Römischen, welche von der Jesuitenzeit her alte Gemeinden in der Mandschurei hatten. Meist waren die römischen Dörfer gerade so schmutzig und verkommen wie die heidnischen; sie hatten aber den Vorteil, daß sie von Beamtenerpressung infolge des politischen Einflusses der Priester weniger zu leiden hatten. Die Priester waren Franzosen von derselben Pariser Gesellschaft, die in Korea arbeitet; das Resultat der 250jährigen Arbeit Roms waren bis 1892 15 000 Seelen; wenn diese bis 1900 auf 27 000 anwuchsen, so war dies zum Teil ebenfalls eine Folge des chinesisch-japanischen Krieges, zum Teil aber auch eine Frucht vermehrter Anstrengungen infolge des beschämenden Vorbildes der evangelischen Mission, die in kaum zwei Jahrzehnten schon an Zahl der Getauften, noch mehr aber an Unterweisung und Erziehung des Volkes die römische weit überflügelte. Bischof Guillon konnte sich die Tatsache, daß „die

große Stadt Mukden, die vor kurzem noch so sehr der Gnade widerstrebte, und in welcher fast 50 Jahre lang keine Bekehrungen aus dem Heidentum vorgekommen waren, zum Zentrum der protestantischen Propaganda geworden sei," nicht anders erklären, als durch „die immensen Geldmittel, welche den Predigern zur Verfügung stehen." Er beurteilte die protestantischen Missionare nach seiner eigenen Praxis. Wie überall in China, so übten die Römischen auch in der Mandschurei unerhörten Druck auf die Beamten aus, reklamierten z. B. den Mörder eines Evangelischen als ihren Katecheten und verhinderten dessen Bestrafung. Die Folge war, daß die evangelischerseits abgestoßenen unlauteren Elemente, Spieler, Opiumraucher, Straßenräuber und dergleichen die römische Herde vermehrten, während die ernsthaft Besseres suchenden, soliden Kaufleute, Bauern und Handwerker sich der evangelischen Mission zuwandten und vor allen die Beamten den Unterschied der Konfessionen recht kennen lernten. Zu Zeiten war die römische Verfolgung schlimmer als die heidnische. Die Priester zogen mit Bewaffneten durchs Land. Es erfüllte sich an ihnen aber der Spruch: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen." Bischof Guillon, welcher 1898 einen Teil seines Gebietes an das neue apostolische Vikariat Nordmandschurei (Kirin) abgetreten hatte, ist 1900 mit zehn Missionaren, zwei Nonnen, drei eingebornen Priestern und vielen Christen ermordet worden. Die römische Mission hat bedeutend mehr gelitten als die evangelische. Evangelische Missionen 1904, S. 101.

Missionsblatt der Brüdergemeine 1898, S. 94: Römische Taufpraxis. Biene 1902, S. 91: Die Jesuiten und andere Feinde in Raj Gangpur.



62. Der Missionar als Brautwerber.

(2. Kor. 11, 2—3.)

127. Heute fangen wir an, dir zu vertrauen.

Als Missionar Würtz in Ngao (Ostafrika) seine Zuhörer fragte, warum sie denn zögerten, Gott zu gehorchen, antwortete einer mit folgender Rede: „Vor langer Zeit kam der Galla zu

uns und sagte: ich will euch retten! Unsre Alten glaubten das und wurden froh, aber zuletzt brachten sie — die Galla — uns um. Dann kam der Suaheli und sagte: ich will euch retten! Wir glaubten und sagten: das ist gut. Aber zuletzt machte er uns zu Sklaven und stahl uns unsere Söhne und Töchter. Darnach kam der Araber und machte es gerade so. Am Ende kam auch noch der Europäer. Der sagte wieder: ich bin gekommen, euch zu retten! Wir sagten ihnen: es ist gut; bei uns selbst aber sagten wir: man wird ja sehen!" Der Missionar erfuhr dann, daß sie vor einigen Jahren auch ihn mit dem gleichen Mißtrauen empfangen hätten, bekam aber zugleich das schöne Wort zu hören: „Heute fangen wir an, dir zu vertrauen." Das ist eine reiche Missionsfrucht, die nur dann kommen wird oder doch nur dann so früh, wenn der Missionar sich deutlich unterscheidet von den Fremdlingen, die da kommen, um das Land für sich zu gewinnen.

Hesse, Die Heiden und wir, S. 207.



63. Ein Großer im Reiche Gottes.

(2. Kor. 11, 23—30.)

128. Ein Zeugnis für die Mission.

In Kalkutta hat der Generalkonsul der Vereinigten Staaten, General Merrill, nach mehrjährigem Aufenthalt in Indien vor seiner Rückkehr nach Amerika eine Abschiedsrede gehalten und darin folgendes schönes Zeugnis für die Mission abgelegt: „Als der große amerikanische Krieg vorüber war, fragte ich einen Offizier, der vier Jahre lang alle Nöte und Kämpfe desselben mitgemacht hatte, welches von all seinen Erlebnissen im Feld, im Lager, im Gefängnis oder im Spital den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht habe. Er besann sich einen Augenblick und sagte dann: Eines Tages trat ich in ein Spital und sah dort eine feine Dame, die ihre ferne Heimat verlassen und zur Armee gekommen war, um den Kranken und Verwundeten zu dienen, ich sah, wie dies liebliche Wesen mit Waschbecken und Handtuch von Bett zu Bett ging, um den armen, zum Teil

sterbenden Soldaten mit zarter Hand die Füße zu waschen, und das mit solcher Demut, als geschehe ihr ein Dienst damit, nicht umgekehrt. Ich mußte mich abwenden, um die Tränen abzuwischen, die mir in die Augen traten; und ich sage Ihnen: wenn alle andern Erinnerungen mir entschwunden sein werden, diese wird bleiben! Und nun, meine Freunde, was während meines dreijährigen Aufenthalts in Indien den tiefsten Eindruck auf mich gemacht hat, ist der Anblick derer, welche aus weiter Ferne, aus ihrer Freundschaft und Verwandtschaft hierher gekommen sind, um den Geringsten und Verkommensten nachzugehen, sie zum Vater im Himmel zu weisen und ihnen von den vielen Wohnungen dort oben zu sagen. Wenn all die bunten Bilder des indischen Lebens, die ich gesehen, sich werden verwischt haben, so wird das eine Bild hell und klar in meinem Gedächtnis stehen bleiben." Evangelische Missionen 1895, S. 69.

---

129. Krapfs Tod.

Den Rest seines Lebens verbrachte Krapf in aller Stille und Zurückgezogenheit in Kornthal. — Manch erfreuliche Nachricht von den Fortschritten des Reiches Gottes in seinem geliebten Afrika gelangte in sein stilles Heim. Die Wiederaufnahme der Wanikamission und das Entstehen Freretowns, das Eindringen des Evangeliums in das vor kurzem noch völlig unbekannte Zentralafrika, die Gründung der ersten Missionsstation unter den Galla durch Wakefield, — alles das erfüllte sein Herz mit lebhafter Freude und jugendlicher Begeisterung, so daß er ausrufen konnte: „Wenn ich nur auch noch zehn Jahre jünger wäre, ich ginge wieder nach Afrika." Doch sein Tagewerk ging zu Ende: es nahte die Nacht, da niemand wirken kann. Am 26. November 1881 rief ihn sein Herr heim. Während er, vor seinem Bette kniend, sein Abendgebet vor Gottes Thron brachte, wurde er von dem Tode ereilt. In kniender Stellung wurde am nächsten Morgen seine Leiche gefunden. Evangelische Missionen 1904, S. 114.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, Beibl. 103. Alfred Saker. Saat und Ernte 1901, 6 ff.: In Fährlichkeit unter Heiden. Saat und Ernte 1902, 1 ff.; 9 ff.: James Chalmers von Neuguinea.

64. Höhen und Tiefen im Christenleben.

(2. Kor. 12, 1—9.)

130. Missionar Bernsmann in Omburo.

Wie mag zu Anfang des Jahres 1904 dem alten Kriegskameraden von 1870, dem Missionar Bernsmann, der als Missionszögling nach Frankreich zog und in vierzehn Schlachten und Gefechten das Deutsche Reich erkämpfen half, das Herz geblutet haben, als die Mörderbande durch das Fenster in sein Haus eindrang und einen deutschen Landsmann herauszerrte. Vergebens hatte er den Mördern zugerufen: „Ich gebe meinen Nächsten nicht heraus. Muß ich nicht mein Leben für ihn einsetzen?" Vergebens hatte er sie erinnert, wie er vor 23 Jahren in Otjimbingue viele Frauen und Kinder der Herero in seinem Hause vor der Wut der Nama geschützt habe; er würde jetzt nicht anders handeln an seinen Gastfreunden und Landsleuten; sie ständen unter seinem Schutz; und man müsse erst ihn antasten, ehe man an sie herankäme. Vergebens hatte er sich über den am Boden liegenden Herrn Fuchs gestellt und die Mordbuben von ihm abgewehrt. An ihm vorbei griffen die Hände nach dem bereits verwundeten Mann und schleppten ihn heraus. Er erzählt: „In unsagbarem Grauen sanken wir auf die Knie und riefen zu Gott. Alles spielte sich vielleicht in einer halben Minute ab. Als wir uns von den Knien erhoben, war unterdessen der arme Herr Fuchs wenige Schritte vom Hause mit Knütteln totgeschlagen worden." Missionar Bernsmann blieb nichts weiter übrig, als dem Ermordeten den letzten Liebesdienst zu erweisen. Zwei Christen nähten auf sein Geheiß die Leiche in ein Tuch und versenkten sie ins Grab. Missionar Bernsmann sprach ein deutsches Gebet um gnädige Aufnahme seiner Seele, sprach die deutsche Beerdigungsformel und betete dann in der Hererosprache in dem Sinn des „Vater vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Man muß die ganze erschütternde Szene, die hier nur mit wenigen Strichen gezeichnet ist, sich vor Augen halten, um den ganzen Abgrund von Haß gegen alles, was mit der Mission zusammenhängt, zu würdigen, der die „Koloniale Zeitschrift" (ja nicht zu verwechseln mit der Kolonial-Zeitung) schreiben läßt: „Wie jämmerlich nimmt sich der Missionar aus, der nur

beten kann, wenn die Herero seinen halbtoten Landsmann aus dem Missionsgebäude herauszerren und mit Knütteln vollends zu Tode prügeln. Nicht einmal die letzte Ehre wagte diese Memme dem Erschlagenen anzutun (was also eine positive Unwahrheit ist, d. Red.), weil sie wohl im Grunde ihres Herzens vor der eigenen Feigheit erschauderte."

Bald darnach war Bernsmann mit wenigen Getreuen ganz allein auf der Station. Hauptmann Franke, der tapfere Führer der Feldkompagnie von Omaruru, wünschte, daß er dorthin käme. Er ließ ihn holen. Die wichtigsten und notwendigsten Sachen wurden zusammengerafft und wehmütiger Abschied von der Stelle jahrelanger Missionsarbeit genommen. Später erhielt Missionar Bernsmann Kunde, daß alles demoliert sei, die Schränke und Kommoden zerschlagen, das Porzellan in Scherben, ein Greuel der Verwüstung. Ev. Missionen 1904, S. 146 ff.

---

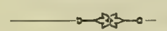
131. Ein Tag aus Patons Leben.

Der schottische Missionar Paton erzählt von seiner Station Tanna: „Müde und angegriffen hatte ich mich am Abend des 3. Februar 1862 früher als sonst zur Ruhe begeben und war fester eingeschlafen, als wir es in der Aufregung sonst zu tun pflegten. Mein treuer Hund Clutha weckte mich durch Zerren an meinen Kleidern; ich weckte Matthieson ebenso leise. Wir durften kein Licht anzünden, knieten aber im Finstern nieder und übergaben uns in die Hand des Herrn. Nun ward es hell im Zimmer; es gingen Männer mit Fackeln auf das Haus zu; andere zündeten die Kirche und einen Rohrzaun an, der von dieser zum Hause reichte. In wenig Minuten mußte letzteres auch in Flammen stehen und wir — dasselbe verlassend, in die Hände der Wütenden fallen. Ich griff zu meinem ganz unbrauchbaren Revolver und einem kleinen Tomahawk und bat Matthieson, die Tür aufzuschließen, mich hinauszulassen, aber dann sogleich das Haus wieder zu verwahren. Widerwillig erfüllte er meine Bitte. Ich stand draußen und schlug den brennenden Zaun nieder, zerriß ihn, so gut es ging, und warf die brennenden Teile davon in das Feuer, so daß es dem Hause nichts schaden konnte. Plötzlich umringten mich

sieben oder acht Wilde, schwangen die Keulen und schrien: tötet ihn! tötet ihn! Einer griff nach meinem Arm; ich sprang zurück und erhob den Revolver mit den Worten: Wagt es, mich anzutasten! Unser Gott ist hier und beschützt uns. Sie heulten vor Wut und riefen einander zu, den ersten Schlag zu führen; aber Gott ließ es nicht zu."

„In diesem furchtbaren Augenblick trat ein Zwischenfall ein, den sich der Leser erklären mag, wie er will, den ich aber auf einen direkten Eingriff zu unserer Rettung zurückführe. Ein stöhnendes Brausen, wie vom Rollen einer schweren Lokomotive oder wie ferner Donner ertönte von Süden her. Unwillkürlich drehten sich alle nach jener Richtung, denn sie wußten aus schlimmer Erfahrung sämtlich, daß ein schrecklicher Wirbelsturm im Anzuge sei. Der Südwind trug die Flammen der Kirche vom Wohnhause weg; es stand ganz beschützt und in Gottes Hut, während die Kirche in kürzester Zeit zerstört war. Ein Regenguß, wie ihn nur die Tropen haben, machte es auch völlig unmöglich, das Haus anzuzünden. Das heulende Brausen des Sturmes ließ die Wilden rasch verstummen. Dann sagten sie erschrocken: „Das ist Jehovas Regen! Wahrlich, ihr Gott streitet für sie und hilft ihnen! Laßt uns entfliehen!" In der Angst warfen sie ihre Fackelreste nieder und entliefen, so rasch sie konnten, nach allen Richtungen. Ich stand allein und lobte des Herrn wunderbares Tun."

Evangelische Missionen 1905, S. 19 f.



65. Wahre Seelsorger.

(2. Kor. 12, 14 u. 15.)

132. James Chalmers.

Es war an einem Sonntagabend des Jahres 1856. Die Spitzbogenfenster der Presbyterianerkirche in der schottischen Stadt Inveraray waren hell erleuchtet; denn der alte Pastor Meikle hatte seine Sonntagsschüler um sich versammelt, um ihnen eine Missionsstunde zu halten. Begeistert flossen die Worte von den Lippen des ehrwürdigen Mannes, als er den Knaben von der

an wunderbaren Führungen und Durchhilfen Gottes so reichen Missionsgeschichte der Witi-Inseln erzählte, und man merkte es an dem Mienenspiel und an der gespannten Aufmerksamkeit der jugendlichen Zuhörer, daß sie das Erzählte aufs tiefste bewegte. Meikle schloß seine Ansprache mit den Worten: „Ich möchte wohl wissen, ob unter euch Jungen einer ist, der Lust hat, einmal Missionar zu werden. Will einer von euch zu den wilden Heiden gehen und ihnen von Gott und seiner Liebe erzählen?"

Der Pastor hatte sicherlich keine laute Antwort auf seine Frage aus der Mitte seiner Schüler heraus erwartet, sondern mit seinem Wort nur einen Stachel in ihr Herz senken wollen. Ein frischer, helläugiger Knabe unter seinen Zuhörern sprach aber im gleichen Augenblick still bei sich: „Ich will!" und als nach Gesang und Gebet die Jugend wieder heimwärts eilte, da machte sich jener Knabe von seinen Gefährten los, sank an einer einsamen Stelle hinter einer Mauer auf die Knie und tat das Gelübde, dereinst als Missionar in seines Heilandes Dienst zu treten. Der Knabe war James Chalmers, der später so berühmt gewordene, im Jahre 1901 von den Wilden ermordete Neuguineamissionar. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 171.

---

133. Andreas Riis, der Begründer der Basler Mission auf der Goldküste.

Riis (geboren 1804, gestorben 1854) hat während seiner Missionslaufbahn keinen einzigen Heiden getauft, weder Schulen gegründet noch die Sprache seines Arbeitsgebiets in Schrift gefaßt. Alles das ist erst von seinen Nachfolgern geschehen. Die Bedeutung seines Wirkens für die Basler Mission an der Goldküste liegt vielmehr darin, daß er nicht nur ihr Bahnbrecher gewesen ist, sondern auch ein treuer Torwart, der standhaft auf seinem Posten ausgehalten hat, obschon ihm das Komitee mehr als einmal erlaubt hatte, sein Arbeitsfeld zu verlassen oder sich der englisch-kirchlichen Mission in Sierra Leone anzuschließen. Hätte er den Mut und die Geduld zur Fortsetzung der Mission auf der Goldküste verloren, so wäre ohne Zweifel die Basler Gesellschaft nie mehr zur Besetzung dieses Missionsgebietes ge-

kommen, auf dem sie jetzt über 19 000 Christen und mehr als 5000 Schüler zählt. Seinem geduldigen Ausharren ist es — menschlich gesprochen — zu danken, daß die daran gewandten Opfer nicht ins Bodenlose fielen, wie 70 Jahre zuvor der erste Missionsversuch der Brüdergemeine im gleichen Küstengebiet. Als Riis vom Schauplatz seines Wirkens auf der Goldküste abtrat, durfte er hoffen, daß die Mission daselbst mit Gottes Hilfe Bestand haben werde. Und so war es in der Tat. Es war der Grund gelegt zu einem Werk, das sich von da an, wenn auch unter mancherlei Opfern, kräftig entwickelte und fröhlich gedieh. Missions-Magazin 1904, S. 7 f.

Hesse: Die Mission auf der Kanzel 145 f.: Nicht das Eure, sondern Euch.

66. Feste Gemeinschaftsbande.

(2. Kor. 13, 11—13.)

134. Was soll ich für die Mission geben?

Im April 1866, erzählt der große China-Missionar Hudson Taylor, wurde ich gebeten, in einer kleinen englischen Stadt einen Vortrag über China zu halten, und ich erklärte mich dazu bereit unter der Bedingung, daß in der Ankündigung mitgeteilt würde, daß keine Kollekte stattfinden solle. Der Veranstalter, ein Herr Puget, sagte, solch eine Bedingung sei ihm noch nicht vorgekommen. Er nahm sie aber an, und der Vortrag wurde angekündigt.

Mit Hilfe einer großen Karte wurde den Leuten etwas von der Ausdehnung, Bevölkerung und großen geistlichen Bedürftigkeit Chinas vor Augen gestellt, und viele empfingen augenscheinlich einen tiefen Eindruck. Am Schlusse der Versammlung sagte der Vorsitzende, daß auf meine Bitte angekündigt sei, es solle keine Kollekte stattfinden; aber er habe das Gefühl, daß viele Anwesende betrübt und beschwert sein würden, wenn sie keine Gelegenheit hätten, etwas zu dem Missionswerke beizutragen, das ihnen ans Herz gelegt sei. Er denke, da die Anregung zu einer Kollekte gänzlich von ihm ausgehe und dem

Wunsche vieler in der Versammlung entspreche, so werde ich wohl nichts dagegen haben. Ich bat jedoch, von der angekündigten Bedingung nicht abzugehen; denn gerade der Grund, der von dem freundlichen Vorsitzenden für eine Kollekte angeführt war, sei mein stärkster Wunsch dagegen. Mein Wunsch sei es gerade, daß sie sich beschwert fühlten von dem Bewußtsein der großen Not Chinas, und daß sie unter diesem Druck Gott fragen sollten, was sie zu tun hätten. Wenn sie nach betender Überlegung überzeugt seien, daß sie weiter nichts zu geben brauchten, als einen Geldbeitrag, so könne derselbe an irgend eine in China arbeitende Missionsgesellschaft oder an meine Adresse in London gesandt werden. Aber vielleicht verlange Gott in manchen Fällen nicht einen Geldbeitrag, sondern daß sie sich selbst ihm zum Dienste da draußen weihten oder einen lieben Sohn, eine liebe Tochter hingäben, was viel köstlicher sei als Gold.

Ich fügte hinzu, eine Kollekte könne gar zu leicht den Eindruck erwecken, als wäre Geld die Hauptsache, während doch die höchsten Geldsummen auch nicht eine einzige Seele bekehren könnten. Was not tue, das seien vom heiligen Geiste erfüllte Männer und Frauen, die sich selbst der Mission widmeten. An Geldmitteln zum Unterhalt solcher werde es dann nie fehlen.

Herr Puget fügte sich meinem dringenden Wunsche und schloß die Versammlung. Er sagte mir aber beim Abendbrot, er glaube, ich habe einen großen Fehler gemacht. Am nächsten Morgen kam mein freundlicher Wirt etwas spät zum Frühstück und sagte, er habe eine schlaflose Nacht verbracht. Nach dem Frühstück bat er mich, mit in sein Studierzimmer zu kommen, überreichte mir einige Beiträge, die ihm doch am Abend vorher in der Versammlung übergeben waren, und sagte: „Ich dachte gestern, mein lieber Herr Taylor, Sie hätten unrecht mit der Kollekte; aber jetzt bin ich überzeugt, daß Sie recht haben. Ich mußte heute Nacht immer an die Seelen in China denken, die in der Finsternis dahingehen, und konnte zuletzt nur rufen: Herr, was willst du, daß ich tun soll? Ich fühlte mich dann gedrungen zu diesem Beitrag.“ Damit überreichte er mir einen Wechsel von 500 Pfund Sterling (10000 Mark), indem er hinzufügte, wenn gestern abend eine Kollekte gehalten wäre, so würde er nur ein paar Guineen (à 21 Mark) gegeben haben.

Der Wechsel sei die Folge davon, daß er einen großen Teil der Nacht im Gebet zugebracht habe.

Evangelische Missionen 1895, S. 92 f.

---

135. Missionsbischof Crowther und seine Mutter.

Am 3. August 1846 zogen Townsend und Crowther unter dem Jubel der Christen und Heiden und aufs freundlichste vom Oberhäuptling Sagbua bewillkommt, in die Stadt Abeokuta ein. Hier war es auch, daß Crowther bald darauf, am 21. August die große Freude erlebte, seine Mutter Afala nach einer 25jährigen Trennung wiederzusehen. Sie war seither mehrmals als Sklavin verkauft worden und schließlich von ihren zwei Töchtern ausgelöst worden, mit denen sie in der benachbarten Stadt Abaka lebte. Längst hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihren Adschai je wiederzusehen, bis sie bei Gelegenheit von Townsends erstem Besuch in Abeokuta erfuhr, daß ihr Sohn lebe. Nun fanden sich Mutter und Sohn unverhofft wieder, und das Wiedersehen war für beide ein unvergeßlicher Augenblick. Bald darauf wurden die beiden Schwestern mit ihren Männern und vier Kindern zu Sklaven gemacht, als die Stadt Abaka von Feinden eingenommen und zerstört wurde. Crowther hatte nun die Freude, sie loskaufen zu können. Seine Mutter aber, die bei ihm geblieben war, kam unter die geistliche Pflege von Missionar Townsend und war eine der ersten Früchte der Abeokuta-Mission. Sie empfing am 6. Februar 1848 die heilige Taufe und in ihr den Namen Hanna. Sie hat noch lange im Hause ihres Sohnes gelebt und dessen Kinder und Kindeskinder heranwachsen sehen. Im hohen Alter ist sie am 13. Oktober 1883 gestorben, „voller Freude, zu ihrem Heiland gehen zu dürfen." Crowther konnte, wenn er auf die Schicksale seiner Familie zu sprechen kam, sich kaum der Tränen erwehren und wußte nicht genug von der Güte Gottes zu rühmen, die alles so wohl gefügt hatte. Missions-Magazin 1892, S. 311 f.

Evangelische Missionen 1904, S. 229: Professor Banerjea.



67. Ein Missionar von Gottes Gnaden.

(Gal. 1, 6—24.)

136. Die ersten Missionare der Brüdergemeine.

Es ist bekannt, was den äußeren Anlaß gab, der, als zündender Funke hineinfahrend, einen heiligen Brand hervorrufen mußte. Es war die Reise Zinzendorfs nach Kopenhagen zur Krönung des dänischen Königs Christian VI. (1731), die Bekanntschaft, die er dort mit dem Neger Anton aus St. Thomas und mit zwei Grönländern machte, und der Bericht, den er, nach Herrnhut zurückgekehrt, davon abstattete. Zinzendorf kannte seine Brüder hinlänglich, um zu ahnen, was folgen würde, und konnte zwei Tage darauf, ohne besondere prophetische Gabe, auf eine Schar singend vorüberziehender Brüder zeigend, zu dem gerade zu Besuch anwesenden Görlitzer Superintendent Schäfer sagen: „Unter diesen sind Boten zu den Heiden nach St. Thomas, Grönland und Lappland.“ Wenige Tage darauf boten sich die ersten vier Brüder an, um im Namen der Gemeine das Evangelium nach Grönland und Lappland zu tragen. Man wartete noch ein ganzes Jahr, ehe man sich entschließen konnte, sie auszusenden. Da aber fragte man am 16. Juli 1732 über Leonhard Dober das Los, und als dieses antwortete: „Lasset den Knaben ziehen, der Herr ist mit ihm,“ da waren alle Bedenken zu Ende. Am 21. August 1732 machte Leonhard Dober sich auf den Weg nach St. Thomas. Der Zimmermann David Nitschmann sollte ihn begleiten, um bei der ersten Einrichtung behilflich zu sein. Ihre ganze Barschaft bestand in sechs Talern, die sie sich selbst erspart hatten; dazu gab Zinzendorf jedem einen Dukaten. Auch ihre Instruktion ließ an Einfachheit nichts zu wünschen übrig: „Sie sollten sich in allen Dingen vom Geiste Jesu leiten lassen.“

Graf Zinzendorf fuhr mit ihnen in seinem Wagen bis Bautzen. Draußen vor dieser Stadt hielt der Wagen. Sie knieten unter freiem Himmel nieder, Zinzendorf segnete Dober unter Handauflegung. So verabschiedeten sie sich. Von da aus pilgerten die beiden Sendboten zu Fuß weiter, sie waren einsame Pilger. Nirgends fanden sie Zuspruch und Aufmunterung. Ihr Vorhaben deuchte allen ein Märlein, man stellte ihnen die

Schwierigkeit, ja die Unmöglichkeit ihres Planes vor. Nur die Gräfin Stolberg in Wernigerode richtete sie auf mit den Worten: „Nun denn, gehet hin, wenn sie euch auch totschlagen um des Heilandes willen, er ist es alles wert.“ Auch in Kopenhagen legte man ihnen alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg. Als der Oberkammerherr von Pleß sie gefragt hatte: „Wie werdet ihr denn in St. Thomas durchkommen?“ da hatte Nitschmann gesagt: „Wir wollen als Sklaven mit den Negern arbeiten!“ und als jener antwortete: „Das könnt ihr nicht, das wird man durchaus nicht zulassen!“ da war die Antwort gewesen: „So will ich als Zimmermann auf meinem Handwerk arbeiten.“ — „Gut!“ entgegnete Pleß, „aber wie der andere, der Töpfer?“ Da hieß es getrost: „Den will ich schon mit erhalten!“ — „Ja, freilich,“ so schloß der Kammerherr, „so kommt ihr miteinander durch die ganze Welt!“ und sie kamen durch; ihr Glaube hat die Welt überwunden.

Evangelische Missionen 1900, S. 110 f.

---

137. Gens aeterna diese Mähren!

Begeistert nahm besonders die ledige Jungmannschaft den Gedanken Zinzendorfs auf, ihr ganzes Leben als „Streiter“ dem Dienst Christi in aller Welt zu weihen. Als Zinzendorf einen solchen Mähren einmal (1747) fragte: „Willst du morgen nach Grönland gehen?“ erwiderte er ruhig: „Ja, wenn ich nur ein Paar Schuhe bekomme.“ Er ist richtig am folgenden Tag abgegangen und hat dann 46 Jahre als Missionar in Grönland gedient. — Als Zinzendorf 1739 auf seiner Reise nach Westindien vor St. Thomas ankam, wo schon mehrere Brüder dem Klima erlegen waren, fragte er seine Begleiter: „Wie aber, wenn unsre Brüder nicht mehr am Leben und niemand mehr vorhanden ist?“ Da meinte der eine, Löhans: „Das kann der Heiland nicht getan haben!“ und der andere, der Mähre Georg Weber entgegnete: „Nun, dann sind wir da.“ — „Gens aeterna (ein unverwüstliches Geschlecht) diese Mähren,“ rief da Zinzendorf bewegt aus. Missions-Magazin 1900, S. 195.

Missions-Magazin 1894, 457 ff.: Der eingeborne Helfer und frühere Professor Bose bei den Tschandals.

68. Die wahren Abrahamskinder.

(Gal. 3, 6—9.)

138. Bekehrung eines Zauberers und Häuptlings.

Es ist natürlich, daß unter den Heiden diejenigen dem Christentum am längsten widerstehen, in deren Hand bis dahin die Vollbringung der priesterlichen Obliegenheiten gelegen hat. Das sind in Afrika fast überall außer den Zauberern die Häuptlinge. Um so größer ist aber dann die Freude, wenn endlich ein solcher Zauberer oder Häuptling der göttlichen Gnade in seinem Herzen Raum gibt. Eine solche Freude ward kürzlich dem Missionar Irle in Deutsch-Südwestafrika zu teil, indem er einen alten Hererohäuptling Kukuri, an dem er fast die Hoffnung schon aufgegeben hatte, doch in elfter Stunde noch hat taufen können. Er schreibt davon: „Es wird Sie freuen und zugleich verwundern, wenn ich Ihnen jetzt mitteile, daß das, soweit man es von einem armen alten Mann, der 96 Jahre in der Finsternis gelebt hat, erwarten kann, geschehen ist. Sie wissen, daß ich die Taufe hoch halte und nicht zu schnell damit bei der Hand bin. Aber bei unserm alten Kukuri, der an einer bösen Krankheit leidend, dem Tode entgegeneilte, haben wir dem Wasser nicht wehren können. Nach der Taufe seiner Söhne und Enkel hatte er oft den Wunsch ausgesprochen, auf dem Kirchhof begraben zu werden. Das hatte mir wiederholt Gelegenheit gegeben, ernst mit ihm auf seinem Krankenlager zu reden. Da, Ende April, sandte er mir durch seinen ältesten Sohn auf einmal seinen ganzen heidnischen Zauberkram. So etwas hatte ich in meinem ganzen Missionsleben von einem alten Heiden und noch dazu Häuptling und Priester seines Stammes noch nie erlebt. Wer die Verhältnisse hier kennt, wie ich sie kenne, — es ist mir nur einmal früher geglückt, in Abwesenheit Kukuris von der Tür seines Ponthoks aus einen ganz flüchtigen Blick auf diesen Zauberkram zu werfen: selbst die nächsten Kinder des Alten hatten das meiste noch nicht gesehen — der muß sich sagen, hier hat Gott in das finstere Herz hineingeredet. Es waren ja die Heiligtümer und Götzen des ganzen Stammes, der heilige Flaschenkürbis, noch von dem Vater Kukuris herrührend, mit einer Menge Amulette, die

Ahnenstäbe, auch von den Vorfahren herstammend, der Opferkorb, in dem alle Opfer an den Altar gebracht und geweiht wurden, der Hauptgötze Otjianondume, mit dessen Hilfe das heilige Feuer erzeugt wurde, wenn es durch irgend einen Zufall erloschen war; der heilige Speer und Kopfputz, der den Alten beim Opfer schmückte. Der Alte ließ mir sagen, er sende mir das alles zum Zeichen seiner Bekehrung; er habe mit dem Heidentum gebrochen. Da ich der Sache nicht traute, ließ ich's jedoch mit der sofort begehrten Taufe noch einige Tage anstehen; ich wollte erst abwarten, ob der Alte nicht doch noch hinterher über dem Fehlen seiner Götzen ein Klagelied anstimmen werde. Ich besuchte ihn aber oft und ließ ihn vom Lehrer unterrichten und ihm aus Gottes Wort vorlesen. Da sagte er: „Was zögert ihr noch? Ich habe mich ja von allen diesen Dingen losgesagt. Ich glaube an Gottes Sohn und will gern gerettet werden."

Nach alle dem, was vorgefallen, und nach manchem Flehen zu Gott bekam ich dann auch die innere Freudigkeit, seiner Bitte zu willfahren. Fast die ganze Gemeinde, an der Spitze die Ältesten, sowie zahlreiche Heiden hatten sich vor dem Hause des Alten versammelt. Es war für mich und alle eine ergreifende Feier. Der Alte konnte nicht mehr sitzen, sondern lag still da; aber er sprach deutlich Wort für Wort das Glaubensbekenntnis und das Gebet nach und antwortete klar auf die ihm vorgelegten Fragen. Nach der Taufe gingen dann alle seine Angehörigen hinein und wünschten ihm Gottes Segen. Timotheus, der Lehrer, fährt bis heute fort mit dem Alten zu beten, ihm vorzulesen und das Wort Gottes zu erklären."

Saat und Ernte 1901, S. 22 ff.

---

139. Wie ein Heide zum Glauben kam.

Der Sohn des Häuptlings Iri von der Insel Bauro (in der Salomonsgruppe) war auf einer Reise nach China gestorben. Fast gleichzeitig mit der Trauerkunde traf Patteson auf der Insel ein. Während die Männer des Dorfs eine Planke von dem Kahne des im fremden Lande gestorbenen jungen Häupt-

lings herbeibrachten, und die Weiber um ihn klagten und ihn besangen, saß der Vater einsam am Strand, eine große Perlmuschel in der Hand, die seinem Sohn gehört hatte. Er nahm nicht teil an den lauten Ausbrüchen des Schmerzes rings um sich her, auch beachtete er es kaum, als ein Bewaffneter aus der Menge hervortrat und, seinen Speer wild schwingend, dem unbekannten Urheber des Todes des Betrauerten Rache schwur. Schweigend schritt er wieder auf sein Haus zu und setzte sich neben Patteson nieder, um den sich bald ein Kreis von Männern sammelte. Es war ein Augenblick, den Patteson nicht ungenützt ließ. „Viele eurer Söhne können euch jetzt schon sagen,“ hob er an, „daß es nicht meine Absicht ist, ihnen bloß Gelegenheit zu geben, fremde Länder zu sehen und euch Äxte und Angeln zu schenken, sondern daß ich euch zu der Erkenntnis des großen Vaters im Himmel und seines Sohnes Jesu Christi bringen möchte. Ihr habt schon oft gehört, daß ihr, wenn ihr sterbet, nicht umkommt wie die Vögel und Fische, die weder denken noch sprechen, noch etwas von dem großen Gott verstehen können. Ihr werdet alle vom Tode auferstehen, und wenn ihr jetzt den großen Gott lieben und ihm gehorchen lernt, wird er euch auf immer zu sich in seinen Himmel nehmen. Wenn ihr aber in Haß und Unfrieden miteinander lebet und stehlt und lügt und ein unreines Leben führt, wird der große Vater, der euch so sehr liebte, daß er seinen Sohn für euch sterben ließ, euch nie glücklich machen und euch nie bei sich im Lichte wohnen lassen, sondern eure Herzen werden hier finster bleiben, und drüben werdet ihr auch für immer in der Finsternis sein.“ Tiefe Stille herrschte nach diesen Worten. Es war klar genug, daß sie der Mehrzahl der Anwesenden sehr unbequem kamen. Erst wenn von den Heiden eine durchgreifende Veränderung ihrer Lebensweise gefordert wird, tritt der Gegensatz zwischen Bösem und Gutem recht hervor, während bei ihrer gastfreien Weise es sehr leicht ist, freundlichen Verkehr mit ihnen zu pflegen, solange man ihnen keinen entscheidenden Schritt zumutet, der das Verlassen langgewohnter Sitten und die Annahme von etwas Neuem, nur unvollkommen Verstandenem und nach ihrem Gefühl schwer zu Übenden in sich schließt. — In der Nacht schlief Patteson an Iris Seite. „Glaubst du wirklich,“ hob da auf einmal der Häuptling in mitternächtlicher

Stille an, „daß ich meinen Sohn wiedersehen werde?" Das Wort von der Auferstehung hatte in seinem verwundeten Vaterherzen einen bereiteten Boden gefunden. Gewiß war dies eine von jenen Nächten, von welchen Patteson einmal sagte: „Manchmal schon, wenn ich auf einer fernen Insel, allein unter achtzig oder neunzig Kannibalen meine Knie vor Gott beugte, überströmte mich plötzlich das selige Gefühl, daß die Gebete meiner Freunde in Neuseeland, England und Australien auch für dieses Werk und für mich zum Throne der Gnade aufsteigen, und mein einsames Flehen sich in das aller Gläubigen auf dem weiten Erdenrund mische." Missions-Magazin 1869, S. 354 f.



69. Die neue Menschheit.

(Gal. 3, 26—28.)

140. Ein begnadigter Schächer.

In einem japanischen Gefängnis in Hiroschima fand vor einiger Zeit eine merkwürdige Bekehrung statt, durch die so recht die Macht des Wortes Gottes erwiesen wurde. Denn ohne jegliche menschliche Einwirkung wurde dadurch das Gewissen eines Gefangenen erweckt, so daß er von selbst seine Sünden offenbarte und ein herzliches Verlangen nach gänzlicher Hingabe an Gott bezeugte.

Von drei Buddhisten, die sich am Mord ihrer reichen Tante beteiligt hatten, waren zwei sogleich nach ihrer Verurteilung hingerichtet worden, wogegen der dritte, der an die oberste Gerichtsbehörde appelliert hatte, für ein Jahr im Gefängnis zurückbehalten wurde. Diesem übersandte ein Unbekannter ein Neues Testament in japanischer Sprache, das der Gefangene mit wachsendem Interesse las. Der Inhalt desselben sprach so zu seinem Herzen, daß es nicht lange währte, bis der Mann von der göttlichen Wahrheit ergriffen, sein sündliches Tun vor Gott und Menschen erkannte.

Die unerträgliche Last seiner Schuld bewog ihn schließlich, den Direktor des Gefängnisses um die Erlaubnis zu bitten, einen

christlichen Evangelisten kommen zu lassen. Am gleichen Tage besuchte ihn seine junge Frau, die ihm mitteilte, daß sich in einiger Entfernung von Hiroschima eine Missionsstation befinde, die unter der Leitung eines christlichen japanischen Predigers stehe. Auf den sehnlichen Wunsch ihres Mannes reiste sie dahin und sprach mit dem Prediger Murata San. Dieser erklärte sich denn auch bereit, den Gefangenen wöchentlich zweimal zu besuchen. Gegen diesen Besuch hatte auch der Buddhistenpriester, der die Zellen beaufsichtigte, nichts einzuwenden.

Wie erstaunt war Murata San, als er bei seinem ersten Besuche fand, daß der Gefangene durch ernste Betrachtung des Evangeliums zum völligen Glauben an den Erlöser geführt worden war. Die erste Frage dieses heilsbegierigen Jüngers lautete: „Was bedeutet Mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen?" Nachdem er noch ein weiteres über das Heil in Jesu Christo mit ihm eingehend gesprochen hatte, bat der Gefangene dringend um die christliche Taufe, doch darauf wollte der Direktor des Gefängnisses nicht eingehen. Erst am Vorabend der Hinrichtung erteilte er hiezu seine Erlaubnis.

Während seiner Besuche erhielt der Prediger tiefe Eindrücke von der Bußfertigkeit, dem Glaubensleben und der Bibelkenntnis des jungen, zum Tode verurteilten Taufbewerbers. Mit größter Genauigkeit wußte dieser jedes Kapitel, jeden Vers anzuführen, wenn Hauptstellen über Sünde, die Gerechtigkeit Gottes und den Opfertod des Heilandes am Kreuz zur Sprache kamen. Auch betonte er dieselben immer mit tiefer, innerer Rührung. Ein ganz besonders liebes Gebet war ihm das „Unservater." Die ungestörte Gemeinschaft mit dem Erlöser verlieh ihm auch eine selige Gemütsstimmung, die ihn selbst in der Todesstunde nicht verließ.

Endlich lief vom Statthalter die Erlaubnis zur Taufe ein. Die heilige Handlung wurde an ihm vollzogen, und mit unaussprechlichem Dankgefühl beging der von Gott begnadigte Sünder diese feierliche Stunde; denn er fühlte sich nun ganz glücklich, seinem Herrn anzugehören und ihn in kurzem von Angesicht zu Angesicht schauen zu dürfen. Ein besonderer Wachposten war ihm beigegeben, der dann nähere Auskunft über seine letzten Stunden erteilte. Der Gefangene schlief ruhig mehrere Stunden. Als er erwachte, faltete er die Hände und betete. Dann schloß

er wieder die Augen und sagte laut: „Der Heiland Jesus ist gekommen!“ Daraufhin betete er lange und schlief noch bis gegen Tagesanbruch, als man ihm das letzte Frühstück brachte und ihn fragte, ob er noch einen Wunsch habe. „Ich bin ein Christ,“ antwortete er, „und als solcher möchte ich auch von Christen begraben werden.“

Mit festem Mut betrat er dann das Blutgerüst und betete. Ehe das Schwert fiel, rief er laut: „Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!“ — So endete der junge Japaner. Alle buddhistischen Priester und Zuschauer waren tiefbewegt von seinem Scheiden und bezeugten ihre Verwunderung, daß die christliche Religion eine besondere Macht besitzen müsse, um eine so erstaunliche Umwandlung bei einem Verbrecher hervorrufen zu können.

Der Prediger Murata San wurde dann noch zu einem andern Gefangenen gerufen. Als die Buddhistenpriester das erfuhren, näherten sie sich ihm, um nach dem Geheimnis zu forschen, das er nach ihrer Meinung anwende, um derartige Wunder der Sinnesänderung und Ergebung an den Gefangenen zu bewirken, wie sie ein solches mit eigenen Augen an dem Mörder beobachtet hatten.

Missions-Magazin 1903, Bibelblätter, S. 59 ff.

---

141. Weihnachten in Purulia.

Pastor Julius Richter erzählt: In Indien gibt es heute noch mehr als 150 000 von armen Aussätzigen, und ihr Los ist heute vielleicht noch trostloser, als es zu des Herrn Zeiten im Heiligen Lande gewesen ist. Sie werden auch in Indien verstoßen und verjagt, ihre Familien sehen sie als solche an, die bei lebendigem Leibe gestorben sind. So müssen sie als Bettler auf den Straßen liegen und in Nässe und Schmutz, in Hunger und Blöße verderben, bis sich der Tod ihrer erbarmt und sie von ihrem Leiden erlöst. Seitdem nun die englische Mission nach Indien gekommen ist, haben sich die englischen und deutschen Missionare dieser Elenden angenommen und sie in Asylen und Hospitälern gesammelt. Das größte solcher Aussätzigenasyle ist bei Purulia, dort von den deutschen Missionaren mit Hilfe

englischer Freunde eingerichtet. Dorthin fuhren wir in der Frühe des ersten Festtages hinaus.

Die armen Kranken hatten sich auf ihre Weise für das Fest gerüstet. Aus großen, roten, gelben, grünen und weißen Lappen hatten sie Fahnen zusammengenäht und damit den Weg zu ihrem Kirchlein geschmückt. Die Straßen zwischen ihren netten, neugebauten Häusern waren sauber gefegt; viele hatten am Abend vorher ein neues, weißes Umschlagetuch bekommen, das hatten sie nun zum Gottesdienst angelegt. Als wir die Kirche betraten, fanden wir sie schon ganz gedrängt voller Leute, alter und junger, großer und kleiner, aber unter allen diesen 600 Kirchgängern vielleicht nicht mehr als ein Dutzend gesunde, alle andern von der unheilbaren Krankheit des Aussatzes befallen.

Es war schrecklich, wenn man sich die Kranken genau ansah. Den meisten waren die Zehen von den Füßen und die Finger von den Händen abgefault und nichts mehr als die eiternden Stumpen geblieben; manche waren am ganzen Körper mit eiternden Wunden bedeckt; manche konnten nur noch an Stöcken daherhumpeln, kurz, es war ein überaus jämmerlicher Anblick. Und doch wie fröhlich stimmten diese Armen die Weihnachtslieder an, wie aufmerksam hörten sie der Predigt zu, wie schnell beantworteten sie die Fragen, die der Missionar in derselben an sie richtete! Man merkte, die Kranken kannten Gottes Wort und hatten es lieb, und, weil sie von allen andern Menschen so verachtet und verstoßen waren, hatten sie um so mehr Vertrauen und Dankbarkeit zu ihren lieben Missionaren, besonders zu ihrem lieben Vater Uffmann, der sie aus dem Elend gesammelt, ihnen ein christliches Dorf gebaut und sie mit Kleidern und Essen reichlich versorgte.

Am Schlusse des Gottesdienstes war noch eine bewegliche Feier, es wurden 79 von diesen armen Aussätzigen getauft. Wenn die Armen von den Landstraßen und den Gassen der Städte her zuerst in das Asyl von Purulia kommen, sind sie meist noch Heiden und wissen nichts vom Heiland, der sich ihresgleichen zuerst angenommen und auch seine Jünger angetrieben hat, sich ihrer anzunehmen. Erst im Asyl lernen sie Gottes Wort und Jesum Christum kennen. Dann wollen sie aber auch sehr bald mit dem Heidentume nichts mehr zu tun haben, sie wollen Christen werden. So kommen sie dann bald

in größeren, bald in kleineren Scharen und bitten um christlichen Unterricht und die Taufe. So viele Große und Kleine hatte ich gar noch nicht auf einmal taufen sehen, Greise in weißen Haaren und Säuglinge an ihrer Mutter Brust und dazwischen Männer und Frauen, Knaben und Mädchen in allen Lebensaltern. In den Augen von Weltmenschen waren ja diese 79 Täuflinge nichts als elende Aussätzige, die in wenigen Jahren an ihrer furchtbaren Krankheit zugrunde gehen müssen. Aber in den Augen der Christen sind auch sie bußfertige Sünder, über die Freude ist im Himmel mehr als über 99 Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Und daß es diesen Armen Ernst war mit ihrem christlichen Bekenntnisse, das zeigten sie gleich am Weihnachtstage. Der Engländer Jackson hatte ihnen 22 M. versprochen, damit sie sich auch ein wenig Kuchen und Süßigkeiten für das Fest kaufen könnten. Sie baten aber, daß man ihnen erlaube, das Geld zum Bau von zwei Betkapellen zu verwenden, wohin sie sich zum Gebet zurückziehen könnten.

Saat und Ernte 1901, S. 90 f.

Evangelische Missionen 1904, S. 117 f.: Die Qualität der Heidenchristen.



70. Wie die Mission die Heidenwelt umändert.

(Gal. 5, 19—22.)

142. Wie eifrig Sakers Gemeinde wurde.

Saker berichtete am 3. Januar 1852, nachdem Verfolgungen über die Gemeinde gekommen waren: „Die Zahl derer, die unsere Gottesdienste besuchen, ist groß, und die ernste Aufmerksamkeit vieler Zuhörer ist überaus erfreulich. Jeden Morgen um vier und fünf Uhr ist das Schulzimmer gedrängt voll von solchen, welche das Wort Gottes hören wollen, und des Abends gehen die Leute nur, wenn man sie fortschickt. Viele strengen sich aufs äußerste an, lesen zu lernen. Manchem ist es gelungen, und wie groß ist das freudige Staunen ihrer Herzen bei jeder neuen Entdeckung der göttlichen Liebe, wie sie in der

Schrift offenbar ist! Sie halten sich die Lippen oder schlagen sich an den Kopf, wenn ihnen die Ausdrücke beim Lesen erklärt werden, und sind außerstande, ihre innere Bewegung zu beschreiben. Oft scheinen sie sogar den Atem anzuhalten, als wenn sie fürchteten, die herrliche Wahrheit könnte ihrem Geist entfliehen, und dann warten sie minutenlang außerstande, den Gedanken, welcher über sie kommt, zu fassen. . . Der Bekehrung folgt die Lust zum Lernen. Unwissenheit wird erst beklagt, wenn die Schuld zur Last geworden ist. Unsere Gemeinde zählt nun 20 Glieder, 25 Taufbewerber, eine Zuhörerschaft, welche unser kleines Gotteshaus füllt, und eine Schule, die zwar nicht groß ist, aber, wie ich hoffe, nachhaltend wirkt." — Daß von Bethel Wirkungen ausgegangen waren, welche den unansehnlichen direkten Missionserfolg an Wert für das Volksleben reichlich ausglichen, war ersichtlich. Saker erlebte z. B. die Abschaffung der heidnischen Mysterien, des „Tschingu" und „Mungi" und ihrer Schreckensherrschaft, und wenn auch der englische Konsul dazu die Veranlassung gab, so wäre sie doch ohne die vorbereitende Arbeit der Mission nicht durchführbar gewesen. Die Grausamkeiten der Volkssitte wurden augenscheinlich gemildert. Manchen Sklaven retteten die Missionare das Leben; manches Kind bewahrten sie vor dem Los, mit der Mutter begraben zu werden; mancher, der wegen angeblicher Hexereien dem Tode zugeteilt war, verdankte ihnen die Rettung. Der König Akwa wurde nicht Christ und hinderte die Mission vielfach. Aber auch er konnte sich ihrem Einfluß nicht entziehen; mit ihren Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit drangen sie immer mehr durch, und schließlich versagte er den Heiden, welche wegen Hexerei einen Mord begehen wollten, die Unterstützung. Ein bemerkenswerter Beweis für die Achtung, welche christliche Gerechtigkeit dem Volk abnötigte, war die in der Volksversammlung aufkommende Sitte, einen Beschluß nur dann zur Ausführung zu bringen, wenn die Christen mit der Majorität stimmten.

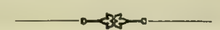
Allgemeine Missions-Zeitschrift 1903, B., S. 104 f.

---

143. Der Häuptling Radja Pontas auf Sumatra.

Auf Sumatra starb am 18. Februar 1900 ein Mann, der sich um die Rheinische Mission unter den Battas große Verdienste erworben hat, der alte Häuptling Radja Pontas. Er war schon in heidnischen Zeiten ein Mann von gewecktem Verstande und weiterem Blick. Er erkannte darum, daß bei den herrschenden Zuständen von Gewalttat und Unrecht, Raub und Mord, Krieg und Menschenfresserei das Volk zugrunde gehen müsse, wenn nicht bald ein Umschwung zum Bessern eintreten würde. Mit Freuden begrüßte er es, als er zwei Mächte auf den Plan treten sah, von denen er die Herbeiführung dieses Umschwunges glaubte erwarten zu dürfen, einmal die holländische Kolonialregierung, die mit starker Hand den groben Ausbrüchen des Heidentums wehren und Zucht und Ordnung herstellen sollte, und zum andern die Rheinische Mission. Als sich 1864 Missionar Nommensen im Tale Silindung niederließ, fand er in Radja Pontas einen treuen Freund und Berater, der auch in Zeiten drohender Gefahr seine Hand schützend über Nommensen und seine Gefährten gehalten hat. Seit seiner Taufe 1867, in welcher er den Namen Obadja erhielt, ist er dann eine Stütze und Säule des Christentums nicht nur in seinem Heimatorte Pea Radja, sondern im ganzen Tale Silindung und darüber hinaus bis zum Tobasee geworden und bis an sein Ende geblieben. Evangelische Missionen 1900, S. 189.

Missions-Magazin 1892, Bibelblätter, S. 45: Der Segen der Bibelgesellschaften. Ev. Missionen 1900, 232 ff.: Blicke in das religiös-sittliche Leben unserer Missionsgemeinden.



71. Die Herrlichkeit des Missionswerkes.

(Eph. 1, 9—10.)

144. Ich hatte nicht geglaubt, daß der Himmel so nahe sei.

Ohne besondere Veranlassung wurden im Jahre 1873 die Christen in Impolweni (Südafrika) von einer tiefen Unruhe über ihr Seelenheil und den Mangel an göttlichem Leben und

Eifer ergriffen. Eine alte 70jährige Frau war gerade gestorben. Schon ihr jahrelanger treuer Christenwandel war der Gemeinde ein erbauliches Exempel gewesen; noch mehr wurde es ihr fröhliches Zeugnis auf dem Sterbebett, daß die Gnade mächtig sei, alle Todesfurcht durch die Hoffnung des ewigen Lebens zu vertreiben. Es scheint, daß dieser Todesfall einen großen Eindruck auf die Gemeinde machte. Aber doch kann unmöglich alles, was nun folgt, auf diese Anregung zurückgeführt werden. Feierliche — nicht durch äußere Veranstaltungen, sondern durch den Ernst aller Anwesenden feierliche — Versammlungen wurden gehalten, in welchen sie sich gegenseitig ihre Fehler und Sünden bekannten und dieselben miteinander beklagten. Eine gemeinschaftliche Gebetswoche wurde gehalten. Ganze Nächte brachten die Erweckten auf benachbarten Bergen zu, um Gott vereint anzuflehen, er möchte sie doch eine neue Geistestaufe empfangen lassen. Und ihre Gebete blieben nicht unerhört. Nicht nur wurden die Frommen in ihrer ersten Liebe erneuert, sondern sie hatten die unaussprechliche Freude, daß 53 neugeborne Seelen der Gemeinde hinzugefügt wurden, darunter eine ansehnliche Zahl aus den Heiden. Manche andre wurden wenigstens zur Frage gebracht: was sollen wir tun, daß wir selig werden? Die Arbeit des heiligen Geistes an den Herzen war eine tief- und stillgehende; nichts Überspanntes oder Ungesundes kam vor. Mit zwei oder drei Ausnahmen gaben die Gemeindeglieder durch ihr demütiges Wesen, ihre ruhige Freude und ihren Eifer für die Bekehrung der draußen Stehenden deutliche Beweise davon, daß etwas in ihnen vorgegangen war, das von Gott, nicht von Menschen ist. Drei in ihren Sünden und in ihrem Widerstand gegen das Evangelium schon altgewordne Heiden, an denen man so gut wie verzweifelt war, wurden jetzt bekehrt! Ebenfalls sehr augenfällig war die Wirkung der Gnade an einem jungen Heiden, namens Janje. Derselbe war durch sein überaus heftiges Temperament der Schrecken seiner Familie gewesen. Zu Zeiten war er geradezu rasend, wohl infolge seiner lasterhaften Gewohnheit, eine Art berauschenden Hanf zu rauchen, der reichlich in jener Gegend wächst. Zu drei verschiedenen Malen hatte er seinen alten Vater grausam gemißhandelt. Jetzt wurde er selbst, sein Vater und seine ganze Familie mit einer Ausnahme bekehrt. Er selbst war im Gefühl seiner früheren Übeltaten tief

zerknirscht; seine Selbstanklagen waren wahrhaft rührend. Nach seiner Bekehrung nahm er seinen Vorrat von Hanf samt dem Rauchapparat und warf alles zusammen in den Fluß. Den einst wilden Janje jetzt demütig zu Jesu Füßen sitzen zu sehen — „bekleidet und vernünftig" — erfüllte alle Gemeindeglieder mit Verwunderung und Freude. Eine alte Frau, die zu gleicher Zeit bekehrt worden war, hatte keine Ruhe, sondern kam in ihrer Herzensfreude über den Fluß herüber ins Missionshaus, weckte den schlafenden Allison mitten in der Nacht und erzählte ihm, was der Herr an ihrer Seele getan habe. Mehr als einmal rief sie aus: „O, ich hatte nicht geglaubt, daß der Himmel so nahe sei!" Missions-Magazin 1875, S. 90 f.

---

145. Das Missionswerk hängt mit dem Wesen der evangelischen Kirche zusammen.

Generalsuperintendent Lohr in einem Vortrage über Missionsgedanken aus dem Epheserbrief: Es will uns heutzutage kaum mehr verständlich sein, wie man in Jahrhunderten ungebrochenen Glaubens und heftigen Eifers für das geschriebene Wort, die Bibel hat lesen können, Vers für Vers und dabei die in ihr enthaltenen Missionsgedanken, Befehle und Verheißungen so wenig entdeckte, daß man gegen einzelne Stimmen, die zum Werk des Herrn an den Heiden aufmuntern, mit Berufung auf die Schrift den heftigsten Widerspruch erhob. Gott selbst mußte erst in der Tatensprache des Missionswerkes den Kommentar liefern. Da wurden den Christen der Heimat die Augen aufgetan, um die Schrift und die Briefe der Apostel zu lesen, wie sie gelesen werden wollen, die Bibel als das große Missionsbuch für die Welt, die Briefe Pauli als Missionssendschreiben an die Adresse der Gemeinden. Nunmehr aber, seitdem wir gelernt haben, in der Missionsbeleuchtung Gottes Wort zu lesen und zu verstehen, ist unsere Verantwortung größer geworden und der Trägheit jede Entschuldigung entzogen. Haben wir den Zusammenhang der Missionsarbeit mit dem Wesen und Bestand unserer evangelischen Kirche erkannt, und dazu sollen neben dem Unterricht der Schrift die tatsächlichen Wechselwirkungen zwischen den Missionsgemeinden draußen und den Kirchen-

gemeinschaften drinnen, die sich reichlich beobachten lassen, dienen, dann muß unsere Beteiligung am Missionswerk das bloß Gelegentliche abstreifen, sie muß in unsere Predigt, in unser Gebetsleben, in unseren Verkehr mit den Gemeindegliedern als lebendiges Herzensbedürfnis hineinwachsen. Die draußen aus den Heiden für den Herrn Gewonnenen müssen uns noch ganz anders als bisher „Nahe" werden, denn dazu hat sie die Kreuzeserhöhung unseres Herrn gemacht und dazu bedarf es lebendiger Beziehungen. Missions-Magazin 1900, S. 283 f.

72. Allerlei Missionsgedanken.

(Eph. 2, 11—12.)

146. Was Heidenknaben wissen.

Dr. Duffs Sohn erzählt, sein Vater habe nach seiner Rückkehr aus Indien im Jahr 1850 einer Christenlehre beigewohnt, in der der zwölfjährige Sohn abgefragt wurde. Der Vater habe dann entsetzt ausgerufen: „Meine Heidenknaben in der Schule von Kalkutta wissen mehr von der Bibel als du."

Missions-Magazin 1902, S. 334.

147. Jesus ist der Retter von der Sünde.

Eine Christengemeinde, welche aus den Ärmsten und Unterdrückten gesammelt ist, kann auf keinem sehr hohen sittlichen und religiösen Niveau stehen. Die rücksichtslosen heidnischen Herren in Indien tun alles, um die Christen ihre Macht doppelt fühlen zu lassen und sie mit List oder Gewalt wieder zum Abfall von ihrem Glauben zu bringen. Besonders die christliche Sonntagsfeier ist ihnen ein Dorn im Auge; oft drohen sie den Christen: „Wenn ihr des Sonntags nicht auf unsern Äckern arbeitet, könnt ihr auch an den Wochentagen wegbleiben; wir werden uns andere Arbeiter suchen." Dennoch machen die kleinen Gemeinden im Innern und Äußerlichen Fortschritte, und es fehlt nicht an einzelnen Christen, die ihrem Glauben

Ehre zu machen versuchen. „Der Missionar, welcher Jesum als den Retter von Sünde anpreist," — heißt es in einem Bericht, — „begegnet seitens der Hindu oft der Antwort: Aber wie steht es mit dem Leben der Christen? Und da es in Indien wie anderswo räudige Schafe in der Herde gibt, glaubt die Menge leicht mit diesem Einwand den Prediger aus dem Sattel gehoben zu haben. Ich antworte: Gewiß, es gibt unter unsern Leuten hier und da traurige Beispiele; aber was haltet ihr von dem bekehrten Kaller so und so aus der Diebskaste? Unweigerlich antworten sie: Ja, der ist ein guter Mann. Ich stehe nicht an zu sagen, daß das Leben dieses bekehrten Diebes den Tausenden seiner Kaste eine bessere Predigt hält, als alle Prediger und Katechisten, welche sein Dorf das ganze Jahr hindurch besuchen. Als letztes Jahr sein Acker viermal so viel trug als die Felder seiner heidnischen Nachbarn, sagten sie: „Sein Gott entschädigt ihn für die Ernten, die wir ihm stehlen, um ihn mit Gewalt zum Hinduismus zurückzubringen."

Evangelische Missionen 1904, S. 40 f.



73. Vom Amt des Heidenmissionars.

(Eph. 3, 1—10.)

148. Der Glaube an Gottes Walten bedingt nicht unsere Untätigkeit.

An der Ansicht: „Gott sitzt im Regiment, er wird die in Ostasien sich anbahnenden Verhältnisse schon ordnen und nach seinem Wohlgefallen lenken. Lassen wir ihn darum walten und greifen wir ihm nicht vor," ist jedenfalls soviel richtig, daß Gott im Regiment sitzt und daß er gegenüber den Geschehnissen in der Welt umher kein müßiger Zuschauer ist; und somit wird auch bei dem unvermeidlichen Zusammenstoß zwischen weißer und gelber Rasse einmal er das letzte Wort sprechen. Gewiß, das glauben wir! Doch dieser Glaube an Gottes Walten bedingt nicht unsere Untätigkeit; denn wie der Mensch vermöge seines freien Willens die Pläne Gottes zu durchkreuzen imstande

ist, so kann er sie umgekehrt auch fördern. Wenn es also durchaus richtig ist, zu sagen, daß wir Gott nicht vorgreifen sollen, so dürfen wir auf der anderen Seite im Blick auf das, was in der Welt vorgeht, doch auch nicht die Hände in den Schoß legen. Wie verhängnisvoll wäre es z. B. gewesen, wenn man zur Zeit der Einfälle der Türken in das alte Deutsche Reich sich mit obigem Satz getröstet und auch gesagt hätte: Gott sitzt im Regiment, lassen wir darum ihn walten und greifen wir ihm nicht vor! Und doch waren Erwägungen, wie man sie heute in bezug auf den russisch-japanischen Krieg anstellt, „daß es vielleicht in der Absicht Gottes liege, die stolze Christenheit zu züchtigen durch die Heiden, denn sie habe es reichlich verdient,“ damals gewiß ebenso berechtigt. Die Christen von 1529 und 1683 waren nicht besser als die von 1905, und vollends die Ungarn, die in jenen Zeiten zunächst und am meisten zu leiden hatten, waren nicht weniger zweifelhafte Bekenner der Religion Jesu als heute die Russen, auch verdienten sie ebensowenig Sympathien wie diese. Trotzdem erblickte man in den Türken den gemeinsamen Feind und schritt zu gemeinsamer Abwehr. Ich muß bemerken, daß der Vergleich hier nicht bei den Japanern und Türken liegt, sondern bei unserem Verhalten drohenden Gefahren gegenüber. Handle es sich um die Türkengefahr oder um die „gelbe Gefahr“ oder sonst um eine Gefahr — wir haben in jedem Falle auf Mittel und Wege zu sinnen, wie wir am wirksamsten dem Unheil steuern können, und das trotz unseres Glaubens an die Weltregierung Gottes. Wir Christen sind keine Fatalisten! Es wäre, um ein weiteres Beispiel zu gebrauchen, ebenso töricht als unrecht, wollte man einem hochangeschwollenen Strome gegenüber, der seine Dämme zu durchbrechen droht und Verwüstung ankündigt, untätig zusehen und etwa Betrachtungen darüber anstellen, inwieweit die Bewohner der betreffenden Gegend eine Heimsuchung verschuldet haben, und was wohl Gottes Absichten bei der Sache seien. Nein, sondern es ist Pflicht eines jeden, auch wenn er Gottes aufgehobenen Finger in dem Ereignis erblickt, das Menschenmögliche zur Abwendung der Gefahr, zur Eindämmung der wilden Fluten zu tun. Die „gelbe Gefahr“ nun ist auch ein solcher Strom, dessen Wasser im Steigen begriffen sind, und er wird über die Ufer treten und Verderben bringen, dieser gelbe Strom, wenn nicht beizeiten

Vorkehrungen getroffen werden, dem Übel zu begegnen. So haben wir also auch als Christen nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, der „gelben Gefahr“ entgegenzutreten.

Missions-Magazin 1905, S. 157 f.

---

149. Der Geburtsort der amerikanischen Heidenmission.

Die Geschichte der Versammlung unter dem Heustock, die den Anstoß zur ersten Missionsbewegung unter den Studierenden Amerikas gab und später zur Gründung der ersten amerikanischen Missionsgesellschaft führte, erzählt der Christian Herald in New York folgendermaßen:

Es war am Abend eines Sommertages im Jahre 1806, als fünf junge Studenten des William-College im Schatten eines kleinen Ahornhains am Fuße der Greylock-Berge in einem prachtvollen Tale von Massachusetts beisammen waren. Sie waren nach ihrer Gewohnheit versammelt, um eine stille Gebetsstunde abzuhalten. Im Westen stieg eine dunkle, drohende Wolke auf. Bald begann es zu donnern und zu blitzen, und die kleine Truppe von jungen Männern verließ den Schatten der Ahornbäume, um unter einem Heustock in einem nahen Felde Zuflucht zu suchen. Auf der gegen den Regen geschützten Seite sprachen sie eine Weile von der geistlichen Finsternis Asiens und dem Mangel an Missionaren.

Der Kreis bestand aus den Studierenden Samuel J. Mills, James Richards, Francis L. Robbins, Harvey Loomis und Byram Green. Mills schlug vor, es sollte etwas getan werden, um den Heiden in Asien das Evangelium zu bringen, und alle stimmten bei, daß eine ernstliche Anstrengung gemacht werden sollte. Loomis jedoch hielt das Unternehmen für verfrüht und meinte, die Missionare würden alle ermordet werden, die andern hingegen waren gewiß, daß es der Wille Gottes sei, das Evangelium auszubreiten, und wenn die Christen Amerikas den Plan kräftig unterstützen würden, dann sollte das Werk ohne weitere Rücksichten ausgeführt werden.

Mills sagte: „Wir wollen die Sache dem Herrn im Gebet vortragen. Wir können hier unter diesem Heustock beten, während der Sturm vorübergeht und der Himmel sich aufhellt.“

Alle knieten nieder, und einer nach dem andern erhob seine Stimme für die Heidenmission. Mills war so enthusiastisch, daß er betete, der Herr möge mit seinem Blitzstrahl den Arm treffen, der sich gegen einen Herold des Kreuzes erheben werde.

Als Resultat ihrer Bemühungen wurde vier Jahre später 1810 die erste Missionsgesellschaft in Amerika gegründet. Der Heustock war demnach der Geburtsort einer großen religiösen Bewegung geworden. Genau auf dem Platze, an dem er einst stand und wo die jungen Männer zum Gebet niederknieten, steht jetzt ein Denkmal aus silbergrauem Marmor. Es trägt die Inschrift: „Der Geburtsort der amerikanischen Heidenmission."

Bald teilte sich die Bewegung, die am Heustock ihren Anfang genommen hatte, andern Colleges mit. Unter den „Brüdern," wie sie genannt wurden, die für das Werk in fremden Ländern einstanden, waren Adoniram Judson, Richards, Mills, Gordon Hall und andere, die später berühmte Missionare geworden sind. Die Heidenmissions-Gesellschaft in Amerika war nicht „eine Gesellschaft zum Zwecke andere zu senden, sondern um selber zu den Heiden zu gehen." Ihre Konstitution erklärte und bestimmte, daß niemand aufgenommen werden sollte, der irgend welche Verpflichtungen eingegangen wäre, die unvereinbar mit dem Hinausgehen zu den Heiden seien.

Missions-Magazin 1906, S. 297 f.



74. Ein Missionar nach Gottes Herzen.

(Eph. 3, 8.)

150. Abschiedsworte eines Missionars.

Im Jahre 1864 sind Geschwister Adam in den Missionsdienst in Suriname eingetreten und haben bis jetzt ohne jegliche Unterbrechung in dem ungesunden Klima Surinames ihre Arbeit verrichten können. Das ist etwas Ungewöhnliches, eine besondere Gnadenerweisung Gottes. Und diese Gnade Gottes hat sich offenbart nicht bloß in der Länge der ungestörten Arbeitszeit,

die sie unsern Geschwistern bescherte, sondern auch in dem Segen, der auf ihrer Arbeit ruhte. Mehr zu sagen verbietet uns die gute alte Sitte der Brüdergemeine, die von den Werken ihrer noch lebenden Diener nicht viel Aufhebens zu machen pflegt. Aber das schlichte, herzliche Bekenntnis hier anzuführen, mit welchem Br. Adam seinen Bericht abschließt und welches ganz im Sinne von Lukas 17, 10 abgefaßt ist, — daran kann nichts uns hindern. Er schreibt: „Vorgerückten Alters wegen gedenken wir nun in diesem Jahr aus dem Missionsdienst auszutreten (Br. Adam wurde im Juli 1892 zwar erst 58 und seine Frau im selben Monat 59 Jahre alt; aber in Suriname abgediente Kriegsjahre können wir ohne Übertreibung gern doppelt anrechnen). Schon im vorigen Jahr hatten wir auf unsere Bitte von der Missionsdirektion die Erlaubnis dazu erhalten. Da sich jedoch unser Gesundheitszustand nachher wieder etwas gebessert hatte, so entschlossen wir uns im Vertrauen auf des Herrn Durchhilfe noch ein Jahr zu bleiben. Dieses Jahr, welches wir von Anfang an als ein uns vom Herrn zugelegtes Gnadenjahr angesehen haben, neigt sich nun seinem Ende zu, und der Zeitpunkt unsrer Abreise rückt immer näher. Es sind sehr gemischte Gefühle, mit denen wir uns von unsrem teuren Suriname trennen. Zunächst bewegt uns tief der Abschied von einem Lande, welches uns ganz zur zweiten Heimat geworden ist, und von einem Volke, welches wir lieb gewonnen haben. Weiter empfinden wir eine schmerzliche Beschämung über unsre mannigfachen Versehen und Versäumnisse, die allein dem Herrn bekannt sind, der die Herzen erforscht und alle unsre Handlungen nach seinem göttlichen Maßstab mißt. Vor allem erfüllt uns aber eine warme, innige Dankbarkeit gegen unsern barmherzigen Gott und Heiland, welcher uns so treulich beigestanden und durchgeholfen und uns aus Gnaden gewürdigt hat, ihm 29 Jahre lang ohne Unterbrechung in seinem Weinberge zu dienen, in einem Klima, welches der Hitze und des Fiebers wegen für den Europäer immer etwas Abschwächendes und Ermattendes hat. Er hat uns vor Unglück und Schaden gnädiglich bewahrt und hat uns gesegnet nach Seele und Leib. Wohl hätten wir gern noch mehr Früchte unsrer Arbeit gesehen; doch hat uns der treue Seelenarzt mitunter gezeigt, daß wir nicht ganz vergeblich gearbeitet haben. Das hat uns

immer wieder den Glauben gestärkt, getrost weiter zu bauen an dem Werke des Herrn. Ihm sei Preis und Dank für alles! Amen." Missionsblatt der Brüdergemeine 1893, S. 351 f.

Missions-Magazin 1904, S. 285 f.: Duldende und tragende Liebe sichert den Erfolg.

75. Die Leiden des Missionars in ihrer Bedeutung für die Heidenchristen.

(Eph. 3, 13.)

151. Aus dem Hilferuf Coillards.

„Wir sind zum Sambesi gekommen trotz seines Klimas, trotz allen tausend Schwierigkeiten, im Gehorsam gegen den Herrn. Heute sagen wir, alle wie einer und einer wie alle: gerade die unerhörten Schwierigkeiten binden uns an unsere Mission; weil man am Sambesi stirbt, halten wir sie fest, wartend auf Verstärkung oder Ersatz. Wir verteidigen unsere Festung mit unserem Leben und indem wir die gefallenen Brüder beweinen, schließen wir unsere Reihen fest und rufen noch sterbend: Vorwärts im Namen des Herrn!"

Missions-Magazin 1902, S. 49.

152. Allein in Afrika.

Frau Mathilde Goy, die Ehefrau des Missionars August Goy, eines Gehilfen Coillards, schreibt über den Heimgang ihres Gatten:

Ich hoffte, der Fieberanfall meines Gatten sei überstanden. Wie erschrocken war ich daher, als er am 25. April 1896 plötzlich in seiner ruhigen, gefaßten Weise zu mir sagte: „Meine Liebe, ich glaube, der Herr wird mich von dir wegnehmen und heimholen." — „O nein," erwiderte ich, „das ist nicht möglich, das kann nicht geschehen; denke doch, was sollte ich ganz allein in diesem Lande anfangen, allein mit unserem Kinde?" — „Ja,"

sagte er, „es ist nicht unmöglich, denn es ist des Herrn Wille. Er wird auch für dich und unsere kleine Lucie sorgen.“ — Dann sprach er von seiner Hoffnung des ewigen Lebens und seiner Freude, beim Herrn zu sein allezeit. Hierauf gab er mir noch Grüße und Aufträge für alle seine Lieben in der Heimat auf und nannte eins nach dem andern beim Namen.

Der Abend kam heran, ohne daß eine Änderung in seinem Befinden eingetreten wäre. Ich versammelte unsere Knaben und Mädchen im Krankenzimmer, und wir beteten miteinander. Er selbst nahm noch teil daran und betete mit großer Innigkeit. Dann ließ er die Königin kommen und sprach mit ihr freundlich und eindringlich, wobei er sie ermahnte, doch dafür zu sorgen, daß ihr Dorf kein zweites Sodom werde.

Während der Nacht betete er wiederholt, und zwar mit solcher Klarheit des Geistes, daß niemand sein Ende so nahe geglaubt hätte. Ab und zu forderte er mich auf, nach oben zu blicken und zu sehen, wie Scharen von Engeln ihm entgegenkämen. Ja, er ging gerne heim; er war hiezu bereit. Nur eins beunruhigte ihn noch kurz vor dem Ende: „Wir haben gepflügt,“ sagte er, „und haben gesät; aber ach, was wird wohl die Ernte sein? Wir haben im Dunkeln und Finstern gesät, wir haben im Licht den Samen ausgestreut, aber was wird die Ernte sein?“ — Als sein Ende herannahte, sagte er: „Da sieh, wie nahe die Engel schon sind; sie sind dicht hinter dir. Nun ist alles bereit. O, wie schön, wie herrlich!“ Er bat mich um ein Glas Wasser, richtete sich noch selbst auf, nahm das Glas aus meiner Hand, trank es aus und legte sich nieder. Dann entschlummerte er zum besseren Leben.

Das war Sonntags den 26. April 1896. Da stand ich von aller Welt verlassen, ganz allein in einem fremden Land. Der Mosuto-Evangelist und seine Frau taten zwar alles, was sie konnten, um mir in diesen schweren Augenblicken beizustehen, aber es war mir, als befände ich mich in der trostlosen Einöde einer weiten Wüste. Ja, diese ersten Augenblicke waren schwer, fast nicht zu ertragen. Der Evangelist sandte alsbald einen Knaben ins Dorf, um die Leute wissen zu lassen, daß der Moruti gestorben sei. In weniger denn einer Stunde hatten sich die Königin, die Häuptlinge, Männer, Frauen und Kinder

in und außer dem Hause versammelt, um mir ihre Teilnahme zu bezeugen. Kein Laut ließ sich hören. Schweigend saßen sie stundenlang da; einige weinten still vor sich hin.

Hätte ich nicht aus Erfahrung gewußt und geglaubt, daß der Herr niemals was versieht und daß alles, was er tut, zu unserm Besten und zur Förderung seines Reiches geschieht, ich wäre in meinem Jammer vergangen und völlig zusammengebrochen. So aber konnte ich mich aufraffen und an das Nächstliegende denken. Ich nahm selbst das Maß für den Sarg und das Grab. Dann ging ich hinaus, um einen passenden Platz für die Begräbnisstätte zu suchen und den Knaben zu zeigen, wie sie das Grab machen sollten. Schließlich suchte ich die Bretter für den Sarg zusammen. Der Evangelist ging mir dabei treulich zur Hand, aber allein konnte er den Sarg nicht machen. So zimmerten wir ihn gemeinschaftlich und betteten dann miteinander die irdischen Überreste meines geliebten Mannes hinein. Man kann sich denken, was das alles für mich heißen wollte.

Schon am Samstag hatte ich nach Kazungula, der nächsten Station geschickt und den dortigen Missionar Boiteux gebeten, wenn möglich, nach Sescheke zu kommen. Er traf am Sonntag abend nach Sonnenuntergang ein und hielt dann am Montag morgen den Trauergottesdienst und das Begräbnis. Sein Ruheplätzlein fand mein entschlafener Gatte unter dem Schatten von drei schönen Waldbäumen. Da ruht er an den Ufern des Sambesi unter dem Volk der Barotsi, denen er neun Jahre lang das Heil Gottes in Christo Jesu verkündigen durfte. Ich aber fühlte aufs neue die ganze Schwere meines Verlustes. O, wie verlassen kam ich mir vor! Ohne Eltern, ohne Geschwister, ohne Freunde! Niemand kann sich eine Vorstellung davon machen, wie ich in dieser Zeit der Vereinsamung litt und wie ich mich nach einer Aussprache mit meinen Lieben sehnte. Wie warf ich mich da in die Arme meines Heilandes, wie hielt ich mich an ihm fest. Seiner bedurfte ich jeden Augenblick, daß er mich aufrichtete und stärkte und mir immer wieder aufs neue die tröstenden Worte zurief: Fürchte dich nicht, sei getrost! Ich bin mit dir. Wie trösteten mich in jenen Tagen die Worte des Psalmisten: Ich hebe meine Augen auf zu den

Bergen, von welchen mir Hilfe kommt. Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat.

Missions-Magazin 1902, S. 91 ff.



76. Das Gebet eines Missionars.

(Eph. 3, 14—21.)

153. Gebet für einen Missionar.

Während der Inselfahrten des Bischofs Patteson war in der Kapelle des Seminars in Kohimarama, welches die jungen Leute von vielen Südseeinseln besuchten, folgendes Gebet eingeführt:

„O Herr Jesu, der du einst auf dem Galiläischen Meere wandeltest, der du dessen Wellen stilltest und deine Apostel sicher in den gewünschten Hafen brachtest; der du in deiner großen Liebe deine Jünger nach Emmaus begleitetest und dich ihnen offenbartest, wir bitten dich, segne und beschütze deinen Knecht, unsern Bischof, und alle, die mit ihm auf der Reise sind. Befiehl deinen heiligen Engeln über ihm, daß sie ihn behüten auf allen seinen Wegen. Segne seine Bemühungen, dein Evangelium der Menge der Inseln zu bringen und erhöre unsere Gebete um seine sichere Rückkehr, daß wir dich preisen mögen für und für, der du mit dem Vater und dem heiligen Geist lebest und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!"

Missions-Magazin 1869, S. 358.

---

154. Der Ursprung der Rheinischen Mission.

Es war am Pfingstmontag 1799, daß im Hause des ehrwürdigen Kaufmanns Ball in Elberfeld ein kleiner Kreis von neun, später zwölf frommen Betern, darunter nur zwei Prediger, zusammentrat, um von da ab jeden Montag im Monat abends 8 Uhr um das Kommen des Reiches Christi zusammen zu flehen, Missionsberichte zu lesen, Briefe mit christlichen Freunden im Ausland zu wechseln, ihr Scherflein in die Büchse auf dem

Tisch zu legen, und unter den weithin zitternden Wettern, womit das Jahrhundert sich zu Ende neigte, durch allerlei gottselige Gespräche sich des ewigen Reiches zu trösten, das schon in der Heidenwelt seine Macht und Herrlichkeit zu offenbaren begann. Da redeten sie von den gewaltigen Taten Gottes, dessen Güte und Treue auch in dunkler Zeit sich hatte Tausende lassen übrig bleiben, die ihre Knie nicht beugten vor dem Baal des ungläubigen Zeitgeistes; da rieselten Lebenswasser aus der offnen Bibel in die trostbedürftigen Herzen, da regten sich — ob auch anfangs nur schüchtern, — Geisteskräfte zu entschlossener Tat.

Aus dem Beterkreis wird bald ein Evangelistenkreis durch Wort und noch mehr durch Schrift. Sein Präses, der fromme, eifrige Peltzer, der noch in seinem 66. Jahre englisch lernte, um die englischen Missionsberichte übersetzen zu können, verbreitet in zwanglosen Heften „Nachrichten von der Ausbreitung des Reiches Jesu," um in weiteren Kreisen das Missionsinteresse zu wecken. Auch der näher liegenden geistlichen Not wird nicht vergessen. Traktate, Predigten, Lieder, Neue Testamente, Gesangbücher, Bibeln, die der kleine Verein verbreitet, finden weithin Eingang. Wohl knickt die traurige Zeit, die mit der preußischen Niederlage von 1806 hereinbricht, auch manches lieblich sprossende Zweiglein des kleinen Vereins. Doch nur für wenige Jahre. Je trüber die Zeit, je eifriger setzt der Verein wenigstens sein Seufzen um das Kommen des Reiches fort. Neunzehn Jahre lang stehen die zwölf Beter wie auf heiliger, fast einsamer Warte, ausschauend nach besseren Zeiten. Und sie sollten endlich anbrechen. Die Demütigungen des Vaterlandes läutern den Geist des deutschen Volkes. Mit der Erhebung in den Freiheitskriegen beginnt es wieder den Gott seiner Väter eifriger zu suchen. Nach dem wiedergeschenkten Frieden 1814 und 1815 erweitert sich auch der alte Beterbund trotz der Lücken, die nun der Tod in seine Reihen riß. Aus den sonstigen Zweigen seiner Tätigkeit erwächst die Bergische Bibel- und die Wuppertaler Traktatgesellschaft. Und als der erste Jüngling 1817 sich zur Ausbildung für den Missionsdienst meldet, der dann in die Missionsschule Jänickes nach Berlin gesandt wird, da sieht der greise Peltzer auch für die Missionssache eine neue Zeit im Rheinland anbrechen, er sieht im Geist schon die Friedensboten

hinausziehen aus diesem Tale zu den Heiden, und darf so voll froher Hoffnung im Frieden die Augen schließen.

Allgemeine Missions-Zeitschrift 1878, Beiblatt, S. 81 f.



77. Eine Schilderung des Heidentums.

(Eph. 4, 17—31.)

155. Ein Urteil über die Chinesen.

Der am 26. September 1899 in Tsingtau verstorbene Missionar D. Ernst Faber äußerte sich nicht lange vor seinem Tode nach 35jähriger Tätigkeit in China: „Die Moralität der Chinesen steht tief, da den Männern volle sexuelle Freiheit erlaubt ist. Opiumgenuß, Spielsucht, Lug und Trug, obschon als Laster erkannt, gelten nicht als Schande. Die Erziehung besteht hauptsächlich in veralteter Buchgelehrsamkeit und Phrase, nicht in Anleitung zum Selbstdenken und Forschen. Höflichkeit ist allgemein verbreitet, doch sind Gemeinheit, Rachsucht, Grausamkeit, Hochmut und andere Laster zu oft dahinter versteckt. Reinheit des Herzens und Demut der Gesinnung gehören zu den größten Seltenheiten, man könnte zweifeln, ob sie überhaupt bei heidnischen Chinesen zu finden sind."

Missions-Magazin 1905, S. 163.

---

156. Die Heiden auf Sumatra.

In der Landschaft Lumban Balik sind die Bewohner besonders wild. Auf die schlichte Verkündigung der Glaubensboten folgen Spottreden. Als Beweis der rohen Gesinnung jener Menschen erzählte man folgende Geschichte, die sich kurz vorher dort zugetragen hatte: Es lebte da ein Häuptling Papatil, welcher mit dem Häuptling einer andern Landschaft im Kriege lag. Papatil unterlag aber und wurde selbst verwundet, worauf er durch Vermittler Frieden machen ließ. Er warb sogar um die Hand der Tochter seines Überwinders und kaufte diese für ein anständiges Stück Geld. Das Ganze war aber eine ge-

meine List, denn in seinem Herzen kochte die Rache. Nach langer Zeit, als seine Frau ihm schon einen Sohn und eine Tochter geboren hatte, machte er sich einen teuflischen Racheplan. Er sandte zu seinem Schwiegervater und ließ ihm sagen: „Wir möchten dich gern einmal sehen, damit deine Herrlichkeit uns segne, unsre Kinder sich mehren und unser Reichtum wachse. Komme also mit allen deinen Verwandten zu uns." Der Schwiegervater dachte, es sei nun nichts mehr zu befürchten, da seine Tochter ja schon Kinder mit jenem habe. Denn erst durch die Geburt von Kindern werden bei den Batak solche Verwandtschaften heilig. Er kam also mit seinen Angehörigen. Freundlich wurden sie willkommen geheißen und zu ihrem Empfang ein großes Schwein geschlachtet. In der Nacht aber, als die Gäste friedlich und ahnungslos im Sopo, dem Gasthause, schlummerten, wurden sie plötzlich von den Leuten des tückischen Papatil überfallen und grausam Mann für Mann abgeschlachtet. Den Schwiegervater fraßen sie auf, ja Papatil zwang sein Weib, von dem Fleische ihres eigenen Vaters zu essen. So geht es bei den Heiden auf Sumatra zu!

Evangelische Missionen 1900, S. 242.

Missions-Magazin 1902, S. 101 f.: Wie die Toten ihre Toten begraben. Missions-Magazin 1905, S. 167: Ein Urteil über die Japaner. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 237: Eine heidnische Beerdigung.



78. Der große Umschwung, den die Mission in der Heidenwelt herbeiführt.

(Eph. 4, 17—32.)

157. Der große Umschwung in Japan und China.

Ein amerikanischer Missionar, der 34 Jahre lang in Japan gearbeitet hat und im letzten Jahr nach einem Erholungsaufenthalt in der Heimat wieder auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte, sprach in seinem Abschiedswort über den großen Umschwung, der sich seitdem in Japan wie in China vollzogen habe. Er äußerte sich dabei u. a. folgendermaßen:

Japan ist ein Land der Überraschungen geworden. Zu sehen, wie eine Nation ohne Eisenbahn, ohne Telegraph, ohne Post, ohne Zeitung, ohne Volksschule, ohne einen Gerichtshof, ohne Gesetzbücher, ohne eine Verfassung, ohne ein Parlament, ohne Landarmee oder Marine sich innerhalb eines Zeitraums von 40 Jahren in das Japan von heute verwandelt hat, hat mit Recht die Welt in Erstaunen gesetzt. Als ich im Jahr 1871 nach Japan kam, war es noch lebensgefährlich, ein Christ zu sein. An jeder Straßenecke des Reiches konnte man Edikte gegen das Christentum lesen. In demselben Jahre wurde der erste protestantische Bekehrte in Mitteljapan aus seiner Heimat Kobe fortgeschleppt und in Kioto ins Gefängnis geworfen, wo er im nächsten Jahr starb, und das alles nur um des Verbrechens willen, daß er ein Exemplar des Markus-Evangeliums gelesen hatte. Die erste evangelische Gemeinde in Japan bildete sich in Yokohama im Jahre 1872, und unsere beiden ersten Gemeinden (der amerikanischen Presbyterianer) in Kobe und Osaka wurden erst vor 31 Jahren gegründet. Jetzt haben wir als Erfolg allein in unserer Mission 54 völlig sich selbst unterhaltende Gemeinden aufzuweisen und außerdem 83 andere Gemeinden und Predigtplätze, die zwei Fünftel aller ihrer Ausgaben selbst bestreiten. Im ganzen gibt es heute in Japan über 50000 evangelische Christen.

Größer aber noch ist meine Überraschung gewesen, zu erleben, wie mächtig, wenn auch unbewußt, Japan unter den Einfluß des Christentums gekommen ist und wie es immer mehr christliche Zivilisation annimmt. Japan hat heute mehr als 1000000 beitragzahlende Mitglieder des Roten Kreuzes. Seine leitenden Staatsmänner erkennen die Notwendigkeit einer neuen sittlichen Grundlage für das Volksleben und sagen offen, daß sich das Christentum am besten zu einer solchen Grundlage eigne. Eine ganze Schar ernster, christlicher junger Leute, die in unseren amerikanischen höheren Missionsschulen ausgebildet und darauf von dem internationalen Komitee des christlichen Vereins junger Männer in New York angestellt worden sind, sind in den japanischen Mittelschulen Lehrer und führen viele von den besten Zöglingen dieser Schulen zu Christo. Die freundliche Aufnahme, die die fremden und die japanischen Sekretäre des christlichen Vereins junger Männer bei den Offi-

zieren der Armee gefunden haben, und das, was sie unter den Soldaten in der Mandschurei getan haben, im Zusammenhang mit der Tatsache, daß die meisten Soldaten, als sie zu der Front abrückten, ein Exemplar eines der Evangelien erhielten, macht es gewiß, daß die Majorität dieser halben Million Soldaten von dem Christentum einen sehr günstigen Eindruck erhalten haben wird.

Es ist erst 35 Jahre her, daß Iwakura, damals der erste Minister von Japan, zu den Gesandten der Westmächte, die ihn aufgesucht hatten, um gegen die Gefangensetzung der katholischen Christen von Nagasaki zu protestieren, gesagt hat, daß die japanische Regierung dem Eindringen des Christentums einen ebenso entschiedenen Widerstand entgegensetzen werde, wie etwa dem Einfall einer feindlichen Armee. Und jetzt haben wir volle Religionsfreiheit in Japan, und der Kaiser selbst hat reiche Gaben für verschiedene christliche Zwecke gegeben, z. B. für das christliche Heim für entlassene Gefangene in Tokio, für die Arbeit des christlichen Vereins junger Männer während des Krieges in der Mandschurei und für das Waisenhaus in Yokohama, dessen ernstchristlicher Gründer zudem einen Orden erhielt. Es hat niemals vorher in der Welt ein Beispiel gegeben, daß in einer Nation von dem Umfange Japans die Christen solche rapide Fortschritte gemacht haben, niemals ein Land, das einen solchen hoffnungsvollen Ausblick gewährt, wie das Japan von heute.

Die größte aller Überraschungen in den 34 Jahren ist mir jedoch, zu sehen, wie Gott jetzt Japan gebraucht, um Korea, die Mandschurei und China zu öffnen, ja sogar dazu gebraucht, Rußland eine Verfassung und Religionsfreiheit zu geben. Vor elf Jahren nannte China Japan eine Nation von Zwergen und verlachte seine Kriegserklärung. Heute sitzt China zu den Füßen Japans. Mehr als 5000 chinesische „Studenten" (Zöglinge höherer Schulen), nach dem letzten Bericht 8000, studieren gegenwärtig in japanischen Schulen. Über 500 junge Chinesen sind in der japanischen Militärakademie. Japanische Professoren wohnen in Peking. Japaner haben die Oberaufsicht über die Militärakademie in Wutschang. Japaner sind Instrukteure der chinesischen Armee. Sie lehren in den Schulen, die jetzt neuerdings in jeder Provinz des chinesischen Reiches eingerichtet

werden. Japaner geben viele der chinesischen Zeitungen heraus, helfen den Chinesen große Fabriken errichten und ihre reichen Minen erschließen. Alt-China scheint bereit zu sein für einen großen Aufschwung. Es gleicht einem Fluß, der lange in der kalten Umarmung eines langen Winters festgehalten war. Der Frühling aber öffnet und die Sonnenstrahlen durchdringen die gefrorenen Massen, bis das Eis aufbricht und sich plötzlich eines Tages in Bewegung setzt. Die Augen der ganzen Welt sind seit zwei Jahren auf den fernen Osten gerichtet. Wir haben gesehen, wie Japan seine großen Siege zu Wasser und zu Lande erfocht, und zwar wegen seines unbezwinglichen Mutes und des Geistes, der seine Soldaten beseelte, und wegen der einmütigen Hingabe der ganzen Nation, die hinter ihnen stand.

Bewegten Herzens gedenke ich an China. Ich war vor 41 Jahren für das nördliche China bestimmt. Es war eine von den kleinen Zufälligkeiten, in denen wir die Führungen göttlicher Vorsehung sehen, die mich nach Japan führte und nicht nach China. Aber ein Teil meines Herzens hat seitdem China gehört. Wo ich vermag, da suche ich meine japanischen Christen für die chinesische Mission warm zu machen, auch unsere heimatlichen Gemeinden. O, daß doch einige von den reichen Amerikanern, die bereit sind, von ihren Millionen zu geben, um die großen Universitäten von Amerika auszustatten, auch dazu bewogen werden könnten, in gleicher Weise unserer japanischen Hochschulen zu gedenken und ein halbes Dutzend christlicher höherer Schulen in China zu errichten! Es scheint fast, als wenn die heimatlichen Kirchen schliefen, während China erwacht und als ein Erwachender mit lauter Stimme uns zu Hilfe ruft.

Ich gehe jetzt wieder nach Japan zurück mit einer großen Hoffnung für meine amerikanische Heimat und der noch größeren Hoffnung für das schnelle Kommen des Reiches Gottes in den Nationen des fernen Ostens, und mit dem Glauben, daß die Reiche dieser Welt zu dem Reiche unsers Herrn Jesus Christus werden im Laufe dieses gegenwärtigen Jahrhunderts.

Missions-Magazin 1906, S. 314 ff.

---

158. Der religiöse und sittliche Stand der Evhechristen.

Zur Beurteilung des religiösen und sittlichen Standes der Evhechristen mögen einige charakteristische Ausschnitte aus den Berichten des Inspektors und der Missionare der Norddeutschen Missionsgesellschaft helfen.

Der Besuch der Gottesdienste ist ein recht guter. In Keta finden sich bei 451 Gemeindegliedern sonntäglich zwischen 325 und 400 Personen ein, in Lome steigt die Zahl der Kirchgänger sogar auf 200 Prozent. Die große Opferwilligkeit ist für deutsche Gemeinden vielfach beschämend. Die kleine Lomegemeinde überreichte dem Inspektor eine Begrüßungsgabe von 668 M., die von Keta 1047 M. Missionar Spieß berechnet das Liebesopfer der zur Norddeutschen Mission gehörigen Evhechristen, das in Form von Kollekten, Liebesgaben, Kirchensteuern und dergl. aufgebracht wird, auf 12 000 M. jährlich oder 4,18 M. pro Kopf, die Kinder eingerechnet. Wenn neue Außenstationen besetzt werden, wie es erst kürzlich mit fünf Plätzen an der Straße von Misahöhe nach Atakpame geschah, wird das Land regelmäßig geschenkt. Der sittliche Stand der Gemeinde läßt freilich noch viel zu wünschen übrig. Selbst von den jungen unverheirateten Lehrern ist mancher zu Fall gekommen und der Mission dadurch zeitweilig oder für immer verloren gegangen. Zur rechten Beurteilung solcher Fälle muß man aber den tiefen Stand der Sittlichkeit im engeren Sinne des Worts beim genannten Volke und namentlich auch das schlechte Beispiel vieler im offenen Konkubinat lebender Europäer bedenken. Über den wohltätigen Einfluß der Mission auf die Abnahme des Kannibalismus und andrer Grausamkeiten schrieb Hauptmann Herold schon 1898 in der Kolonialzeitung: „Am besten sieht der den Eingebornen am nächsten stehende Missionar hinter das dunkle Treiben der heidnischen Bevölkerung und ist der Regierung durch zeitgerechte Anzeigen eine wesentliche Stütze. Unter diesen Umständen wirkt der Gedanke tröstend, daß das erfreuliche Fortschreiten der Missionen gleichzeitig eine allmähliche Abnahme heidnischer Grausamkeiten und Mißbräuche bedeutet, welche ihre Ursachen im herrschenden Fetischwesen haben. Sie werden erst vollständig von der Bildfläche verschwinden, wenn der letzte Fetischpriester das Christentum angenommen haben

wird." Diese vernünftigen, in unsern Kolonialkreisen nur noch allzu seltenen Worte fanden eine Bestätigung, als während des letzten Asantekrieges ein abscheulicher Fall von Blutrache in den Hodörfern vorkam. Die vom Bezirksvorsteher eingeleitete Untersuchung ergab die erfreuliche Tatsache, daß sämtliche Christen der Untat fern standen, ja zu ihrer Aufdeckung geholfen hatten. Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 449 f.

---

159. Banza Manteke, eine Stätte des Lichts im dunklen Erdteil.

Recht ungestüm, wie ein ganzer Wilder trat ein Mann auf, der eines Tages seine Zaubermittel zu Missionar Henry Richards brachte, sie auf den Tisch warf und mit fast leidenschaftlichem Affekt erklärte, er wollte damit nichts mehr zu tun haben. Richards mußte ihn ernstlich zur Ruhe und einem gesitteten Auftreten ermahnen; aber der Mann meinte es ernst und, als ihm der Weg des Friedens von Richards nochmals gezeigt war, ergab auch er sich dem Herrn und ist ein treuer Christ geworden. Den nächsten führten Gewissensnöte zu Richards. Er bekannte ihm, daß er keine Ruhe mehr fände, weil er beständig an seine bösen Taten denken müsse. Ob Jesus sie ihm vergeben könne? „Ja, freilich," erhielt er zur Antwort, „eben das ist ja sein Beruf." Da übergab auch er sich dem Herrn. Er ist später ein ordinierter Prediger geworden und hat jetzt eine kleine Gemeinde unter seiner Leitung. So wuchs nach und nach die Anhängerzahl, bis ihrer zehn waren darunter fünf junge Leute; diese ersten waren alle einzeln einer nach dem andern gekommen. Aber nun kam eine mächtige Bewegung über das Volk, gerade, als wenn ein Strom sich erst eine kleine Bresche durch den Damm gebrochen hat und dann machtvoll hindurchbricht. Jetzt geschah es wieder und wieder, daß große Scharen sich auf der Station einstellten. Schon in der Morgenfrühe waren sie da, weil sie erklärten, vor Unruhe über ihre Sünden nicht schlafen zu können. Das war das Werk des heiligen Geistes. „Durch das Gesetz kommt wohl Erkenntnis der Sünde; aber der heilige Geist überführt der

Sünde." Nun dachten sie offenbar nicht mehr, daß sie keine Sünder wären.

Richards hatte jetzt alle Hände voll zu tun, diesen neuerwachsenen Hunger nach Heil und Frieden zu stillen. Er richtete täglich zwei Predigtgottesdienste, morgens und abends, ein. Den ganzen übrigen Tag wurden besondere Zusammenkünfte mit den Angefaßteren abgehalten. Die ersten Bekehrten mußten dem Missionar dabei nun schon zur Hand gehen; jeder von ihnen sammelte um sich einen Haufen von Lernenden und zeigte ihnen, so gut er ihn selbst kannte, den Weg des Lebens. Die Zahl der Christen wuchs von jetzt an rapide; nicht lange, da waren es ihrer Hundert, ja bald Hunderte.

Die Bewegung blieb auch nicht auf Banza Manteke beschränkt, sondern breitete sich in der Nachbarschaft aus und trieb immer weitere Kreise. Die neuen Bekehrten entwickelten einen großen Eifer, die frohe Botschaft weiter zu tragen, und dieser Trieb ist von Richards und den allmählich ihm zur Seite tretenden Missionaren geflissentlich gepflegt worden. Aus den Bekehrten wurden von ihnen die tüchtigsten ausgesucht und zu Evangelisten ausgebildet.

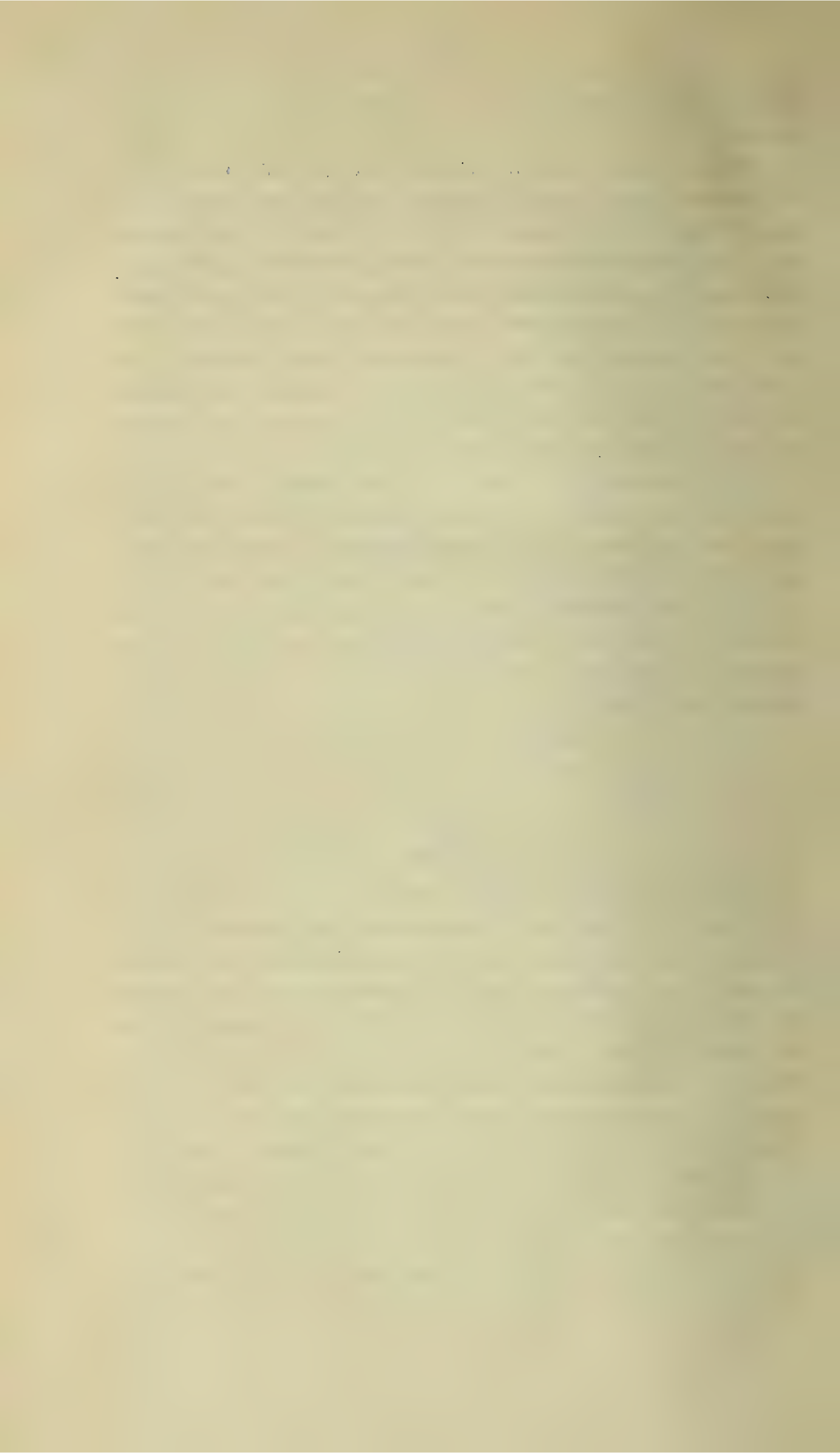
Allgemeine Missions-Zeitschrift 1902, S. 471 f.

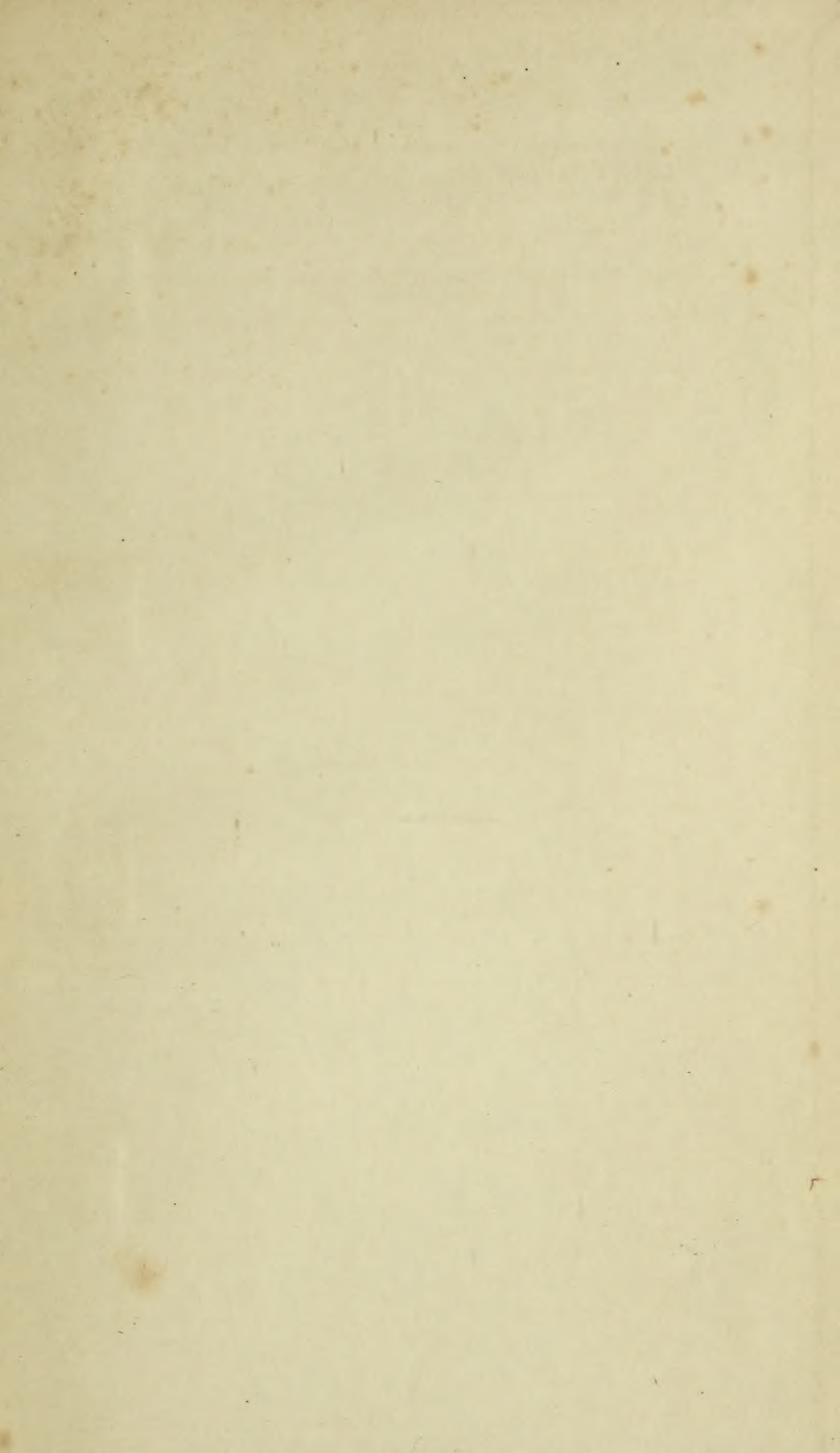
---

160. Ich habe Gottes Gnade an meinem Herzen erfahren.

Missionar Alt in Pahandut erzählt: Zu Weihnachten erfreute uns der Besuch des Tamanggong Petrus von Boïeng. Er freute sich sehr, mit uns das Weihnachtsfest in Kwala Rongan feiern zu können; auch die Gemeinde freute sich seines Besuches. Er rühmte, wie er so gerne tut, die Gnade Gottes, die ihm so reichlich widerfahren sei. Als man ihm u. a. erzählte, daß ein Häuptling am Kahajan von mir 1000 Gulden hätte haben wollen, dafür wolle er Christ werden, sagte er: „Was hat der aber wenig von dem Tuan erbeten! Ich habe so viel durch den Tuan erhalten, daß ich es in tausend Booten nicht laden könnte; denn ich habe Gottes Gnade an meinem Herzen erfahren und kenne den Weg zum ewigen Leben."

Rheinische Missions-Berichte 1900, S. 133 f.










Duke University Libraries
D02741598-